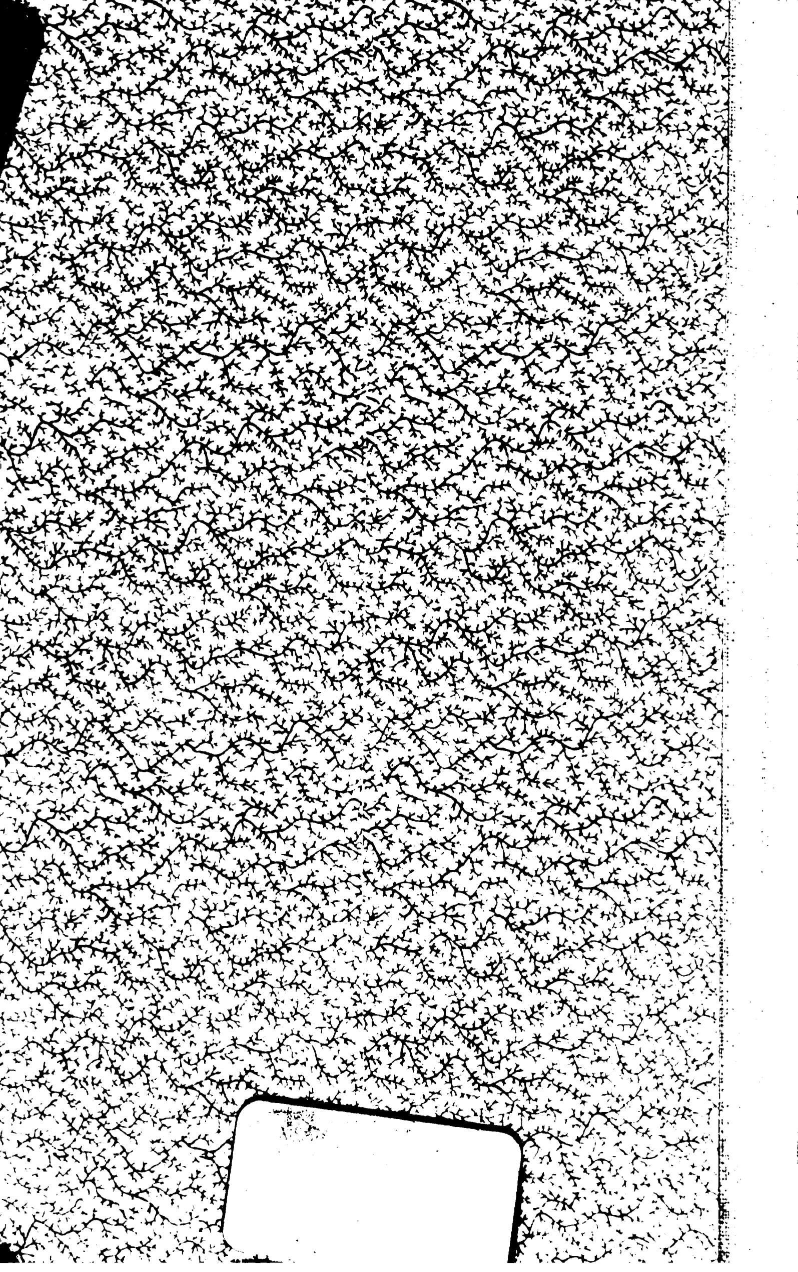
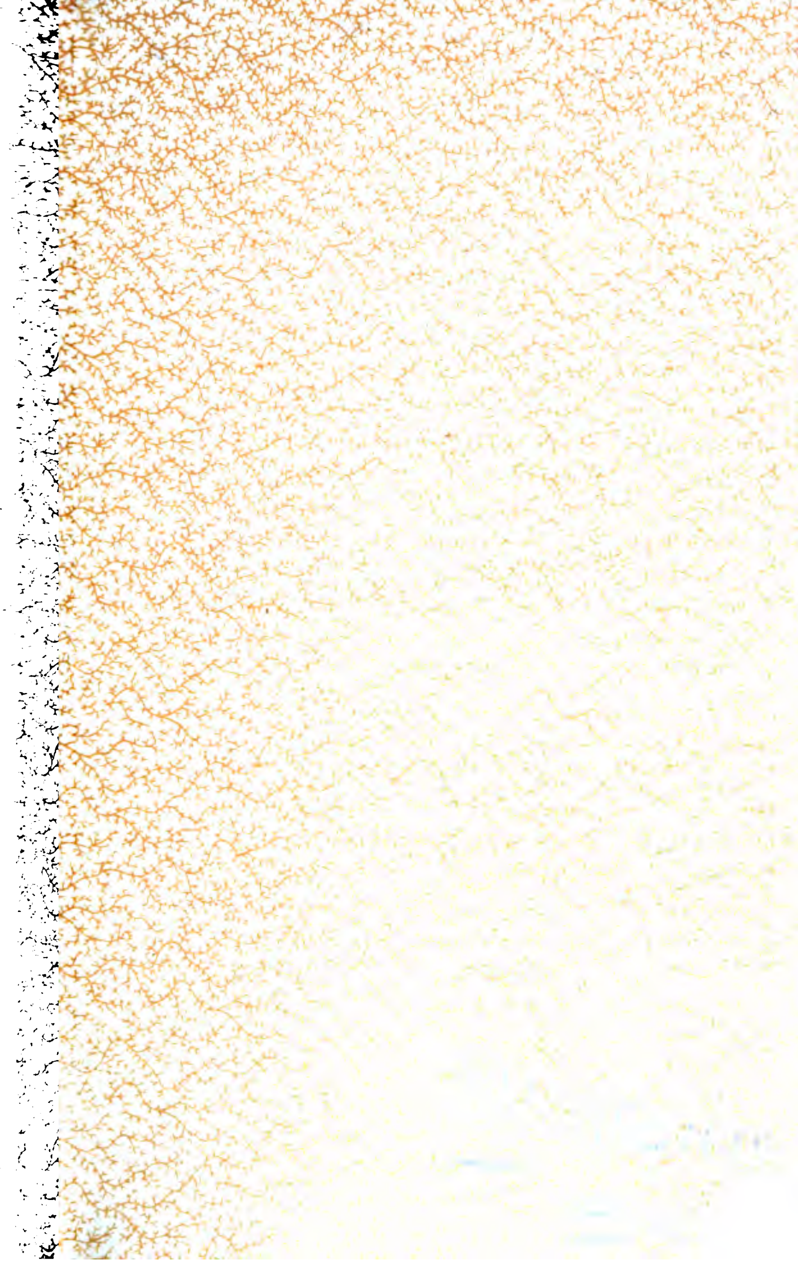
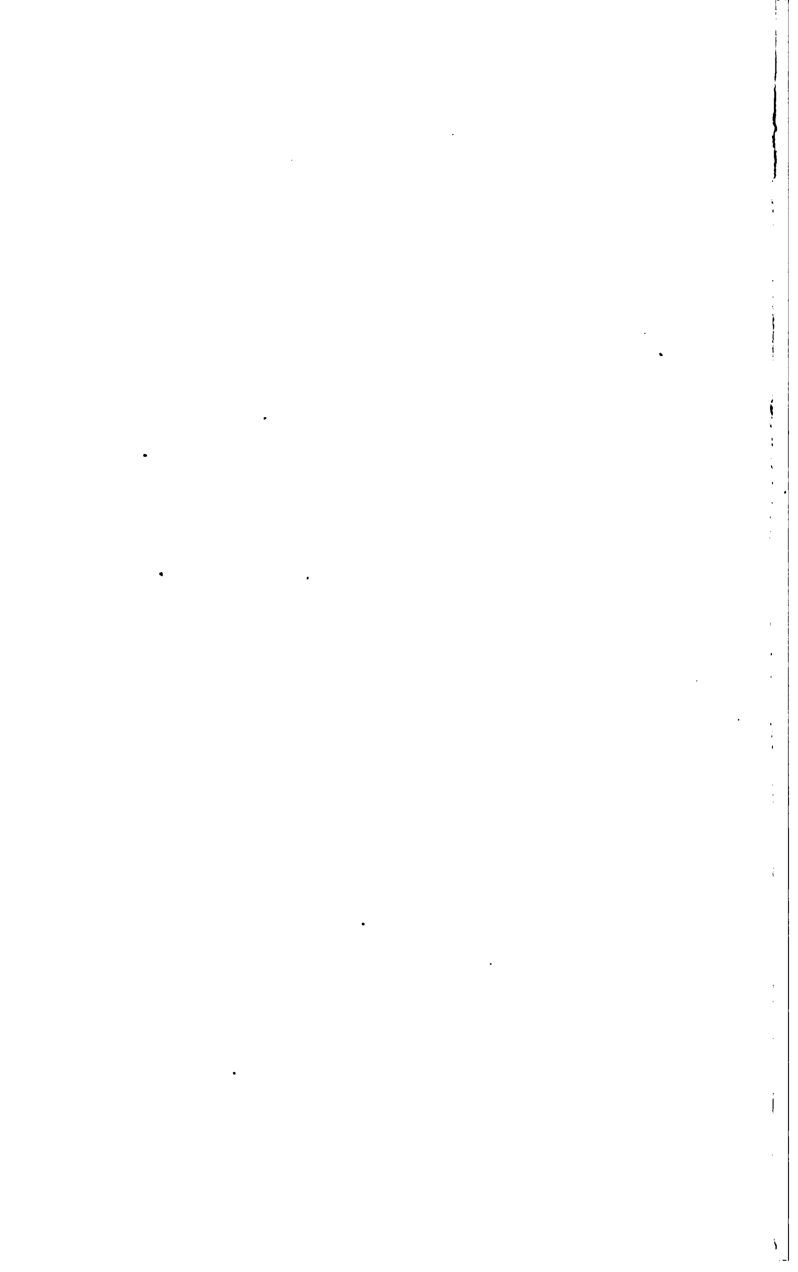
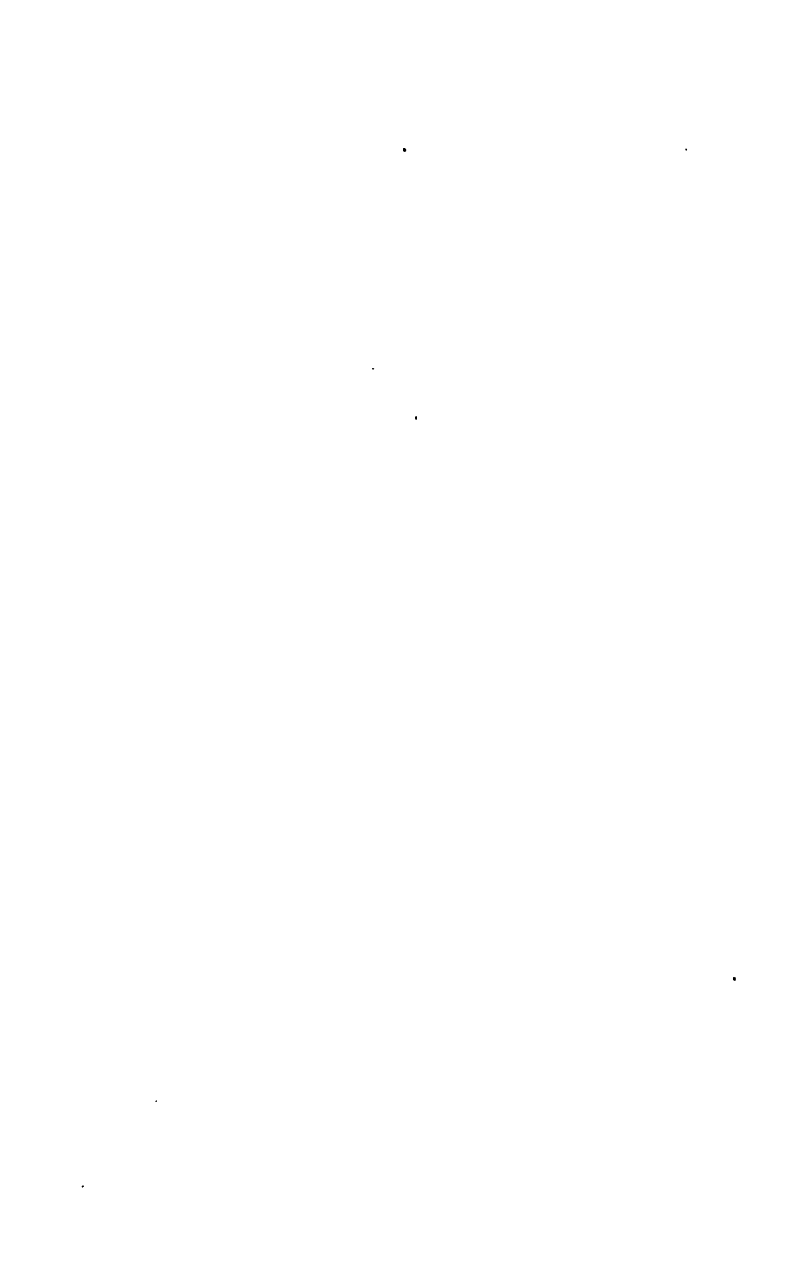
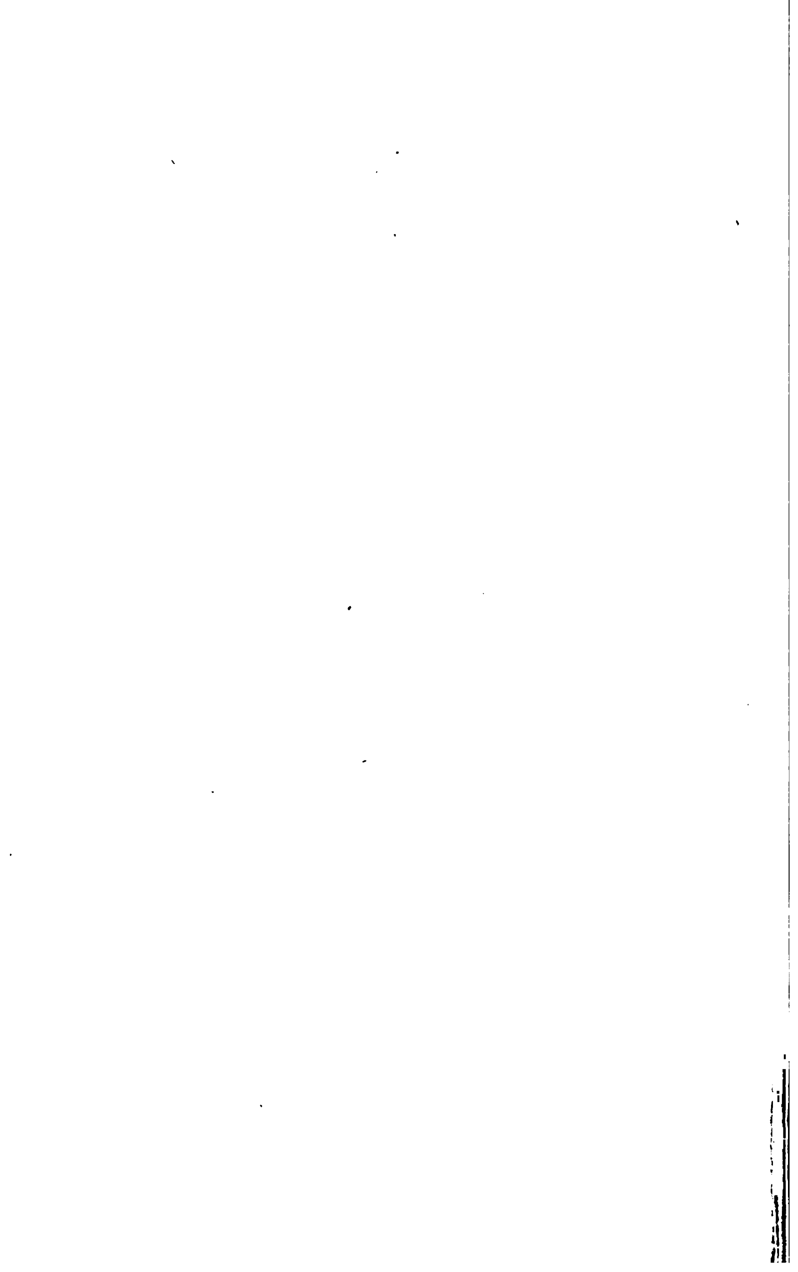










NC

Dieses Buch ist dem Schutze des Publicums empfohlen.

New York Freie Leihbibliothek.

Ottendorfer Branch, 135 Second Ave.

JEDER Bewohner der Stadt New York, über zwölf Jahre alt, der genügende Referenzen bringt, kann ein Buch erhalten.

Man kann auf ein Mal nur einen Band aus der Bibliothek entnehmen, und dieser Band muss mit der Bibliothekkarte des Applikanten, in der, durch die Regeln festgesetzen Zeit, zurückerstattet werden.

Kein Buch darf länger als zwei Wochen behalten werden—Für jeden weiteren Tag ist ein Cent Strafe zu zahlen. Nicht zurückgebrachte Bücher werden abgeholt auf Unkosten des Entlehnenden, welcher kein anderes Buch haben kann, bis alle Gebühren bezahlt sind.

Jedes Buch kann einmal auf zwei weitere Wochen erneuert werden, wenn zur Zeit, oder vor Ablauf des Datums der Rückgabe, Applikation dafür gemacht wird.

Die Zeit für die Auslieferung und die Rückgabe der Bücher ist von 9 A. M. bis 9. P. M. an Werktagen. Sonntags von 4 P. M. bis 9. P. M.

Die Entlehner welche dieses Buch mit Bleistift oder Tinte beschrieben, zerrissen oder sonst beschädigt finden, sollen bei dem Bibliothekar Anzeige davon machen.

Zwei Jahre in Spanien und Portugal.

Reiseerinnerungen

von

Moritz Willkomm.

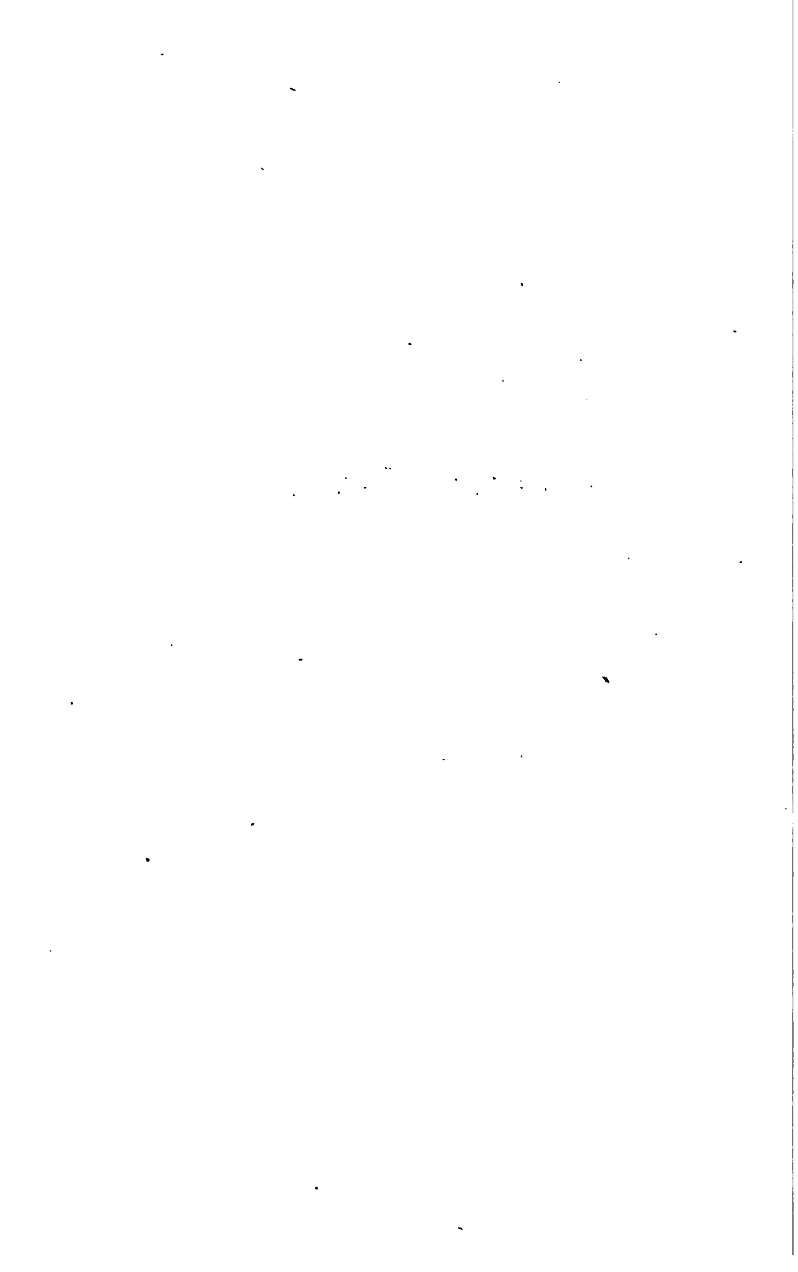
Dritter Band.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1847.

Inhalt.

Drittes Buch.

Drittes Buch.



Erstes Kapitel.

Die Küstengebirge von Granada.

„O süße Labung, wo die Bergluft streicht,
O Leben, dessen Lust nie feiste Ruh' erreicht!"
Byron.

Eine durchsichtige, glänzend blaue Kuppel hing der Himmel Andalusiens über den duftigen Fluren von Malaga. Die Mittagssonne des 7. Juni schoß fast senkrechte Gluthstrahlen auf den regungslosen Azurspiegel des Meeres und kein Lufthauch säuselte zwischen den breiten staubbedeckten Blättern der Feigen- und Wunderbäume (Ricinus communis L.), welche die Straße einfassen. Blaugrüne Chamäleons sonnten ihre schimmernden Schuppenleiber auf den breiten Blattgeästen der stachligen Opuntia und zahllose buntfarbige Eidechsen schlüpften unhörbar an den weißen Mauern der Weingärten auf und nieder, die das ganze Hügelland längs der Küste, so weit das Auge reicht, mit einem goldgrünen Teppich überziehen. Träumerisch neigten die schlanken Palmen ihre zierlichen Blätterkronen über die grauen Ziegeldächer der bäuerlichen Hütten, kein Landmann war zwischen den breitblättrigen Maisstauden und in den wohlgepflegten Gemüsegärten zu sehen, kein Geräusch unterbrach die lautlose

Stille: die ganze Natur schien in den Schlummer der Siesta versenkt zu sein. Da winkte ich noch einmal ein Lebewohl den Thürmen von Malaga zu, die bald hinter den braunen Felsklippen der Punta de los Cántales verschwanden, und trieb mein Pferd zu rascherem Trab an, um noch vor Sonnenuntergang Velez zu erreichen, von wo aus ich von Neuem in die Wildnisse der Felsgebirge von Granada eindringen wollte.

Die Straße nach der genannten Stadt läuft fortwährend am Gestade des Meeres hin, bald in dem heißem Flugsande des Strandes, bald zwischen Weinbergen, an deren Abhängen freundliche Landhäuser von dunkeln Cypressen umkränzt ruhen, bald an felsigen Abhängen sich hinwindend. Zahlreiche Ventorillos laden den Wanderer ein, sich im Schatten ihrer Weinlauben zu erfrischen; aber außer dem Dörfchen el Palo beleben blos Fischerhütten, Wartthürme und hier und da zerstreute Gehöfte die hüglige Gegend. Gleich hinter dem Castillo del Marques, einem kleinem Küstenfort, biegt die Straße landeinwärts in eine äußerst fruchtbare Ebene, von einer Menge von Wassergräben zerschnitten und fast gänzlich von Maulbeerbäumen, Orangen, Mais und Zuckerrohr erfüllt, an deren nordöstlichem Saum der mächtige tafelförmige Wall der Sierra Tejeda, eines Dolomitgebirges von 7300 Fuß Höhe, schroff emporsteigt, während sanftgerundete, mit Wein und Oliven bepflanzte Hügelketten ihren entgegengesetzten Rand bilden. Die vielen Silberpappeln und Ulmen, welche die sandigen Ufer des diese Ebene bewässernden Rio de Velez einfassen, entzogen uns den Anblick der Stadt; als wir aber an den Fluß gelangten, erblickten wir jenseits desselben ihre weißen Häuserreihen und ihre auf steiler Felsenhöhe thronende Burg, um deren alterthümliche Zinnen die südliche Abendsonne eben ihren zauberischen Purpurschleier hüllte.

Velez-Malaga liegt eine Legua landeinwärts vom Meere und ist eine freundliche und lebhafte Stadt, deren Bewohner sich meist mit dem Bau des Zuckerrohrs und der Zucht des Seidenwurms beschäftigen. Ehedem war der Zuckerrohrbau hier sowie überhaupt längs der ganzen Südküste Spaniens sehr bedeutend. Mit der Vertreibung der Mauren ging dieser wichtige und einträgliche Culturzweig zu Grunde und erst in neuerer Zeit hat man wieder angefangen, Plantagen dieses Tropengewächses an den früheren Stätten anzulegen. Gegenwärtig baut der als Naturforscher, Staatsökonom und Publicist wohlbekannte Don Ramon de la Sagra, ehemaliger Director des botanischen Gartens zu Habana, eine große Zuckerfabrik- und Raffinerie in der Nähe dieser Stadt, um dem spanischem Zuckerbau auf die Beine zu helfen. Sollte diese Speculation reüssiren, wie bei den umfassenden Kenntnissen jenes Gelehrten, der lange Jahre in Westindien lebte, kaum zu bezweifeln ist, so dürften die americanischen Colonieen einen empfindlichen Stoß erhalten, denn es ist durch Urkunden constatirt, daß zur Zeit der Mauren beinahe ebenso viel Zucker in Spanien erzeugt wurde wie jetzt auf der Insel Cuba. Herr von la Sagra, den ich in Malaga kennen zu lernen das Vergnügen hatte, versicherte mir, daß nach den gemachten Proben der spanische Zucker in nichts dem westindischem nachstehe und auch der Ertrag des Rohrs bei tüchtiger Pflege an der Küste von Andalusien ebenso reichlich ausfalle wie in Westindien. Gerade aus diesen Gründen steht aber zu befürchten, daß, wenn der Zuckerrohrbau in Spanien wieder rasch emporblühen sollte, er von Seiten der Regierung verboten werden dürfte, wie es in früherer Zeit mit der Cultur der Tabakspflanze der Fall war, die man einige Jahre gestattete, dann aber wieder untersagte, um die Colonieen nicht zu ruiniren.— Velez-Malaga war im Mittelalter eine sehr volkreiche Stadt

und eine der wichtigsten Festungen des Königreichs von Granada. Deshalb wagte sie es, dem König Ferdinand V., welcher sich am 17. April 1487 mit einem Heere von 52,000 Mann auf den benachbarten Höhen lagerte, trotzig die Thore zu verschließen, und capitulirte erst nach zehntägiger Berennung, nachdem das zum Entsatz herbeigeeilte Heer el Zagals in einem nächtlichem Gefecht geschlagen und das schwere Belagerungsgeschütz, das die Spanier durch die unzugänglichen Gebirge von Antequera mit unsäglicher Mühe herbeigebracht hatten, auf den die Stadt beherrschenden Hügeln aufgestellt worden war. Während der Belagerung hätte König Ferdinand bald das Leben verloren. Als er nämlich einmal von einer Anhöhe aus, wo sein Zelt stand, während des Mittagsmahls bemerkte, wie ein christlicher Heerhaufen von einer feindlichen Reiterschaar überfallen wurde, eilte er ganz allein und ohne Panzer aus dem Zelt, bestieg sein Pferd und sprengte mitten unter die Feinde. Es gelang ihm auch, die schon zerstreuten Spanier wieder zu sammeln; nachdem er aber mitten im Kampfe einen Mauren mit seiner Lanze durchbohrt hatte, war er nicht im Stande, sein über den Sattelbaum hinabhängendes Schwert zu ziehen, und würde ohne Zweifel von den Mauren getödtet worden sein, wären nicht der Marquis von Cadiz und Garcilasso de la Vega noch zur rechten Zeit mit frischen Truppen angekommen. Dieses Ereigniß hat die Veranlassung zu dem Wappen von Velez-Malaga gegeben, das man noch jetzt über den Thoren der Stadt in Stein gehauen sieht. Dies ist nämlich ein König zu Pferde, welcher im Begriff ist, mit seinem Speer einen Mauren zu durchbohren. —

Bei trübem Wetter ritt ich am folgendem Morgen von Velez fort und gelangte gegen Mittag nach dem Dorfe Canillas de Aceytuno, welches der am bequemsten gelegene Ort ist, um die Sierra Tejeda von der Südseite aus zu ersteigen.

Der Weg dahin ist eine Zeit lang der in dem reichbebautem Thale des Rio de Velez nach Alhama emporführende Saumpfad; später biegt er rechts in die schroffen, aus kalkigem Geschiebe zusammengesetzten Hügel ein, die sich von der Seeküste an bis an dem Südabhang der Sierra erstrecken, von tiefen, engen Schluchten zerrissen und gänzlich mit Wein bepflanzt sind. Der Anblick dieser schöngeformten Hügel, die an ihrer Nordseite stets steil abfallen, während sie gen Süden in langgestreckte Rücken auslaufen, zwischen deren Kämmen die weißen Wohnungen der Weinbauern schimmern, und die nach der Sierra zu allmälig immer höher anschwellen, bis sie zuletzt Berge von 17 bis 1800 Fuß bilden, ist ungemein unterhaltend; noch malerischer aber das Bild, welches das Dorf selbst von ihren letzten und höchsten Kuppen aus darbietet. Canillas liegt nämlich am unterstem Rande des Hochgebirges in einer Höhe von 1980 Fuß über dem steilem Thalrande eines kleinen Baches, der die geschilderten Weinberge von der Sierra scheidet, umringt von einem Gehölze alter Oliven, die jetzt über und über mit gelblichweißem Blüthenschnee bestreut einen schimmernden Mantel um die dunkelfarbigen Ziegeldächer des Dorfes schlangen. Auf allen Seiten blicken nackte Kalkfelsen von dunkelgrünem Strauchwerk üppig bekränzt über die Häuserterrassen hervor; ein altes verlassenes Kloster, umgeben von zerbröckelndem Burggemäuer, ruht auf senkrechtem Felsvorsprung hoch über den höchsten Dächern des Ortes am Eingange einer dunkeln Kluft, die von der kolossalen röthlichgrauen Felswand des Peñon grande geschlossen wird. Darüber ragen die riesigen, von aller Strauchvegetation entblößten, mit Felszacken und weißem Dolomitgerölle bedeckten Kuppen der Sierra empor, deren fast gleichförmiger Wall von tiefen schauerlichen Schluchten zerrissen ist. Die einzige Posada dieses dem Verkehr schon ziemlich fern liegenden Gebirgsdorfes

war schlecht und schmutzig, ihre Bewohner jedoch freundliche, gutmüthige und uneigennützige Leute, die mir mit der größten Gefälligkeit sogleich ihr eigenes einziges Gemach einräumten. Der Himmel hatte sich unterdessen aufgehellt und trotz der hohen und luftigen Lage des Dorfes herrschte eine entsetzliche Hitze wegen der umliegenden nackten Felswände, von denen die Strahlen der Sonne wie von einem Brennspiegel reflectirt wurden. Trotz dem benutzte ich den Nachmittag zu einem Ausflug in das Gebirge nach dem Peñon grande. Ich besuchte zuerst das höchst romantisch gelegene Kloster, von dem aus man eine prachtvolle Aussicht über das Dorf, das vielfach durchfurchte Weinhügelland und das Meer genießt. Das alte Gemäuer, welches man am Rande des Felsvorsprungs bemerkt, ist der letzte Ueberrest eines in früherer Zeit starken Castells, welches durch manchen blutigen Kampf berühmt geworden ist. Die ganze Gebirgskette, die sich von Alhama an in südlicher Richtung bis an die Küste des Meeres erstreckt, hieß in früherer Zeit die Sierra de Bentomiz und war von einem kriegerischem Maurenstamm bewohnt, der zu den ersten gehörte, die im Jahre 1569 das Geschrei der Rebellion erhoben. Canillas de Aceytuno war der am stärkstem befestigte Ort des Gebirges und bildete daher während des ganzen Krieges einen der Hauptoperationspuncte der spanischen und maurischen Heerführer. Als der Aufstand am 23. Mai 1569 unter dem muthigem Häuptlinge El-Xorayran ausbrach, flüchteten sich die Christen von Canillas in das Castell, wo sie mehrere Tage lang von den Mauren belagert wurden, bis es dem Corregidor von Malaga, Arevalo de Suazo, gelang, sich des Dorfes zu bemächtigen. Die Mauren zogen sich hierauf in den östlichen Theil des Gebirges zurück, wo sie erst einen Monat später der überlegenen Macht der Spanier wichen. Im Spätherbst desselben Jahres standen die Bewohner der Sierra

de Bentomiz zum zweitem Male auf und bemächtigten sich dies Mal auch der Burg von Canillas. Don Antonio de Luna unterwarf sie endlich zu Anfange des Märzes 1570, worauf sie ins Innere von Spanien abgeführt und die Burgen der Sierra geschleift wurden. Im Jahre 1810 ward Canillas de Aceytuno von einer Abtheilung von Sebastianis Heer besetzt und gebrandschatzt. Die jungen waffenfähigen Männer entflohen aber in das Gebirge und überfielen plötzlich die sorglosen Franzosen, von denen nur wenige dem Gemetzel in den unwegsamen Felsschluchten entgingen. Mein Wirth, ein schon hochbejahrter Mann, hatte die Affaire selbst mitgemacht und erzählte sie mir, als wir des Abends beisammen am traulich prasselndem Heerdfeuer saßen.

„Ha, ha, ha!“ — lachte der alte Guerillero hämisch, nachdem er jenen Ueberfall beschrieben hatte, und seine dunkeln Augen sprühten unheimliche Flammen, — „hätten sehen sollen, Herr, wie die verdammten Blauröcke lustig über die Felsen hinabtanzten! Droben im Kloster hatten sich die Officiere eingenistet und die schönsten Mädchen des Dorfes herbeischleppen lassen, um ihren Lüsten zu dienen. Auch meine Schwester war dabei, — aber ich versichere Ihnen, Herr,“ — fuhr der alte Spanier zähneknirschend fort, — „daß meine Navaja dem französischem Hunde, der es gewagt hatte, ihr zu nahen, das Herz durchbohrte! Ha! der Kerl dachte, er sei sicher vor meiner Rache am Altar der Kirche; ich aber riß ihn von dem Crucifix los, das er wimmernd umfaßte, tränkte meinen Dolch mit seinem geilem Blut und stürzte ihn hinab über die Felsen, daß sein zerschmettertes Gehirn nach allen Richtungen spritzte! — Fluch und Tod treffe alle Fremden, die es je wagen, die Spanier zu unterjochen!“ —

Mit einem raschem Zug leerte der feurige Greis seinen

Becher. Alle Uebrigen folgten seinem Beispiel und der Ruf: „Viva España!“ scholl in dem räucherigem Raume wieder. Noch lange lauschte ich den Erzählungen des Wirths, des Alcalden und anderer Bewohner des Ortes, welche die Kunde von der Ankunft eines Fremden herbeigelockt hatte. Das Gespräch bewegte sich theils um die Ereignisse des vergangenen Bürgerkrieges, während dem Canillas ebenfalls manchen schweren Schlägen ausgesetzt gewesen war, theils um das Regiment des General Narvaez und die jüngsten Vorgänge in Malaga, über die man von mir als einem Augenzeugen ausführliche Auskunft verlangte. Erst spät suchte ich mein ärmliches Lager, von dem ich mich bei Tagesanbruch wieder erhob, um, geführt von einem Knaben, in Vicentes Begleitung zum höchstem Gipfel der Sierra emporzusteigen.

Ich kenne kein anderes Gebirg Spaniens, welches sich so furchtbar steil erhöbe wie die Sierra Tejeda. Diese stellt einen gewaltigen, fast gleichhohen, von WSW. nach OSO. gerichteten Kamm dar, dessen Gipfel ein ziemlich geräumiges Plateau bildet. Nach Norden zu senkt sie sich zwar noch immer steil, doch um Vieles sanfter zur Vega von Granada hinab als an ihrer Südseite, die beinahe unter 50° geneigt ist. Im Westen schließt sich die Sierra Tejeda an die Gebirge von Alhama an, von denen sie die tiefe Schlucht des Puerto de Zaffaraya trennt, durch welchen die von Velez-Malaga nach Alhama führende Straße läuft, während sie sich östlich theilweis mit der hinter ihr liegenden Sierra de las Almijarras verbindet, theils in eine außerordentlich zerrissene und von Kiefern bewaldete Kette phantastisch gestalteter Kalkberge von 2 bis 5000 Fuß Höhe übergeht, deren südlichste Vorsprünge unmittelbar von den Fluthen des Mittelmeers bespült werden. In früherer Zeit soll das ganze Hochgebirg mit Taxusbäumen bewachsen gewesen sein,

woher es seinen Namen erhalten hat (vom spanischem Wort Tejo, Taxusbaum); jetzt finden sich blos noch wenige in den höchsten Theilen der Sierra. Nach mühsamem Emporsteigen erreichten wir um 9 Uhr eine gewaltige Gruppe von Dolomitfelsen, die auf zwei Seiten von grausigen Abgründen umringt ist und el Cerro de la Matanza — die Mordkuppe — heißt, weil sie der Schauplatz eines mörderischen Kampfes zur Zeit des Aufstandes der Moriscos war. Ungemein großartig ist die Aussicht sowohl auf den majestätischen Wall der Sierra selbst und in die furchtbar tiefen Felsschlünde, die ihn durchfurchen, als auf das Hügelland von Velez, die Gebirge von Malaga und das Meer. Selbst Gibraltar und einen Theil der africanischen Küste sieht man ganz deutlich mit unbewaffnetem Auge. Einige Hundert Fuß höher sprudelt eine helle kalte Quelle, die Fuente de la Gitana, woselbst wir einige Zeit rasteten, um unser frugales Frühstück zu verzehren, das der Knabe in seiner „Esportilla" (kleiner, biegsamer, aus den Blättern der Zwergpalme geflochtener Korb) trug. Die Sierra Tejeda ist ebenso wasseram wie das Hochgebirg von Yunquera. Außer der genannten Quelle und drei bis vier andern findet man nirgends Wasser, selbst nicht in den Gründen. Von der Fuente de la Gitana an führt der schmale Fußsteig im Zickzack steil aufwärts an dem von losem Gerölle und feinem, fußtiefem, blendend weißem Dolomitsande überschüttetem Abhang, der sich von handhohen Halbsträuchern und zahllosen blühenden Alpenkräutern von den buntesten Farben bedeckt zeigte. Gegen Mittag gelangten wir auf das obere Plateau, das sich nach Norden zu sanft hinabsenkt und viele flache Gruben und Unebenheiten besitzt, die theilweis noch mit klafterhohem Schnee erfüllt waren. Diese Stelle heißt los Ventisqueros und wird während des Sommers häufig von den armen Bewohnern der Umgegend besucht, um den Schnee zu holen

und ihn nach Malaga in die dortigen Conditoreien zu schaffen. Die Ventisquieros liegen am nördlichem Fuße der höchsten Kuppe der Sierra, die sich in Gestalt einer flachen Blase sanft emporwölbt und nach Osten schaut. Es war 1 Uhr vorüber, als wir sie erreichten. Die Aussicht muß bei völlig reinem Horizont ungeheuer sein; damals aber war der Himmel blos nach der nördlichen Seite zu hell, während beinahe die ganze andere Hälfte eine allmälig immer höher emporrückende dicke Wand weißer Wolken einnahm, die bereits den Fuß der Sierra selbst verhüllte. Das Vorrücken dieser Wolkenmassen, die sich binnen einer Stunde, während ich in den Ventisquieros botanisirte, urplötzlich mit unglaublicher Schnelligkeit gebildet hatten, — denn so lange wir an der Südseite des Gebirges emporgestiegen waren, hatte sich noch nirgends ein Wölkchen am Himmel gezeigt, — bot ein ebenso seltsames als interessantes Schauspiel dar, zwang uns aber, schnell auf unsern Rückzug zu denken, was mir bei dem außerordentlichem Pflanzenreichthum des Gebirges leid that. Nach Norden zu war die Aussicht herrlich. Man überschaut die ganze Ebene von Granada mit all ihren umliegenden Gebirgen, einen großen Theil der Bergketten von Jaen, die Sierren von Alhama, Loja, Antequera und Ronda und im Osten die Sierra Nevada, die noch vollständig in ihr Winterkleid gehüllt majestätisch aus den übrigen röthlichblauen Bergen hervortauchte. An ihrem Fuße bezeichnete ein weißlich schimmernder Fleck das paradiesische Granada. Gern wäre ich länger auf dem Gipfel geblieben, allein die Wolkenwand, die bereits die Felsen oberhalb der Fuente de la Gitana umschleierte, nöthigte mich zur Rückkehr. Unterwegs jagten wir einen Wolf auf, setzten ihm aber vergeblich nach, indem er sehr schnell über die Felsen hinabsprang, wohin zu folgen wir nicht für rathsam hielten. Er besaß die Größe eines ausgewachsenen neufundländer Hundes

und war von dunkel graubrauner Farbe. Es ist dies der einzige Wolf, den ich in Spanien mit eigenen Augen gesehen habe; er rannte aber gleich davon, sobald er uns erblickte. Nach kurzem Hinabsteigen wurden auch wir von dem feuchtkaltem Wolkenmantel umhüllt, der sich unterhalb der Quelle der Zigeunerin bald in einen feinen durchdringenden Regen auflöste, so daß wir derb durchnäßt nach Canillas zurückkamen. —

Noch verhüllte eine dicke Wolkendecke den größten Theil der Sierra, als ich am Morgen des 11. Juni von Canillas de Aceytuno aufbrach, um mich den Fuß des Gebirges entlang nach der Seeküste zu begeben. Dieser Landstrich gehört zu den malerischsten Gegenden von Andalusien. Der Weg, ein blos für Saumthiere gangbarer Pfad, kreuzt fortwährend die zahlreichen Ausläufer des Gebirges, dessen zackige und jede Meile wildromantischer werdende Felsmauer ununterbrochen zur Linken bleibt. Tiefe, von schäumenden Bächen durchrauschte Thäler, über deren schwarze Kieferwaldung und saftig grünes Buschwerk bizarr gestaltete Felsmassen herüberblicken und die einzelne Mühlen und kleine Bauernhöfe in ihrem Schooße bergen, gestatten auf jedem Schritt tiefe Einsichten in das Gebirge; bisweilen gewahrt man ein Dorf an dem Ausgange der größeren Thäler oder eingeklemmt zwischen die Felswände der Schluchten am Ufer reißender Gebirgsströme; die Kämme bieten weite Aussichten auf das indigoblaue Meer und die smaragdenen Weinberge dar: aller Augenblicke ändert sich die Scenerie, jede Wendung des Weges führt neue Landschaftsbilder voll des anmuthigsten Zaubers vor die Augen des Wanderers. Aus der tiefen, von mannshohen Maisfeldern erfüllten Schlucht, durch welche der Bach von Canillas de Aceytuno strömt, geleitete uns der Weg zunächst über einen olivenbedeckten Bergsattel, wo der Flecken Sedella mit seiner zertrümmerten Burg liegt, in ein zweites von grotes-

ken Felsen eingeengtes Thal. Gerade an einer seiner schmalsten Stellen, wo der Bach in tobenden Kaskaden über die scharfen Felszähne hinabbraust, hat man das Dorf Salares erbaut, das man nicht eher bemerkt, als bis man zu seinen Häupten auf der schroffen Felswand steht, an deren schmalen Vorsprüngen die ärmlichen Häuser wie Schwalbennester angeklebt sind. Als wir die gegenüber liegenden, mit Wein bepflanzten Höhen erklommen hatten, wo wir im Schatten einer alten Olive frühstückten, hoben sich die Wolken von dem Gebirge und verschwanden bald gänzlich hinter seinen weißen Geröllekuppen. Die Landschaft gewann nun in den, je höher die Sonne stieg, immer glühender werdenden Tinten der Beleuchtung an Reiz; aber die Hitze erreichte nach wenigen Stunden einen ermattenden Grad, da auch nicht der leiseste Hauch die Luft durchzitterte. Zwischen reichen Weingeländen hinschreitend, rechts das Meer, links das Gebirge, kamen wir bald nach Canillas de Albayda, einem am sanft anschwellendem Fuß der Sierra gelegenenen Flecken, von dessen Häuserreihen aus sich eine reizende Aussicht über das Meer eröffnet. Hier beginnt jene phantastisch geformte Bergkette, welche sich an den hohen Dolomitwall der Sierra Tejeda anschließt. Gleich hinter dem Dörfchen Cómpeta senkt sich der Weg in die wilden Waldschluchten dieses romantischen Gebirges und verläßt sie erst zwei Stunden weiter südöstlich bei dem großem Flecken Frigiliana, in dessen unmittelbarer Nähe der malerischste, durch abentheuerliche Bergformen am meisten ausgezeichnete Theil der Sierra gelegen ist, welche von hier an sich rasch nach dem nicht mehr fernem Meeresstrande hinabsenkt. Das Plateau von Frigiliana war der Schauplatz zweier blutigen Gefechte zur Zeit der großen Rebellion der Moriscos. Das erste fand am 28. Mai 1569 nach der Einnahme von Canillas de Aceytuno statt und in diesem wurden die Spanier total ge-

schlagen und hierauf mit großem Verlust bis Velez-Malaga zurückgetrieben. Anfang des Juni landeten frische Truppen bei Velez, geführt vom Großmeister Don Luis de Requesens, und nun ward ein zweiter Zug gegen die Rebellen unternommen. Am 11. Juni gelangte das spanische Heer vor Frigiliana und griff die Mauren sogleich von vier Seiten an. Allein obwohl diese blos 4000 schlecht bewaffnete Streiter zählten, schlugen sie doch die Angriffe der Spanier dreimal zurück, bis die ihnen in den Rücken fallenden Milizen von Malaga, welche das Gebirge umgangen hatten, sie zur Flucht nöthigten. Die Mauren hatten alle ihre Greise, Frauen und Kinder auf das Plateau von Frigiliana gebracht. Um letzteren die Flucht zu erleichtern, blieben die waffenfähigen Männer willig zurück und ließen sich fast bis auf den letzten Mann von den Spaniern morden. Selbst Frauen sah man kämpfen, um ihren Kindern Zeit zum Entkommen in die Wildnisse des Gebirges zu verschaffen. Dreitausend Maurinnen fielen den Spaniern als Gefangene in die Hände, die sie theils mit kaltem Blute mordeten, theils später verhungern ließen! Diese Grausamkeiten verdienen um so mehr den Tadel der Geschichte, als die Moriscos der Sierra von Bentomiz die Erhebung für ihre Nationalität durch keinen einzigen Mord oder Raub befleckt hatten, wie es wohl in andern Gegenden des Königreichs geschehen war. — Das wohlbebaute Plateau von Frigiliana senkt sich unmerklich nach der blos eine Legua entfernten Küste hinab, wo dicht am Meer das Städtchen Nerja liegt, das ich zu meinem Nachtquartier ausersehen hatte. Der genannte Ort ist freundlich und regelmäßig gebaut und die Aussicht auf das Gebirge und das Meer, welche die Alameda darbietet, die man auf einem in die See hinausragendem Felsvorsprunge, der eine kleine, als Hafen dienende Bucht bildet, angelegt hat, unbeschreiblich reizend.

Tags darauf setzte ich meine Reise weiter fort bis Motril, woselbst ich mehrere Tage blieb, um die Umgegend zu untersuchen. Die reiche Ausbeute der vergangenen Tage hatte die Last meines Pferdes so vermehrt, daß ich gezwungen war, die ganze neun starke Leguas lange Tour bei drückender Sonnengluth zu Fuße zu machen. Die nächsten Umgebungen von Nerja sind sehr schön bebaut; Feigen- und Mandelplantagen erfüllen im Verein mit Wein- und Gemüsegärten die flachen wohlbewässerten Niederungen. Aber gleich jenseits einer seltsamen Felsschlucht, welche die steinige, von Buchsbaum (Buxus Balearica L.) überzogene Hochebene, auf der das Dorf Maro liegt, wie ein Sprung im Erdboden spaltet und die Gränze zwischen den Provincen von Malaga und Granada zieht, tritt man in die von zahllosen Barrancos zerschnittenen Ausläufer der Sierra Tejeda und Sierra de las Almijarras ein, von denen die ganze Küste bis an die Vega von Motril bedeckt wird und deren äußerste Vorgebirge die See meist mit einem hohem Wall malerischer Felsen umgürten. Prächtig ist von den Kämmen aus, welche die vielfach gewundenen Gründe von einander scheiden, der Anblick dieser kleinen tiefblauen Buchten mit ihren romantischen Felsenufern, um deren braunrothe Klippen der perlende Schaum der Brandung einen glänzenden silberweißen Gürtel schlingt. Eine der schönsten Stellen dieser reizenden Küste ist die kesselförmige, zwischen der Punta del Cerro redondo und der Punta de la Mona befindliche Bucht, an deren flachem Sandufer das Fort la Herradura an der Mündung des Rio Jate liegt. Beide Vorgebirge werden von steilen, höchst pittoresk gestalteten Felsbergen gebildet, die senkrecht in die See hinabstürzen. Die sengende Mittagshitze bewog mich, hier kurze Zeit im Schatten einer überhängenden Felswand zu rasten und meine ermatteten Glieder in den durchsichtigen Fluthen des prachtvoll blauen Meeres

zu erfrischen, das leise murmelnd mit dem feinem Ufersande koste. Zwei Stunden östlich von dieser Bucht, die leicht in einen großen und sichern Hafen verwandelt werden könnte, rücken die Berge aus einander und umschließen in weiter Umarmung eine von grünen Weinhügeln umkränzte Ebene, die fast ausschließlich von Zuckerrohrplantagen und Batatenfeldern erfüllt ist und in deren fruchtbarem Schooße die alte Stadt Almuñecar am Fuße eines felsigen, dicht am Strande sich erhebenden Hügels ruht, auf dessen Gipfel die weitläufigen Trümmer einer gewaltigen maurischen Burg schimmern. Diese Stadt hat ein noch ganz maurisches Aussehen und besitzt eine schöne alterthümliche Kirche mit hohem Kuppelthurm. An ihren Namen knüpfen sich manche historische Erinnerungen von hohem Interesse. Hier landete Abberrahman Ben Moawia, der einzige Sprößling aus dem Heldenhause Ommeyah, der dem mordendem Stahle der Abassiden in Damascus entgangen war, im September des Jahres 755 und legte später den Grundstein zu dem mächtigem Kalifat von Cordoba. Hier lebte der greise Muley-Hassan, nachdem er durch seinen Bruder el Zagal vom Thron gestürzt und aus Granada vertrieben worden war, mit seiner Lieblingsgattin Zoraya und deren Kindern, bis ihn el Zagal auf das Schloß von Salobreña bringen ließ. — Die Vega von Almuñecar besitzt eine Breite von einer Legua und wird von zwei Bächen bewässert; gleich darauf windet sich der Pfad von Neuem über die Ausläufer der Sierra de las Almijarras, in deren Thälern eine Menge kleiner Ortschaften und zerstreuter Gehöfte blinken. Es war halb 6 Uhr, als wir auf den letzten dieser Felsenkämme gelangten. Hier überraschte uns eine zauberhafte Aussicht. Zu unsern Füßen breitete sich die drei Leguas breite Vega von Motril aus, eine außerordentlich fruchtbare, von dem zwischen üppigem Pappelgebüsch dem Meer langsam entgegenströmenden Guadalféo bewässerte

Ebene, gänzlich mit Zuckerrohr-, Mais-, Bataten- und namentlich mit Baumwollenfeldern bedeckt, in deren helles Grün dunkele Oliven- und Orangenplantagen eine anmuthige Abwechslung bringen. Unserm Standpuncte gerade gegenüber, blos durch einen breiten Grund von uns geschieden, leuchteten die zerborstenen Burgtrümmer von Salobreña auf schroffem Kalkfelsen, an dessen östlichem Abhange die Häuserreihen des gleichnamigen Dorfes sich emporziehen, und am Fuß der weiten, mit Weinreben bewachsenen Hügelkette des Mogalete, welcher den aromatischen dunkelrothen Moscatel, die nach meiner Meinung köstlichste Sorte von Malagawein, erzeugt, schimmerten die Thürme von Motril aus reichbelaubten Obsthainen hervor. Links im Nordwesten erhob die waldige Sierra de las Almijarras ihre düstern, phantastisch zerklüfteten Felskuppen; im Osten jenseits der herrlichen Ebene thürmte sich hinter dem Kranze der Weinberge der kahle Wall der Sierra de Lujar auf, deren Form an die nicht viel höhere Sierra Tejeda erinnert, und zwischen beiden Gebirgen glänzten die Schneefelder der Sierra Nevada durch das von den Strahlen der Abendsonne goldig umsäumte Gewölk gerade über der dunkeln Schlucht, durch die der Guadalféo seine ungestümen Wogen drängt, um die Ebene von Motril zu befruchten.

Salobreña ist jetzt ein ganz unbedeutendes elendes Dorf. Im Mittelalter war seine Burg ein Staatsgefängniß und Sommerschloß der Könige von Granada und wegen ihrer Uneinnehmbarkeit berühmt. Hier verbrachte der blinde Muley-Hassan, der letzte unabhängige Herrscher von Granada, die letzten Stunden seines thatenreichen Lebens in stummem Trübsinn. Bald nach seiner Ankunft starb er, wahrscheinlich an Gift, das ihm sein eigener Bruder hatte beibringen lassen. Sein Leichnam ward nach Granada gebracht, seine mit Zoraya gezeugten Söhne wur-

den Christen und bekleideten später hohe Aemter am Hofe Isabellas. Nach der Uebergabe von Velez-Malaga unterwarf sich Salobreña sowie Motril, Almuñecar und andere Orte freiwillig dem Scepter der katholischen Könige und vergeblich versuchte Boabdil und achtzig Jahre darauf Aben-Aboo das starke Castell wieder zu erobern. Dieses diente auch noch in späterer Zeit als Veste, bis es von den Franzosen im Befreiungskriege geschleift wurde. Eine halbe Stunde östlich von Salobreña mündet der Guadalféo ins Meer, der jetzt von dem Schneewasser der Sierra Nevada bedeutend angeschwollen war. Nur mit Mühe gelang es uns, durch den breiten, in mehrere Arme getheilten Strom hindurchzukommen, denn es giebt hier wie fast überall keine Brücke. Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange entgegen und drückte flammende Küsse auf die weiße Dolomitstirn der Sierra de Lujar, als wir halbtodt vor Müdigkeit, Hitze und Durst das freundliche Motril erreichten, woselbst ich schon im vergangenem Herbst zwei Tage geweilt hatte.

Ich kenne keinen andern Ort der pyrenäischen Halbinsel, der sammt seiner Umgegend einen so tropischen Charakter besäße wie Motril. Obwohl eine alte Stadt, erinnert doch nichts mehr an die Herrschaft der Mauren; die breiten geraden Gassen, die weißgetünchten, zwar meist einstöckigen, aber modernen Häuser mit ihren blumengeschmückten Balcons, die schlanken, viereckigen, platt abgestutzten Thürme der Kirchen und Klöster, die vielen Gärten, welche nicht allein in den Umgebungen der Stadt, sondern auch hin und wieder in ihrem Innern zwischen den Häusern liegen und in denen einzelne hohe Palmen ihre stolzen Kronen über riesige Bananenstauden, breitblättrige Chirimoyabäume, gelbgrüne Aguacatas (Laurus Persea L.) purpurblüthige Erythrinen, zartgefiederte goldgelbe Cassien und andere fremdartige Gewächse des tropischen America erheben, die riesi-

sigen Cactushecken, in einer Ueppigkeit und Fülle prangend, wie ich sie nirgends mehr angetroffen habe, die saftiggrünen Zuckerrohrfelder, die zahllosen, mit großen schwefelgelben Blumen bestreuten Baumwollenplantagen, die stachligen Ananasbeete, die feuchtheiße Atmosphäre, welche über dieser reichen Ebene ruht: Alles dies verleiht Motril eher das Ansehen eines westindischen Pfanzorts als einer Stadt Europas oder des Orients. Die Vega ist unendlich fruchtbar, wovon die ungeheuern Massen von Melonen, Flaschenkürbissen, Gurken, Wassermelonen, Ananas, Liebesäpfeln, spanischem Pfeffer, Gemüsen und Früchten aller Art, die jeden Morgen in die Stadt gebracht und in riesigen Haufen auf dem Markte aufgestellt werden, unumstößliche Beweise ablegen. Bereits gab es köstliche „Brebas" (Frühfeigen), welche hier die Sonne in den von der milden feuchten Seeluft durchwehten Schluchten beinahe um einen Monat eher zeitigt als jenseits der Sierra Nevada. Auf den benachbarten sonnendurchglühten Hügeln fingen auch die Trauben bereits an weich zu werden und schon zu Anfang des Juli werden ganze Maulthierladungen der herrlichsten Trauben von hier nach Granada gebracht und dort theuer verkauft.

Die Bewohner von Motril beschäftigen sich theils mit Wein- und Ackerbau, theils mit dem Fischfang, welcher hier um Vieles ergiebiger ist als an andern Puncten der südandalusischen Küste. Die Fische von Motril und Almuñecar gelten für die besten des mittelländischen Meeres längs der Küste von Spanien und werden namentlich nach Granada in großen Massen ausgeführt. Um sie vollkommen frisch bis in die 12 Leguas entfernte Hauptstadt zu bringen, brechen die Arrieros, die sich mit ihrem Transport abgeben, gegen Abend von Motril auf und überschreiten die hohen Gebirge während der Nacht, um möglichst bald nach Sonnenaufgang nach Granada zu gelangen.

Man legt die Fische, sobald sie aus der See kommen, in frisches Laub eingehüllt dicht über einander und bedeckt die oberste Schicht mit Eisstücken, worauf man noch eine dicke Lage grüner Blätter über den Korb breitet. Dank diesem Verfahren kann man in Granada täglich die herrlichsten Seefische aller Art bekommen, die ebenso frisch und um Vieles schmackhafter sind als in Malaga. Sonst ist der Handel Motrils von keiner Bedeutung und von noch geringerer die Industrie, die sich auf wenige Tuchwebereien beschränkt. Wären seine Bewohner weniger indolent und fänden die wohlberechneten Speculationen der Kaufleute Granadas kräftigere Unterstützung von Seiten der Regierung, als es bis jetzt geschehen ist, so könnte Motril bereits eine reiche und blühende Stadt sein, wozu es seine Lage berechtigt. Der flache Sandstrand seiner drei Viertelstunden entfernten Rhede, deren Zugang das kleine Fort el Barabero vertheidigt und wo jetzt blos ärmliche Fischerhütten und einige aus Rohr errichtete Weinkneipen stehen, eignet sich wie wenige Puncte der spanischen Küste zur Anlegung von Seebädern, die bei der reizenden Gegend gewiß eine große Menge Fremder von nah und fern anlocken würden, sobald man für einige gute Gasthöfe, für geistige und leibliche Unterhaltung Sorge trüge und den Verkehr mit dem benachbarten Bade Lanjaron und mit Granada durch Anlegung guter Straßen und regelmäßige Diligencenverbindung erleichterte. Mit geringem Kostenaufwand könnten die anmuthigsten Spaziergänge und Vergnügungsörter in der schon an und für sich einem Garten gleichenden, zu jeder Jahreszeit üppig grünen Vega angelegt werden. Die romantische Felsenschlucht des Guadalfeo, die Burg von Salobreña, das reizend gelegene Lanjaron, die Dörfer der Sierra de las Almijarras u. s. w. bieten Gelegenheit zu belohnenden Ausflügen dar, die durch Anlegung guter Wege sehr bequem gemacht werden

könnten. Während auf diese Weise der Menschenverkehr bedeutend vermehrt werden würde, könnte dem Handel von Motril emporgeholfen werden, wenn das längst gehegte und mehrmals begonnene Project der granadischen Kaufmannschaft, Motril zur Hafenstadt von Granada zu machen, zur Ausführung käme. Nichts wäre leichter als dies. Zwei Leguas östlich von Motril, jenseits des Cabo Sacratif, befindet sich nämlich ein höchst sicherer, von der Natur selbst gebildeter Hafen, die Bucht von Calahonda, wohin ich gleich in den ersten Tagen einen Ausflug machte, da man mir viel davon erzählt hatte. Die genannte Bucht hat eine hufeisenförmige Gestalt. Ihre beiden Schenkel werden von zwei Ausläufern der Sierra de Lujar gebildet, die in Gestalt hoher schroffer Felsenberge in das Meer vorspringen, das zwischen ihnen eine sehr bedeutende Tiefe besitzt. Unweit des westlichen Vorgebirges liegt ein Fort, das Castillo de Carchuna. Durch Erbauung eines zweiten Forts auf dem Kamme des gegenüber liegenden Caps würde die Bucht vollkommen vertheidigt werden. Letztere ließe sich sehr leicht zu einem sehr geräumigem Hafen erweitern, indem das zwischen den beiden Felsbergen befindliche Ufer aus bloßem Flugsande besteht. Hier liegt das kleine Dörfchen Calahonda, eine Reihe einstöckiger Gebäude, woselbst ein Marineofficier und ein Carabineroposten residiren. Oft flüchten sich bei herannahendem Sturm die vorübersegelnden Schiffe, selbst Dampfbööte in diesen kleinen Felsenhafen, wo sie vollkommen sicher liegen. Freilich kann er bei seinem jetzigen Umfange nur eine geringe Anzahl großer Seeschiffe fassen. Eine wohlgebaute Straße führt von Calahonda über einen felsigen Kamm nach Motril und von dort bis Velez de Benaudalla. Würde diese bis Lanjaron und Granada vollendet, die Bucht von Calahonda zu einem ordentlichen Hafen erweitert, ein Molo und Leuchtthurm daselbst gebaut, so würden

sich gewiß viele begüterte Kaufleute in Motril ansiedeln und der ganze Ex- und Importationshandel von Granada, der jetzt über Malaga geführt wird, über Motril gehen, indem die Entfernung von hier bis Granada 6 Leguas weniger beträgt als von Malaga. Dazu kommt, daß der Axentransport von Motril über Lanjaron nach Granada viel weniger beschwerlich wäre als durch die wilden Felsgebirge von Loja. Daß dieses Project noch immer nicht zur Ausführung gekommen ist, davon trägt die Schuld die Rivalität der Kaufmannschaft von Malaga, deren Handel allerdings einen empfindlichen Stoß erhalten würde, wenn man Calahonda zum Hafen von Granada machte. Denn obwohl der Haupthandel Malagas aus den in seinen unmittelbaren Umgebungen wachsenden Weinen und Südfrüchten besteht, so ist doch die Ausfuhr von Erzeugnissen der Vega von Granada, als Getreide, Hanf, Oel u. dgl. m., sowie von gewissen granadinischen Fabricaten, als Papier, Leder, Esteras (Espartoteppichen), irdenen Gefäßen u. s. w. zu bedeutend, als daß ihr plötzliches Wegfallen nicht fühlbar auf den Handel von Malaga einwirken müßte. Einen noch empfindlicheren Verlust würde aber der Importationshandel von Malaga erfahren, indem jetzt mehr als die Hälfte aller vom Auslande kommenden Waarenartikel, die in den Magazinen von Malaga aufgespeichert werden, nach Granada und von da weiter ins Innere nach den kleinern Ortschaften des Königreichs gehen. Aus diesen Gründen steht zu befürchten, daß jenes für den Handel Granadas gewiß äußerst vortheilhafte Project niemals zur Ausführung kommen dürfte, denn die Kaufmannschaft von Malaga ist wegen ihres Reichthums um Vieles mächtiger als die von Granada.

Motril, welches gegenwärtig an 12,000 Einwohner zählt, besitzt keine Sehenswürdigkeiten irgend einer Art. Seine Kirchen und Klöster sind sämmtlich unbedeutend und es giebt nicht

einmal eine öffentliche Promenade. Die drei in seiner Peripherie gelegenen Capellen, namentlich die des heiligen Antonius, die sich auf einem Hügel in der Vega an der Südseite der Stadt befindet, bieten herrliche Aussichten auf die großartige Gebirgslandschaft dar, welche die Stadt von drei Seiten umgiebt. Die Motrileños sind, wie es scheint, ein sehr munteres lebensfrohes Völkchen. Sie zeichnen sich durch eine höchst eigenthümliche Sprachweise aus, die weniger in besondern Wörtern und Redensarten als in einem seltsam singendem und breitem Tonfall beruht. Die Fischer und die Bauern der Vega sind als diebisch und heimtückisch verschrieen. Ich weiß nicht, ob diese Behauptung begründet ist, glaube aber kaum, daß die Motrileños sittlich verdorbener sind, als es überhaupt die Bewohner der Seeküsten zu sein pflegen. —

Von Motril aus besuchte ich die Sierra de Lujar, die, wie ich schon früher einmal bemerkt habe, im Verein mit der Sierra de Contraviesa einen mit dem Hauptkamme der Sierra Nevada parallel gehenden Küstengebirgszug bildet. Auch sie ist ein Dolomitgebirge, wie die Sierra Tejeda und dieser sowohl an Gestaltung als Vegetation ähnlich, doch weniger hoch, indem ihre höchste Kuppe blos 5580 Fuß, nach spanischen Messungen etwas über 6000 Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt. Ich ritt bei hellem Sonnenschein am frühem Morgen von Motril fort; kaum aber hatte ich das meist kahle Hügelland durchkreuzt, welches von den Weinbergen des Mogalete an den ganzen Fuß der Sierra einnimmt, und Lagua, einen blos aus wenigen Gehöften bestehenden Weiler am unterstem Abhange des Gebirges erreicht, als dichte Nebelsäulen aus den Gründen aufstiegen, die bald scheinbar den ganzen obern Theil der Sierra verhüllten. Nichts desto weniger verharrte ich trotz der Gegenreden Vicentes darauf, das Gebirge zu erklimmen. Bald wurde der Abhang so steil, daß für Pferde

ein ferneres Vordringen unmöglich war. Ich ließ daher mein Pferd unter Vicentes Obhut in einer geräumigen Höhle zurück und erstieg allein mit meinem treuen Hunde den Kamm der Sierra. Ich war noch keine 2000 Fuß emporgeklommen, als der Wolkenmantel aufhörte und heller Sonnenschein und blauer Himmel mich von Neuem begrüßten. Höchst eigenthümlich war von den höhern Theilen des Gebirges aus der Anblick dieses Nebelmeers, das die wie eine mächtige Felseninsel herausragende Sierra umgürtete und in den Strahlen der Sonne theilweis wie Schnee schimmerte. Bald zerriß dieser Wolkengürtel und als ich die höchste Kuppe erreichte, flatterten blos noch einzelne Flocken um die Gründe des Gebirges. — Die Sierra de Lujar scheint noch wasserarmer zu sein als die Sierra Tejeda. Wenigstens habe ich nirgends eine Quelle entdeckt und wäre ich nicht einem Ziegenhirten begegnet, der mich gutmüthig aus seiner mit Wasser und Wein gefüllten Kürbisflasche erquickte, so hätte ich vor Durst verschmachten können. Der höchste Gipfel der Sierra gewährt eine entzückende Aussicht nach allen Seiten hin. Namentlich ist er wie wenige Puncte geeignet, um sich einen genauen Ueberblick über das verwickelte Gebirgsland der Alpujarras, besonders über die Thäler des Rio de Cadiar und Rio de Orgiva, die gerade der Länge nach vor den Blicken des Beschauers liegen, sowie über die niedrigere Sierra de Contraviesa zu verschaffen. Ich verweilte deshalb lange Zeit hier oben, um mir die topographischen Verhältnisse dieser Gebirge genau zu verzeichnen. Am großartigstem war der Anblick der noch tief hinab in Schnee gehüllten Sierra Nevada, die wie eine ungeheuere Silberkrone auf den grauen Locken der Alpujarrasriesen ruhte und an deren Abhang das lang hingestreckte Lanjaron aus seinem dunkelgrünem Orangen- und Castanienkranze schimmerte. Weniger grandios, doch beinahe düsterer, ist das Bild, welches die

im Westen jenseits der Thalschlucht des Guadalfeo liegende Sierra de las Almijarras darbietet, ein hufeisenförmig gestaltetes Gebirge, das sich durch die Zerrissenheit seiner Formen und durch dunkle Nadelwaldung vor den übrigen Sierren auszeichnet. Wendet man die Augen ostwärts, so wird man nicht wenig durch die anmuthige Landschaft der gänzlich mit Wein bedeckten und von zahllosen Winzerhäuschen wimmelnden Sierra de Contraviesa überrascht, an deren nördlichem Fuße die Thürme von Torbiscon emporblitzen und hinter welcher im Osten der ernste kahle Marmorwall der Sierra de Gador die Aussicht schließt. Nach Süden zu übersieht man die reizende Vega von Motril, einen großen Theil der Küste und ein ungeheueres Stück Meer. —

Am Nachmittage des 16. Juni schied ich auf immer von dem freundlichem Motril, um mich abermals nach Granada zu begeben, welcher Ort mir von Neuem mehrere Monate lang als Standquartier dienen sollte. Da es meine Absicht war, auf einem Umwege, durch die Wildnisse der botanisch noch völlig unbekannten Sierra de las Almijarras, dahin zu gehen, so schickte ich mein ganzes Gepäck mit einem Arriero voraus, indem die Wege durch das genannte Gebirge zu beschwerlich sind, um es wagen zu können, sie mit einem schwer beladenen Pferde zu passiren. In Velez de Beuandalla, vom Volk schlechtweg Velezillo genannt*), weil es der kleinste von allen Orten Andalusiens ist, die den Namen Velez tragen, verließ ich die nach Lanjaron führende Straße und überschritt den Guadalfeo. Dies ist in dieser Jahreszeit, wo das Schneewasser der Sierra Nevada den Fluß täglich mehr anschwellt, kein leichtes

*) Auch der Guadalfeo wird vom Volk fast durchgängig Rio de Velezillo genannt.

Stück Arbeit und mit ziemlicher Gefahr verbunden. Kaum vermochten vier starke Männer, die halbnackt in den Fluß sprangen und mein Pferd, auf dem ich und Vicente Platz genommen hatten, an Zügel und Schweif ergriffen, uns durch die reißenden Fluthen des hier bedeutend eingeengten Bergstroms zu bringen, denn das Wasser reichte dem Thiere bis über die Brust und drohte uns mehrmals aus den Sattel zu heben. Ich war froh, daß ich meine Sammlungen auf dem gewöhnlichem Wege nach Granada gesendet hatte, denn bei dieser Procedur wäre Alles durchnäßt worden. Sobald man die Cuesta de la Cebada, wie der gegenüber liegende Uferhang heißt, erstiegen hat, tritt man in eine Schlucht ein, durch die sich der sehr schmale Saumpfad in einen tiefen Grund hinabsenkt, welcher die Sierra de las Almijarras der Länge nach spaltet. Hierdurch bekommt dieses Gebirge seine schon erwähnte Hufeisenform, indem die beiden Seiten jenes Grundes von zwei besondern, in ihrem obern Theile weit aus einander rückenden Bergketten gebildet werden, die sich im Nordwesten, wo die Quellen des wilden Baches liegen, welcher das Centralthal durchströmt, mit einander vereinigen und hier einen Gebirgsknoten von etwa 4000 Fuß Höhe zusammensetzen, dessen Zweige sich theils mit der Sierra Tejeda verbinden, theils in ein ödes felsiges Plateau von bedeutender Breite übergehen, das die Vega von Granada von dem Val de Lecrin scheidet und die Sierra de las Almijarras an den westlichen Fuß der Sierra Nevada anknüpft. Das ganze Gebirge besteht aus Kalk, ist ziemlich wasserreich und in seinem unteren Theile mit Kiefern verschiedener Art (Pinus Halepensis Mill. P. pinea L. P. pinaster Ait.) bewaldet. Der südliche Bogen des Hufeisens stellt eine Kette von steilen, bizarr geformten Felskegeln und Pyramiden dar, die sich auf der Seite des Centralgrundes ungemein schroff erhebt, auf der entgegengesetzten dage-

gen einen sanften, von vielen Bächen durchfurchten Abhang bildet, dessen Vorsprünge sich im Meer baden und in dessen Thälern acht Ortschaften und viele Cortijos versteckt liegen. Der nördliche Bogen ist weniger hoch, steigt in sanfteren Linien empor und scheidet den Centralgrund von dem Thale des Rio grande oder dem Val de Lecrin. Der Hauptgebirgsstock ist ungemein wild, allenthalben von Felsen und Abgründen starrend, ein Labyrinth sich vielfach verschlingender Schluchten und Gründe und völlig unbewohnt. An dem Bache, welcher das centrale Thal durchbraust, liegen drei Dörfer, die sämmtlich den Namen Guajar führen, fast gänzlich von dem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten. Nur selten betritt der Fuß eines Wanderers dieses einsame Thal; auch seine Bewohner, die sich meist mit Viehzucht und Kohlenbrennen beschäftigen, verlassen es nicht häufig. Daher konnte man mir weder in Motril noch in Velezillo eine befriedigende Auskunft über diese Dörfer und die dahin gehenden Wege geben und ich mußte mich auf gut Glück meinem eigenem Ortssinn überlassen. Glücklicher Weise kann man sich, ist man einmal in den Centralgrund eingetreten, nicht leicht verirren, indem es blos einen einzigen Pfad giebt, der in demselben aufwärts führt. Am Rande dieses Thales angelangt, gewahrten wir bald Guajar Fondo, das am tiefstem gelegene Dorf, welches gar lieblich jenseits des schäumenden Baches in einem grünem Neste von Maisfeldern und Fruchtbäumen am Saume düsterer Waldberge liegt. Eine halbe Stunde später kamen wir in das zweite am nördlichem Uferhang zwischen gewaltige Felsmassen eingeklemmte Dorf, Guajar Faraguit oder Guajar del Medio genannt, dessen ärmliche Hütten von der üppigsten Schmarotzervegetation des Südens überrankt sind. Von hier an verengt sich das Thal zu einer schmalen, vielfach sich krümmenden, auf beiden Seiten von schauerlichen Felswänden

von vielen Hundert Fuß Höhe umgürteten Schlucht, in deren dunklem Grunde der weiße Schaum der sich unaufhörlich brechenden Gewässer des wilden Bergstroms leuchtet. Dicht an dem schwindelndem Abhange windet sich der schmale, treppenartige, in das Gestein gesprengte Saumpfad hin und keine Barriere schützt vor dem Sturze in die grausige, von spitzen Felszähnen erfüllte Tiefe. Diese Schlucht erinnerte mich lebhaft an das Thal der Bode bei der Roßtrappe; es ist ebenso eng, ebenso auf allen Seiten von kolossalen unzugänglichen Felswänden eingeschlossen. Am schroffestem ist die nördliche Thalwand, an welcher der Pfad hinläuft, gebildet von einem fast auf allen Seiten unersteiglichen, in mehrere Absätze zerfallenden Felsen, der an der engsten Stelle der Schlucht sich wie ein riesiger Thurm emporwölbt. Dies ist der Peñon de Guajares, ein Felsplateau, das in den Maurenkriegen eine große Rolle gespielt hat. Namentlich ist diese Stelle durch blutige Kämpfe zu Anfang der großen Rebellion der Moriscos im Jahre 1569 berühmt geworden, wo die Bewohner der Sierra de las Almijarras einen hartnäckigeren Widerstand entgegensetzten als alle übrigen Moriscos des Königreichs. Schon waren die Alpujarras durch die kluge Heerführung des Marquis von Mondejar wieder unterworfen worden und noch immer trotzten die Almijarreños, die alle ihre Habseligkeiten nebst Frauen und Kindern auf den geräumigen Gipfel des Peñon de Guajares gebracht und sich hier unter den Befehlen zweier kühnen Häuptlinge, Namens Marcos el Zamar und Gironcillo el Archidoni verschanzt hatten, den spanischen Waffen. Endlich beschloß der Marquis, diese Felsenveste zu erobern, es koste, was es wolle, und lagerte sich am Abende des 9. Februar mit 7500 Mann längs des nördlichen Fußes des Felsen zwischen Guajar Faraguit und Guajar alto. Den folgenden Tag versüchten 800 Spanier, geführt von

einem beutegierigem Abentheurer, den Felsen zu ersteigen. Marcos el Zamar zog sich schlau von Klippe zu Klippe zurück und griff die Spanier erst an, als sie ermüdet waren und ihr Pulver verschossen hatten. Der Ueberfall der Mauren war furchtbar; fast kein einziger von den acht Hunderten entkam dem Gemetzel. Den 11. Februar erfolgte ein allgemeiner Sturm, geleitet von dem Marquis in Person, von drei Seiten aus auf die furchtbare Felsenredoute. Von Tagesanbruch bis in die Nacht hinein wüthete der Kampf, ohne daß es den Spaniern möglich ward, das oberste, gut verschanzte Plateau zu nehmen. Beinahe die Hälfte des Heeres war durch die Felsblöcke, welche die Mauren unaufhörlich hinabrollten, zerschmettert worden, während die Mauren nur unbedeutende Verluste erlitten hatten. Schon rüstete sich der Marquis am folgendem Morgen zu einem neuem Angriffe, als ein von den Mauren gefangener Priester sich auf dem Walle der Veste zeigte und herabrief, daß die Mauren während der Nacht den Platz geräumt hätten und sich blos noch ihre Frauen daselbst befänden. Es ist unbegreiflich, wie die Mauren ihren Rückzug bewerkstelligt haben, da alle Zugänge des Felsens von den Spaniern besetzt waren; wahrscheinlich hatten sie sich über die Felsen hinabgelassen, weshalb es den Frauen nicht möglich gewesen sein mochte, ihnen zu folgen. Diese vertrauten der Gnade des Siegers; auch die sonst so rohen spanischen Söldner wollten den wehrlosen Gefangenen das Leben lassen; allein der Marquis von Mondejar, ein Mann, der sich bei allen früheren Siegen durch seine Menschlichkeit ausgezeichnet hatte, kannte dies Mal keine Milde und befleckte seine Lorbeeren scheußlich, indem er wüthend darüber, daß die Mauren ihm entschlüpft waren, das Flehen der schuldlosen Gefangenen und die Bitten seiner Soldaten nicht achtend, alle Frauen und Mädchen ohne Ausnahme durch die Hellebardierer seiner Garde mit kaltem Blute mordenließ! —

Schon begannen die Felsen und Bäume lange blaue Schatten zu werfen, als die geschilderte enge Schlucht aufhörte und uns ein von der üppigsten Vegetation erfüllter Thalgrund aufnahm, über dessen waldigen Abhängen hüben und drüben groteske Kalkfelsen röthlich im Scheine der untergehenden Sonne leuchteten. Einzelne schmale Maisfelder und kleine Obstbaumplantagen verriethen die Nähe eines bewohnten Ortes und bei einer Wendung des Thales befanden wir uns an den ersten Hütten des in drei Abtheilungen zerfallenden Dorfes Guajar alto, welches uns als Nachtquartier dienen sollte. Von einem Bauer, den wir unterwegs überholten, hatte ich schon vernommen, daß es kein Wirthshaus in diesem äußerst abgelegenem Dorfe gäbe. Ich ritt daher auf gut Glück zu dem Alcalden, um ihn zu bitten, mir eine Herberge zu verschaffen. Dieser war noch auf dem Felde beschäftigt, indessen fand ich eine freundliche Aufnahme in seinem Hause, wo ich außer seiner Frau mehrere Nachbarn antraf, die neugierig den wunderlichen Fremden anstaunten, denn es mochte seit Menschengedenken wohl das erste Mal sein, daß ein „Estrangero," zumal ein Botaniker, in diese Einöden kam. Es dauerte nicht lange, so kehrte der Alcalde, ein schlichter Bauersmann, heim und mochte sich nicht wenig wundern, einen Gast bei sich zu finden. Ich theilte ihm mein Anliegen mit, setzte ihn von dem Zweck meiner Expedition in Kenntniß und übergab ihm meinen Paß. Mühsam studirte er das Visa der Policei von Motril heraus, worauf er mir den Paß zurückgab, bemerkend, es sei nicht nöthig, daß er ihn visire; wolle ich es aber expreß, so möge ich es selbst thun und er wolle dann, so gut es ginge, seinen Namen drunter setzen, denn er sei ein schlechter Schreiber. Nachdem er sehr bedauert hatte, daß es ihm unmöglich sei, mich in seinem eigenem Hause zu beherbergen, ergriff er seinen silberbeknopften Rohr-

stock, das amtliche Abzeichen der spanischen Alcalden, und verließ das Haus mit dem Versprechen, für mein Unterkommen Sorge zu tragen. Nach einer Viertelstunde kam er mit einem Bauer zurück, der mich höflich ersuchte, ihm in sein Haus zu folgen, mir zu wiederholten Malen mit ächt spanischer Gravität versichernd, daß er es sich zu einer besondern Ehre schätze, einen fremden vielgereisten „Caballero“ unter seinem Dache zu beherbergen. Ich folgte dem gefälligem Manne durch die holprigen steilen Gassen des Dorfes; auch der Alcalde und die übrigen Anwesenden schlossen sich uns an, neugierig, noch mehr, als bisher schon geschehen war, von fernen Landen aus meinem Munde zu vernehmen. Die Nacht war mild und still, eine warme, von den Aromen hundert blühender Sträucher und Stauden gewürzte Luft zitterte durch die breiten Blätter der Feigenbäume, Tausende von Sternen strahlten hellglänzend an dem Azurgewölbe des Himmels und der Mond begann eben leuchtende Silbermäntel um die Schultern der felsenumgürteten Bergriesen zu schlagen. Während ich beschäftigt war, im Hofe meines Wirthes beim ungewissem Scheine eines helllodernden Reißigfeuers, über welchem die Hausfrau unsere frugale Abendmahlzeit bereitete, die in reicher Menge gesammelten Pflanzen einzulegen, kam ein Bewohner des Dorfes nach dem andern, indem sich die Kunde von meiner Ankunft schnell durch den ganzen Ort verbreitet haben mochte. Eben hatte ich meine Arbeit beendet und auf niedrigem Strohsessel zwischen den übrigen Anwesenden, die heiter den Weinkrug kreisen ließen, am Feuer Platz genommen; als ein hochgewachsener Greis in Hirtentracht, das ehrwürdige Haupt von langen schneeweißen Locken und Bart umwallt, hereintrat, rüstig auf mich zuschritt und treuherzig meine Hand schüttelnd mich in deutscher Sprache mit den Worten: „Guten Abend, mein Herr“ begrüßte. Ich wollte kaum meinen eigenen

Ohren trauen, denn eher hätte ich den Untergang der Welt erwartet als vermuthet, in einem Dorfe des unbekanntesten aller spanischen Gebirge eine deutsch redende Person zu treffen. Staunend fragte ich den Alten in meiner Muttersprache, ob er vielleicht ein Deutscher sei, obwohl weder der fremdartige Accent, mit dem er jene Worte gesprochen hatte, noch seine Gesichtsbildung und seine schwarzen Augen von deutscher Abkunft zeugten.

„Nein, mein Herr,“ — erwiederte der Greis — „ich nicht bin Deutscher, ich bin Natural von dieses Dorf, aber ich habe gewesen lange Zeit in Ihre Vaterland.“

Ich merkte, daß der gute Mann sein Deutsch ziemlich verlernt habe, und setzte deshalb das Gespräch in spanischer Sprache fort.

„Es ist wohl schon lange her, daß Ihr Deutschland verlassen habt?“

„Schon seit 1816. — Aber aus welchem Theil von Deutschland sind Sie, Caballero?“

„Aus Sachsen und zwar von Leipzig,“ — warf ich rasch ein.

„Ha, Leipzig! — sagte der alte Spanier mit Nachdruck und hohe Begeisterung röthete flüchtig die ehrwürdigen Züge seines wettergebräunten Gesichtes, — „Leipzig, wo die große Schlacht geschlagen ward! Giebt es da nicht eine Kirche, deren Säulen nach dem Gewölbe zu wie Palmenblätter gestaltet sind?“ —

„Ihr meint ohne Zweifel die Kirche von St. Nicolai?“ —

„Eso es, la de San Nicolas“ — versetzte der Greis, bejahend sein Silberhaupt neigend, — „Wochen lang habe ich auf ärmlichem Strohlager in jenem Tempel geseufzt und zur heiligen Jungfrau gefleht, daß sie mich heimführen möge in das Land

meiner Väter oder aufnehmen in die ewige Seligkeit! Auf allen Seiten starben meine Kameraden um mich am Fieber, nur mich verschonte die Hand des Todes, um mich alle Schrecknisse der Gefangenschaft durchleben zu lassen!"

„Ihr wart ohne Zweifel Soldat und habt bei Leipzig mit gefochten?" — fragte ich mit steigendem Interesse den greisen Spanier, in dessen dunkeln Augen ein jugendliches Feuer aufblitzte.

„Sie haben es getroffen, mein Herr! Das Schicksal hat mich seltsam umhergeworfen. Ganz Europa mußte ich durchwandern, ehe es mir vergönnt ward, den Boden wieder zu begrüßen, wo meine Wiege stand. Ach, Herr, es ist bitter, fern von seiner Heimath gegen die Interessen seines Vaterlandes zu kämpfen!"

Der Alte schwieg, stützte sein Haupt auf seine Rechte, eine Thräne hing an den grauen Wimpern und Erinnerung an längst vergangene böse Zeiten schwebte wie düsteres Gewölk über seine gefurchten Züge.

„O bitte, Vater Antonio, erzählt dem fremden Herrn Eure Schicksale! Wir hören es gar zu gern!" rief ein junger Bursche und reichte dem Greis ein frisch gefülltes Glas. Ich bat ihn ebenfalls darum, begierig, etwas Näheres von dem vielbewegtem Lebrn dieses Mannes zu hören, der trotz seines hohen Alters einen sehr hellen Verstand und trotz dem, daß er ein ungebildeter Bauer war, tiefes Gefühl verrieth. Antonio nickte bejahend, holte Tabak und Papier aus seiner Schärpe und drehte sich einen Cigarro. Nachdem er diesen angezündet hatte, hob er folgendermaßen an:

„Ich hütete harmlos als armer Hirtenknecht meine Ziegen auf den Kämmen dieses Gebirges, als die Kriegstrompete auch in dieses Thal hereinscholl und im Namen des Friedensfürsten

Godoy die gesammte Nation gegen England aufrief. Man brauchte Soldaten zur Bemannung der Flotte; auch mich traf das Loos. Ich ward nach Cadiz geführt, später auf ein spanisches Linienschiff gesteckt und in der Schlacht bei Trafalgar ein Kriegsgefangener der Engländer. Einige Jahre darauf kehrte ich nach Spanien zurück, gerade als der heldenmüthige Marquis de la Romana sich rüstete, seinem Vaterlande Lebewohl zu sagen, um für fremde Interessen in fremdem Lande zu kämpfen. Ich, völlig von Geld entblößt, hätte mich nur mit Mühe bis in meine Heimath betteln können und nahm daher Dienste unter den Fahnen des tapfern Marquis. Nach stürmischer Fahrt landete die Flotte an den Gestaden Dänemarks. Der französische General, der dort commandirte, gewann den Marquis bald sehr lieb, nannte uns blos seine „lieben Teufel" und wählte sich seine eigene Leibgarde aus unsern Leuten. Es war ein wackrer Herr, jener Franzose, aber sein Name ist mir entfallen."

„General Bernadotte," bemerkte ich.

„Recht, recht, Herr, Bernadotte! Er wurde später König, wie ich hörte. Lebt der Mann noch?"

„Nein; sein Sohn sitzt gegenwärtig auf dem Thron von Schweden!"

„Also auch todt! — La virgen tenga su alma en descanso!" — murmelte der alte Soldat, sein Haupt entblößend und sich bekreuzigend. „Wir waren noch nicht lange in Dänemark," — fuhr der Alte nach einer Pause fort, — „als die Kunde von dem Aufstande unserer Landsleute und die Proclamation der Centraljunta an die Nation zu unsern Ohren gelangte trotz der Bemühungen, die sich die Franzosen gaben, uns alle Nachrichten von unserm verrathenem Vaterlande abzuschneiden. Das Herz eines jeden Spaniers füllte die Kunde von der beispiellosen Perfidie der Franzosen mit Ingrimm und von

Stund an gedachten wir sämmtlich die französische Armee zu verlassen, nach Spanien zurückzueilen und mit unsern Landsleuten im Kampfe für die Freiheit unseres Volkes zu sterben oder zu siegen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln von Seiten der Franzosen wußte der Marquis seinen Plan auszuführen und entkam glücklich auf englischen Schiffen mit dem größtem Theil der spanischen Truppen. Blos Wenige fielen den Franzosen in die Hände, unter diesen auch ich. Wir sollten als Deserteurs und Rebellen erschossen werden; Bernadottes Fürsprache rettete uns jedoch vom Tode. Damals im Kerker schwur ich dem Verräther meines Volkes glühende Rache, allein das Schicksal verhinderte mich, mein Gelübde zu erfüllen. Man steckte mich unter ein französisches Regiment, ein neuer Eid band mich auf immer an die kaiserlichen Adler und ich war ein zu guter Christ und zu sehr Spanier, um meinen Eid brechen zu können. Ich focht tapfer in manchem Kampf für Frankreich und erregte bald die Aufmerksamkeit meiner Oberen. Auf dem Schlachtfelde von Wagram schmückte Napoleon eigenhändig meine Brust mit dem Kreuze der Ehrenlegion und ich trat als Grenadier in die kaiserliche Garde.“ —

Antonio hielt inne, öffnete seine Felljacke und schob das grobe geflickte Linnenhemd auseinander. An rothseidnem Bande strahlte auf der braunen Brust das goldne Kreuz der Ehrenlegion, das er wie ein Amulet stets mit sich herumtrug. Eine stolze Würde malte sich auf dem markirten Gesicht des alten kaiserlichen Grenadiers.

„Der Kaiser war mein Feind,“ — sprach er ruhig, — „denn er war der Unterdrücker meines Volkes. Dennoch war er ein großer Held und dieses Zeichen seiner Huld wird mir ewig theuer sein!“

Der Greis drückte das Ordenskreuz an seine Lippen und

fuhr sichtbar bewegt weiter in seiner Erzählung fort, der alle Anwesenden mit lautlosem Schweigen zuhörten.

„Unter den Fahnen des Marschalls Ney zog ich gen Rußland. Der Kugelregen an der Mosqua, die Flammen der Hauptstadt, die Fluthen der Beresina und die Schneemassen des russischen Winters verschonten mein Leben wunderbar. Von Neuem kämpfte ich in mehrern Schlachten bei Orten, deren Namen meinem alterndem Gedächtniß entfallen sind, bis ich bei Leipzig am drittem Tage jener furchtbaren Schlacht verwundet und von den Preußen gefangen genommen ward. Lange schmachtete ich krank in den Lazarethen von Leipzig, später ward ich nach Preußen abgeführt. Der Friede verschaffte mir die Freiheit; es fehlte mir aber an Geld, um in mein Vaterland heimkehren zu können. Als 1815 der Krieg von Neuem gegen Napoleon ausbrach, forderte man mich auf, preußische Dienste zu nehmen und gegen den ehemaligen Unterjocher Spaniens zu Felde zu ziehen. Doch ich schlug es ab, denn ich mochte keinen Verrath an dem Helden begehen, der mich mit eigener Hand geschmückt hatte. Ich verrichtete daher so lange Handarbeit, bis ich mir Geld genug gesammelt hatte, um nach Hamburg und von dort auf einem spanischem Schiffe nach Malaga reisen zu können, woselbst ich im Herbst 1816 glücklich den Boden meines Vaterlandes wieder betrat.“

„Und was thatet Ihr, als Ihr zurückgekehrt wart in Eure heimathlichen Berge? Fandet Ihr Eure Verwandten noch am Leben?“ —

„Nein, mein Herr!“ — versetzte der Greis bekümmert, — „meine Aeltern waren längst todt, meine Brüder und Freunde im Kampf gegen die Franzosen gefallen! Ich stand allein und hütete von Neuem die Ziegen auf dem Gebirge! — Es war ein böser Krieg und dennoch ein segensreicher, denn er riß die Völker

aus langem Schlaf und mahnte sie an ihre Selbstständigkeit. Es lebe, Herr, die Unabhängigkeit und Einheit unsers beiderseitigen Vaterlandes!"

Alle Anwesenden erhoben sich rasch von ihren Sesseln, füllten die Gläser und stießen jubelnd mit mir und dem alten Grenadier an, aus dessen Zügen jetzt der ganze nationale Stolz des Spaniers leuchtete. Eine eigene Wehmuth durchzuckte mich. Wohl konnte der Greis triumphirend seinen Becher leeren, denn trotz aller Parteiungen, trotz aller Bürgerkriege, trotz aller Gesunkenheit sind die Spanier, sobald es gilt, die Interessen ihres Landes nach außen hin zu vertreten, eine einige große Nation und können mit frohem Blick der neuen Morgenröthe entgegensehen, die eben über ihrem Lande anbrechen zu wollen scheint. Wann aber werden die deutschen Stämme ein einiges Volk sein?! —

Noch bis tief in die Nacht hinein plauderte ich mit dem Greise, der sich wißbegierig nach den jetzigen politischen Verhältnissen meines Vaterlandes erkundigte, über die ich ihm leider nicht viel Erquickliches mitzutheilen vermochte. Sobald der Tag graute, schied ich von meinem gastfreiem Wirthe, dessen Frau nur widerstrebend eine kleine Belohnung für Herberge und Bewirthung annahm. Es war ein herrlicher Morgen, die Hitze steigerte sich aber binnen wenigen Stunden zu einer sengenden Gluth. Bald verschwanden die feigenumkränzten Häuser von Guajar alto hinter den vorspringenden Felszacken; düstere Kiefernwaldung nahm uns mitleidig in ihren kühlenden Schatten; der Weg vertiefte sich mehr und mehr in die Einöden des Hauptgebirgsstockes der Sierra de las Almijarras, wo ich einen der hervorragendsten Gipfel bestieg, um mich einigermaßen zu orientiren, und erst nach Mittag gelangten wir in einen nach Nordost gerichteten Grund, dessen Bach uns nach dem am

nördlichem Saume der Sierra gelegenen Flecken Albuñuelas geleitete. Hier beginnt die früher erwähnte felsige Hochebene, die sich aus dem Thale des Rio grande sanft nach Norden emporzieht. Weiße Gewitterwolken hatten sich unterdessen über den Gründen der Sierra Nevada zusammengezogen. Bald färbten sie sich dunkelschwarz und kaum hatten wir Padul passirt, so dröhnte der Donner durch die Thäler und strömte ein furchtbares Regen- und Schloßenwetter auf uns nieder. Vergebens spornte ich mein Pferd zu gestrecktem Galopp an; noch ehe wir die blos eine Viertelstunde entfernte Venta am ultimo Sospiro erreichten, waren wir so durchnäßt, daß das Wasser stromweis an uns herablief. Das Wetter ging schnell vorüber, und als wir zum „letzten Seufzer des Mauren" gelangten, prangte der Himmel schon wieder im glänzendstem Blau; die Sierra Nevada aber zeigte sich blendend weiß von frisch gefallenem Schnee bedeckt und bildete einen unendlich zauberischen Contrast zu den mit den üppigsten Reizen des südlichen Lenzes verschwenderisch geschmückten Fluren der Vega von Granada, dessen weiße Gemäuer und rothen Thürme hell im Scheine der Sonne aus grünem Ulmenwalde hervorblitzten wie ein Brillantendiadem aus dem Myrtenkranze einer königlichen Braut. Mein Herz zitterte vor Freude, als sich dieses Paradies von Neuem vor meinen Augen ausbreitete! Nach kurzem Aufenthalt in Albendin gelangten wir gegen 7 Uhr nach Granada, wo ich abermals meine alte trauliche Wohnung auf der Alhambra bezog, die ich bereits vollkommen zu meinem Empfang vorbereitet fand. —

Zweites Kapitel.

Letzter Aufenthalt in Granada.

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne,
Wie lacht die Flur!
Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch!“

Göthe.

Es giebt blos einen Ort Europas, der einen Frühling besitzt, wie ihn die Phantasie der Dichter malt, einen Frühling voll von Nachtigallengeflöt und Blumenduft, voll goldnen Sonnenglanzes und silbernen Sternenlichts, und dieser Ort ist Granada! Es mag dies arrogant klingen, ich glaube aber dennoch, daß weder Italien noch Griechenland eine Stadt aufzuweisen im Stande sein dürften, die es in dieser Beziehung mit Granada aufnehmen könnte. Eine solche Rosenfülle, wie noch im Juni in und um Granada aller Orten herrscht, ist mir nirgends mehr vorgekommen. Alle Höfe, alle Balcons, alle Terrassen sind von duftenden Rosen erfüllt, alle Hecken und Mauern von Rosen umsponnen und zumal scheint die Alhambra in einem Bett von Rosen zu ruhen. Ununterbrochen, Tag und Nacht schmettern die Nachtigallen in den dunkeln Laubgängen des Alhambraparkes und in den schattigen Gebüschen des Darrothales; die zahllosen blühenden Granatenbäume schlingen einen mit fun=

kelndem Scharlach gestickten Smaragdgürtel um die alte Königsstadt; die Vega schimmert wie ein grüner Sammetteppich und auf den benachbarten Hügeln, die einen Monat später schon so dürr und braun daliegen, blühen Tausende von schönfarbigen Blumen. Kein Dunst trübt die krystallene Azurdecke des Himmels; aus allen Schluchten, von allen Höhen, aus allen Gärten steigt aromatischer Blüthenduft empor und füllt die ganze Atmosphäre mit sinneberauschendem Wohlgeruch. Leise fächeln die kühlen Lüfte der Sierra Nevada, die stolz wie eine Königin in blendendem Silbermantel vom Felsenthrone ihrer duftigblauen Vorberge auf die üppigen Fluren von Granada herabschaut, durch die dichtverschlungenen Kronen der Ulmen: wohin man blickt, ist eine Farbenpracht und ein Lichtglanz, der das Auge blendet, ein Klingen und Duften, das unwillkürlich in süße Träume wiegt und zu sinnlichem Genuß auffordert! — Und dennoch war bei meiner Ankunft die schönste Zeit des Lenzes schon vorüber, die von Mitte des April bis gegen Ende des Mai dauert. In jener Zeit wimmelt Granada von Fremden. Von fern und nah eilt alle Welt, Spanier und Ausländer, herbei, um sich an dem Rosenduft Granadas zu erlaben, im Schatten seiner Laubhallen am Rande plätschernder Fontainen die Sorgen des Alltagslebens zu vergessen! Wie die Natur lächelt, so auch die Menschen. Allenthalben herrscht harmlose Fröhlichkeit, klingt die Guitarre, zirpt das Tambourin; Jedermann überläßt sich unaufhaltsam dem Dolce far niente! —

Mein früher geschildertes Leben auf der Alhambra begann nun von Neuem und gestaltete sich noch traulicher, weil ich jetzt bekannter mit Sprache und Sitten war als im erstem Sommer. Wiederum durchstreifte ich allmorgendlich allein oder begleitet, zu Fuß oder zu Pferde die Vega und die benachbarten Thäler und Berge und hielt Siesta in den Marmorhallen des mau-

rischen Palastes. In der letzten Woche des Juni verweilte ich einige Tage in der Sierra Nevada, wohin ich mich mit der Absicht begeben hatte, die um den Picacho de Veleta gelegenen Partieen einer nochmaligen Untersuchung zu unterwerfen. Ich ritt erst des Nachmittags von Granada fort und wollte in einem unweit des Dornajo befindlichem Hato meines Freundes José Ramos übernachten, den ich durch einen seiner Hirtenknechte, welcher mir zufällig in Granada begegnete, von meiner Ankunft benachrichtigt hatte. Der außerordentliche Pflanzenreichthum des untern Theils der Sierra hielt mich jedoch so auf, daß schon die Sonne untergegangen war, als wir die Hochebene von Puche erreichten. Hirten aus dem Dorfe Monachil, die wir hier trafen, konnten uns keine bestimmte Auskunft über die Lage unsers Nachtquartiers geben und so brachen wir denn auf gut Glück queer durch das Gestrüpp nach der Gegend zu, wo aller Beschreibung nach das Hato liegen mußte. Bald aber senkte sich der Berghang, an dem wir hinkletterten, steil abwärts und zeigte sich allerwärts mit spitzen Felszacken und dornigem Gestrüpp bedeckt, so daß es unmöglich war, mit einem Pferde bei ungewissem Sternenlicht weiter in diese Wildnisse vorzudringen, wo kein Feuerschein eine Lagerstätte von Hirten verkündigte. Nur in der dunkeln waldigen Tiefe schimmerte schwaches Licht aus den Fenstern des Cortijo de las Mimbres, woselbst ich im October des vergangenen Jahres einmal übernachtet hatte; allein ohne Pfad wäre es eine Tollkühnheit gewesen, zu Pferde über die felsige Lehne hinabzuklimmen. Wir gingen daher wieder ein Stück zurück, stiegen dann, so gut es gehen wollte, an dem Bergrücken empor und gelangten nach einer Stunde wieder auf den „Schneeweg“, den wir auf dem Plateau von Puche verlassen hatten. Wir folgten nun eine Zeit lang diesem Pfade und gewahrten endlich rechts unter uns ein helllodernbes Feuer, das

dem ersehntem Hato angehören mußte, wie es auch wirklich der Fall war; allein steile Felsen, die auf allen Punkten den Kamm umgürteten, machten ein Hinabsteigen unmöglich und zwangen uns, im Freiem zu bivouakiren. Es war hohe Zeit, uns eine Stelle hierzu auszusuchen, denn schon leuchteten über, neben und unter uns weiße Schneefelder. Zu unserer Rechten ragten die schwarzen Felsmassen des Dornajo gespenstisch in den nächtlichen Himmel, links gähnte die dunkle Schlucht des Jenilthales. Nach einigem Suchen entdeckten wir die Quelle des Dornajo, in deren Nachbarschaft wir zwischen ein Paar mächtigen Kalkblöcken, die eine kleine Grotte bildeten, zu rasten beschlossen. An Lebensmitteln fehlte es uns zwar nicht, wohl aber an einem Feuer, denn die wenigen Alpensträucher, die in der Nähe wuchsen, waren so vom Thau naß, daß sie nicht brannten. Das Pferd schwitzte so sehr, daß wir nicht wagen durften, es zu entsatteln, und so blieb mir nichts übrig, als mich eingehüllt in eine wollene Decke, die mir die sorgende Luisa mitgegeben hatte, auf den vom Schneewasser feuchten Kalksand zu strecken. Vicente wickelte sich in seinen zerlöcherten Mantel, kauerte sich neben das Pferd, die Flinte in der Hand, bereit, etwaige heranschleichende Wölfe zu verscheuchen, und vertrieb sich die Zeit mit Cigarrenrauchen. Olivero nahm neben mir Platz und kroch bald vor Frost klappernd unter meine Decke. Die Quelle des Dornajo liegt etwa in einer Höhe von 5800—6000 Fuß. In andern Jahren ist hier um diese Zeit an Schnee nicht mehr zu denken; dies Mal aber zeigten sich noch bedeutende Schneemassen in ihren unmittelbaren Umgebungen, die sich bald oberhalb des Dornajo zu einem blos durch schwarze Schieferfelsen unterbrochenen weißen Mantel vereinigten, denn noch keinen Winter war so viel Schnee gefallen wie in dem vergangenem. Unser Nachtlager war daher nichts weniger als angenehm trotz der

stillen Luft und des prachtvoll gestirnten Himmels, auf dessen sammetblauem Grunde Millionen Sterne in funkelndem Goldglanz strahlten. Bis Mitternacht ging es noch an, später aber sank die Temperatur auf einen empfindlichen Kältegrad hernieder, und als ich am Morgen aus dem Schlaf erwachte, in den mich die Müdigkeit trotz der Kälte und des harten Lagers versenkt hatte, waren meine Kleider von Reif überzogen. Die Nacht war ohne Störung vorübergegangen und der Morgen schön, allein ich hatte mir derbe Zahnschmerzen geholt, die mich über eine Woche peinigten, und meinen Bedienten überfiel wenige Tage darauf eine heftige Augenentzündung. Während Vicente das Pferd auf dem Schneewege emporgeleitete, erstieg ich den Dornajo, in dessen Felsspalten eine Menge der herrlichsten Alpenpflanzen blühten. Ungemein grosartig war von seinem Gipfel der Anblick der Hauptkette, die in ihrer ganzen Länge von der Morgensonne hell beschienen wie ein ungeheuerer Eiswall vor mir lag und grell gegen das üppige Grün abstach, in dem der ganze untere Theil der Sierra prangte. Vom Dornajo begab ich mich nach den unterhalb des Schneewegs am Rande des Monachilthales gelegenen Alpenwiesen, die den Namen Prado de las Yeguas führen und jetzt von ellenhohem Gras und den saftigsten Kräutern bedeckt waren. Geblöt von Kühen und Heerdengeläut schlug an mein Ohr und erinnerte mich mächtig an die Gebirge meiner Heimath. Bald zeigten sich mehrere Heerden von Kühen und Pferden, die hier unter der Aufsicht weniger Hirten weideten. Die Bewohner der am Fuße des Gebirges liegenden Dörfer und der benachbarten Cortijos pflegen nämlich im Juni ihr Vieh auf diese Alpenwiesen zu treiben, wo sie es so lange lassen, als die Vegetation des Frühlings dauert. Trotz des herrlichen Graswuchses, der diese Wiesen überzieht, denkt Niemand daran sie zu mähen. Die Pferde und Kühe mögen fressen,

so viel ihnen beliebt, und man überläßt es der Sonne, die Wiesen ihres Schmucks zu berauben und sie für die Huth der Ziegen tauglich zu machen. Dies geschieht denn auch mit erstaunlicher Schnelligkeit, denn schon einen Monat später ist diese ganze üppige Vegetation verdorrt, ja spurlos verschwunden. Wie würden unsere Oekonomen diese Fluren benutzen! Eine Menge von Quellen, die auf ihnen liegen, machen eine künstliche Bewässerung, durch die man hier den ganzen Sommer hindurch den schönsten Graswuchs erzielen könnte, außerordentlich leicht. Statt dessen bauen die Bewohner der Sierra Nevada oft mit großer Mühe Roggen und Gerste an den steilen Abhängen der Alpenregion, um grünes Futter für das Vieh zu bekommen, nachdem die Sonnengluth die saftigen Kräuter der untern Alpenwiesen verbrannt hat, denn das kurze Gras der obern, in der Schneeregion gelegenen Matten taugt blos für die Ziegen. Der Anblick der von zahllosen bunten Blumen übersäten Fluren des Prado de las Yeguas war herrlich, allein die, je höher ich emporstieg, desto heftiger werdenden Zahnschmerzen raubten mir allen Humor. Den Picacho de Veleta zu erklimmen, hatte ich bereits aufgegeben; gern aber wäre ich wenigstens bis zu den von Schnee entblößten Felsen des Peñon de San Francisco emporgedrungen. Ungeheuere klafterhohe Schneemassen, unter denen der Pfad völlig verschwand, belehrten mich jedoch, daß es unnütz sei, diese noch vollkommen winterliche Landschaft zu untersuchen, und so kehrte ich denn in einer Höhe von ungefähr 8000 Fuß wieder um und begab mich über die Dehesa de la Vibora in das prachtvoll grüne Thal des Jenil hinab, wo ich mehrere Tage bei meinen wackern Freunden in Guejar-Sierra blieb und von hier aus verschiedene Ausflüge in die untern Partieen der Sierra unternahm.

Zurückgekehrt von einer dreiwöchentlichen Reise nach dem

Osten von Andalusien, die mich bis an die Gränzen von Murcia und bis ans Meer geführt hatte, machte ich im Anfange des August einen nochmaligen Ausflug in die Sierra Nevada in der Hoffnung, daß nun der Schnee so weit geschmolzen sein würde, um den höchsten Theil des Gebirges mit Erfolg besuchen zu können. Dies war auch allerdings der Fall; der zusammenhängende Schneemantel, welcher bei meinem ersten Aufenthalte noch die ganze Hauptkette umhüllte, hatte sich unter den Gluthstrahlen der Sonne in zahllose Streifen aufgelöst, zwischen denen das graue Schiefergerölle große Strecken weit entblößt war; allein noch waren die Lagunen mit einer festen Eisdecke überzogen und noch versperrten ungeheuere Schneemassen den Grund der obern Alpenthäler. Trotz dieser Hindernisse drang ich von der Cabaña vieja aus, woselbst ich mein Standquartier aufgeschlagen hatte, durch den Barranco de Gualnon von unten in den Corral de Veleta vor und erklomm am folgendem Tage den Picacho de Veleta zum zweitem Male. Der Besuch des Corral de Veleta ist von unten aus weniger gefährlich als von seinem obern Felsenrande, wohl aber sehr beschwerlich, indem der schmale Fußsteig, der sich in dem Barranco de Gualnon emporwindet, bald oberhalb der Mitte des Grundes verschwindet und man nun genöthigt ist, theils in, theils neben dem von kolossalen Schieferblöcken erfülltem Bette des Jenil über Felszacken, Schiefergerölle, moorige Grasplätze, Sümpfe, Schneefelder und abschüssige gletscherartige Eismassen emporzuklettern. Im oberstem Theile des hüben und drüben von schwarzen, furchtbar zerklüfteten Schieferfelsen von mehrern Tausend Fuß Höhe eingeschlossenen Grundes bildet ein queerlaufender, ziemlich schräg geneigter, felsiger Wall, über welchen drei bis vier kleine Bäche herabstürzen, die den Jenil zusammensetzen, den untern Rand jenes schauerlichen Felsenkessels, welcher Corral de Veleta genannt

wird. Eine ungeheuere unter 30 bis 40° geneigte Schneewand, die blos an den Stellen, wo die Bäche herabtobten, von tiefen, rißartigen Schluchten zerspalten war, bedeckte diesen ganzen Wall. Ich hatte meinen Bedienten weiter unten im Grunde zurückgelassen mit dem Befehl, eine Anzahl daselbst wachsender Alpenpflanzen, deren Ausgraben Zeit erfordert, zu sammeln und stieg allein zum Corral empor. Die Alpargates, deren ich mich stets in den Gebirgen bediente, sind auf trocknem und felsigen Terrain zwar sehr praktisch, aber ganz unbrauchbar, sobald man auf Schnee kommt, und so kostete es mich viele Mühe, den langen Abhang hinaufzuklimmen, was mir nur dadurch gelang, daß ich Stufen in den harten Schnee mit meinem Spatel grub. Ich wurde aber durch eine reiche Ausbeute belohnt, indem die moorigen Alpenwiesen, welche sanft ansteigend (sie erheben sich von Osten nach West von 8800 bis 9000 Fuß Höhe) den Boden des Corral de Veleta erfüllen und auf denen die Hauptquellen des Jenil liegen, von Schnee entblößt und von einer Menge seltner schönblühender Alpenkräuter besät waren. Rings war diese smaragdgrüne Matte von steilen, an 1000 Fuß hohen Schneewänden von ungeheuerer Dicke umgürtet, aus denen die senkrechten Schieferfelsen des Picacho hervorragten, dessen höchste Spitze volle 2000 Fuß höher liegt als die Sohle des Corral de Veleta. An einzelnen Stellen, wo Wasser durch die Felsspalten herabrieselt, bemerkte ich tiefe, bis auf den Grund gehende Risse in den geschilderten Schneemassen. Hier zeigte der Schnee eine Menge Schichten, deren unterste fast in Eis verwandelt und blau, grün und röthlich gefärbt waren. Diese farbigen Schneemassen, deren einzelne Schichten von verschiedenen Jahren herrühren und zum Theil wohl ein sehr hohes Alter besitzen mögen, kann man allenfalls mit den Gletschern der Alpen vergleichen, denn wirkliche Gletscher im Style der Schweizer-

und Tyroleralpen giebt es weder in der Sierra Nevada noch in den Pyrenäen, indem diese Gebirge bereits unter einer zu südlichen Breite liegen, als daß hier von ewigem Schnee und von Gletscherbildung die Rede sein könnte. Trotz dieser gewaltigen, mich rings umgebenden Schnee- und Eismassen war die Atmosphäre in diesem Felsenschlunde ziemlich warm, indem sich die Strahlen der Sonne, von den steilen Schneewänden und nackten Felsen zurückgeworfen, hier wie in einem Brennspiegel sammeln, woraus sich auch die Entblößung und die Vegetation der im Mittelpunct befindlichen Wiesen erklärt. Fast unheimlich war der Anblick des ganz wolkenlosen Himmels wegen seiner beinahe schwärzlichen Farbe, und ich bin überzeugt, daß ich mit bewaffnetem Auge die Sterne an ihm erkannt haben würde. Ich habe diese düstere schwarzblaue Farbe des Himmels blos da bemerkt, wo ich mich weit und breit von Schneemassen umringt sah, namentlich an tief liegenden Orten, und glaube daher, daß dieselbe auf einer optischen Täuschung beruht, hervorgebracht durch die blendende Reflexion des Sonnenlichtes. — Meine zweite Excursion nach dem Picacho de Veleta war ebenfalls von dem heiterstem Wetter begünstigt, obwohl die Luft nicht so ruhig und die Atmosphäre nicht so durchsichtig war als im vorigem Jahre bei der Besteigung des Mulahacen. Noch einmal schwelgte ich mich satt in dem Anblick der Alpujarras und der romantischen Thäler der Nordseite; zwei Tage später schied ich auf immer von der Sierra Nevada und ihren treuherzigen Bewohnern, die vielleicht noch oft des Fremdlings gedenken werden, der sorglos unter dem gastlichem Dache ihrer Hütten schlummerte! —

Einige Stunden östlich von Granada liegt ein weitläufiges Bergland, aus Kalk bestehend, welches den Namen der Montes de Granada führt und aus vielen Gebirgsketten zusammengesetzt ist, die verschieden benannt werden, obwohl sie ein und dasselbe

Gebirge ausmachen. Den westlichen Rand der Berge von Granada bildet die 5400 Fuß hohe Sierra de Alfacar, mit welcher die hinter ihr liegende, um 6 bis 800 Fuß höhere Sierra de Jarana parallel geht, die der höchste Theil des ganzen Gebirges ist und dasselbe an der Nordseite umsäumt. An diese schließen sich im Norden mehrere niedrigere Bergzüge an, wie die Sierra del Rallo und die Sierra de las Navas, welche die Provincen von Granada und Jaen von einander scheiden, während im Süden die Sierra de Jarana in die Sierra del Molinillo und die Sierra de Alfacar in die außerordentlich felsige Sierra de Huetor übergehen, die beide theils durch das Thal des Darro, theils durch das des nach Osten strömenden Rio Anchuron von den Vorbergen der Sierra Nevada getrennt sind. Dieses vielfach verzweigte Bergland, das ich auf mehrern Excursionen in allen seinen Theilen untersucht habe, scheidet die herrliche Vega von Granada von der öden Hochebene von Guadix und das Flußgebiet des Jenil von dem des obern Guadalquivir. Schon im October des vergangenen Jahres hatte ich der Sierra de Alfacar einen flüchtigen Besuch abgestattet. Jetzt aber beschloß ich, den Montes de Granada eine genauere Aufmerksamkeit zu schenken, und durchkreuzte in den ersten Tagen des Juli von dem Cortijo de los Esperones aus, einem tief in dem Gebirge gelegenem Gehöfte, die Sierra de Alfacar und die Sierra de Jarana in verschiedenen Richtungen. Später auf meiner Reise nach der Provinz von Almeria, der ich ein besonderes Kapitel widmen will, führte mich mein Weg durch die Sierren von Huetor und Molinillo, wodurch ich Gelegenheit fand, mir eine ziemlich genaue Kenntniß dieses interessanten Gebirgslandes zu verschaffen. Der größte Theil desselben ist felsig, kahl, wasserarm, ein steriler Boden, wo nur in den größeren Thälern, welche die einzelnen Gebirgs-

züge von einander scheiden, durch weit hergeleitetes Wasser ein dürftiger Getreidebau hervorgebracht werden kann und weder der Oelbaum noch die Weinrebe gedeiht. Blos die Sierren von Alfacar und del Molinillo sind theilweis mit Kiefern (Pinus Pinaster Ait.) bewaldet. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse liegen wohl an ein Dutzend kleiner Flecken durch das Gebirge zerstreut, namentlich an seinem nordöstlichem Saum, deren arme Bewohner sich von Viehzucht und Ackerbau kümmerlich ernähren. Es ist aber ein eigenthümliches Völkchen, diese „Montesinos," wie man diese Gebirgler zu nennen pflegt. Trotz der großen Armuth, die allenthalben herrscht, hört man in den Montes de Granada fast niemals von einem Diebstahl oder einer Beraubung. Man läßt Tag und Nacht die Häuser offen stehen, deren Thüren meist blos durch einen hölzernen Riegel verschlossen werden können, auch wenn Niemand daheim bleibt, weil man weiß, daß nichts wegkommt. Desgleichen kann man dem erstem besten Montesino anvertrauen, was man will, ohne Gefahr zu laufen, die geringste Kleinigkeit zu verlieren. Dieses Urtheil dürfte unwahrscheinlich klingen, wenn man der vielfachen Räubereien gedenkt, denen die durch den südöstlichen Theil dieses Gebirges von Granada nach Almeria führende Straße von Alters her ausgesetzt gewesen ist; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß unter den Räubern fast niemals ein Montesino war, sondern sie meist schlechtem Gesindel aus dem benachbartem Marquisat von Zenete angehörten. Wegen dieser beispiellosen Ehrlichkeit sind die Montesinos ebenso geachtet, als man sie wegen ihres heißen Blutes und wegen ihres trotzigen Unabhängigkeitssinnes fürchtet. Außerdem sind sie etwas ungehobelt und derb und ernster als die übrigen Granadiner; nur bei festlichen Gelegenheiten bricht auch bei ihnen die andalusische Fröhlichkeit stürmisch hervor.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich eine genaue Schilderung dieses Gebirges und meiner Wanderungen durch dasselbe geben; auch dürfte dies die wenigsten meiner Leser interessiren. Ich will daher blos einige besonders erwähnenswerthe Puncte herausheben, die eine grössere Beachtung verdienen. — Der große Flecken Alfacar liegt zwei Stunden nordöstlich von Granada dicht am Saume der gleichnamigen Sierra in einer sehr getreidereichen Gegend. Seine Bewohner geben sich ausschließlich mit Weizenbau und dem Bäckerhandwerk ab und liefern das beste Brod in der ganzen Provinz, von dem jeden Morgen ungeheure Quantitäten auf Hunderten von Eseln und Maulthieren in die Stadt gebracht werden. Der Weg dahin kreuzt einen der anmuthigsten und fruchtbarsten Theile der Vega und bietet fortwährend prächtige Aussichten auf Granada und nach der Sierra Nevada dar. Unweit des Fleckens befindet sich die Fuente grande, ein großes Nacimiento, von dem ich schon im vorigem Theile gesprochen habe. Sein Abfluß versorgt das Dorf mit Trinkwasser, treibt mehrere Mühlen und bewässert die ganze Umgegend. Denn sonst ist der Südwestabhang der benachbarten Sierra ganz wasserarm; kein einziges Bächlein rieselt durch seine dürren Felsschluchten. Längs des Fußes der Sierra giebt es eine Anzahl kleiner Höhlen, unter denen einige wegen ihrer hübschen Kalksinterbildungen eines Besuches werth sind. Die größte Merkwürdigkeit der Montes de Granada ist aber die große Höhle, die sich bei dem Dörfchen Piñar am nördlichem Fuße der Sierra de Jarana befindet und die sowohl wegen ihrer Größe und Weitläufigkeit als wegen ihrer wunderbaren Stalactiten zu den ersten Höhlen Europas gehört, obwohl sie Niemand kennt. Selbst in Granada weiß man wenig von ihr; nur durch Zufall bekam ich Kunde von der Existenz dieses

Naturwunders und benutzte meine Rückreise aus dem Osten Andalusiens, um dasselbe in Augenschein zu nehmen.

Es war am Nachmittage des St. Jacobifestes, als ich ermüdet von einem langem Marsch durch dürre schattenlose Gegenden bei drückender Sonnenhitze nach Pianr kam. Dieses Dörfchen besteht kaum aus 30 Häusern und liegt in einem flachem Thale, dessen felsige Abhänge von zerstreuten Immergrüneichen bedeckt sind. Die linke Thalwand, auf deren höchster Kuppe die Trümmer einer maurischen Burg ruhen, gehört zum unterstem Theil der Sierra de Jarana und ist längs des Kammes von einer Reihe niedriger Kalkfelsen umgürtet, in der sich der Eingang der Höhle befindet. Es gab zwar eine Posada in dem Orte, allein ihre Bewohner waren ausgegangen, um an den Tänzen und sonstigen Vergnügungen Theil zu nehmen, welche das festlich geputzte Volk auf dem sogenannten Constitutionsplatze im Schatten einiger Eichen veranstaltete. Endlich kam eine Magd heim und beeilte sich, uns das Abendbrod zu bereiten. Das Wirthshaus enthielt blos zwei Gemächer, von denen eins als Viehstall, das andere als Küche und Aufenthaltsort für die Menschen diente. Durch das zerlöcherte Ziegeldach schien allenthalben die Sonne herein und erhellte das Innere einigermaßen, denn Fenster gab es nicht. Während ich die Kraft meiner Kaumuskeln an den nur halbgaren Stücken eines alten Hahnes erprobte, den die eben nicht appetitlich aussehende Magd schleunigst zubereitet hatte, um möglichst bald wieder auf den Tanzplan gehen zu können, traten drei junge Bauern in das Haus, von denen sich namentlich der eine, ein schön gewachsener Mann mit reichem schwarzem Lockenhaar und blitzenden Augen, durch seine saubere und gewählte Kleidung auszeichnete. Eine knappe grünsammtne Jacke mit aufgeschlitzten Aermeln umschloß seinen kräftigen Oberkörper. Um die Taille hatte er eine Schärpe

von rosenrother Seide gewunden und darüber noch eine von gelber Farbe gelegt; ein purpurrothes Seidentuch schlang sich lose um seinen gebräunten Hals und war vorn auf der Brust zwischen der weit aus einander klappenden Piquéweste durch einen massiven goldenen Ring gezogen. Eng anliegende kurze Beinkleider von blauem Sammet, reich gestickte rehfarbene Gamaschen und Schuhe und ein spitzer Hut von feinem schwarzem Filz vollendeten die elegante Sonntagstracht des stattlichen Bauers. Mit der linken Hand an seinen Hut greifend, ohne das Haupt zu entblößen, und sich leicht verbeugend reichte er mir freundlich seine Rechte.

„Caballero", sprach er, „ich habe so eben gehört, daß Sie aus weiter Ferne hierher gekommen sind, um unsere Höhle zu sehen. Heute ist es zu spät, dieselbe zu besuchen, und dennoch zu zeitig, um sich schon zur Ruhe zu begeben. Da ich fürchte, daß Sie sich in diesem elenden Dorfe langweilen werden, so erlaube ich mir, Sie für diesen Abend in mein Haus einzuladen, vorausgesetzt, daß Sie nicht zu sehr ermüdet sind, um mir die Ehre ihres Besuchs zu schenken."

Ich erstaunte eben so über die unerwartete Gastfreiheit dieses Montesino als über den nobeln Anstand und die wohlgedrechselte Rede, in der er mich begrüßte. Anfangs glaubte ich, er sei aus einer andern Gegend oder stamme aus einer gebildeten Familie, aber mit nichten. Er war aus Piñar gebürtig, wo seine Vorfahren schon seit undenklichen Zeiten gelebt hatten, aber der wohlhabendste Bauer der ganzen Gegend. Vor seinem Hause, das sich am Platze befand, ging es sehr lustig zu. Fast alle Einwohner des Dorfes waren hier versammelt, und die jungen Leute vergnügten sich mit Tanz und Gesang und sprachen weidlich den Weinkrügen zu, die mein freigebiger Wirth unaufhörlich füllen ließ. An dem Tanz nahmen auch ältere Männer

Theil. Namentlich fiel mir ein alter Schuster auf, der mit bewundernswürdiger Gewandheit seine Füße immer in trillernder Bewegung zu erhalten wußte und unter komischen Gebährden sehr ausdrucksvolle Blicke auf die im Kreise herumsitzenden Schönen warf, bei denen er in großer Gunst zu stehen schien. Nach Einbruch der Nacht zog man sich in das sauber aufgeputzte Innere des Hauses zurück, wo man mir den Ehrenplatz am Heerde auf einer gepolsterten Bank anwies. Vicente postirte sich auf einem Fasse an der Thüre, bemächtigte sich der Guitarre und nach einigen Improvisationen begann der Tanz von Neuem. Ich sah hier zum erstem Male die Jota Arragonesa von Landleuten tanzen. Auf den Theatern sieht man sie sehr häufig, aber ebenso mit balletmäßigen Verzierungen aufgestutzt wie die übrigen Nationaltänze, die allabendlich zwischen den einzelnen Stücken aufgeführt zu werden pflegen. Hier nun sah ich diesen anmuthigen Tanz in seiner eigentlichen nationalen Form. Mein Wirth tanzte ihn mit der lieblichen Dolores, des Alcalden schöner Tochter, welche sich vor allen übrigen Mädchen des Dorfes durch ungemein viel natürliche Grazie auszeichnete und in dem schwarzsammtnem Mieder, das lose ihren schwellenden Busen umschloß, und mit dem frischem Kranze purpurner Rosen, der sich um ihre rabenschwarzen Flechten schlang, die in reicher Fülle auf den bräunlich angehauchten Nacken herabfielen, ganz verführerisch reizend aussah. Bis nach Mitternacht dauerte das harmlos fröhliche Fest, das ein getreues Bild ächt andalusischer Heiterkeit und nationalen Wesens in meiner Erinnerung zurückgelassen hat. Nach kurzer Ruhe brach ich noch vor Sonnenaufgang in Begleitung eines ortskundigen Führers auf, um die gerühmte Höhle zu besichtigen.

Eine in drei Abtheilungen zerfallende Oeffnung, groß genug, um aufrecht hindurchschreiten zu können, führt in eine ge-

räumige, 10 bis 15 Fuß hohe Vorhalle, in welcher die Hirten häufig mit ihren Heerden zu übernachten pflegen, weshalb der ganze sehr unebene Boden mit Ziegenkoth bedeckt und die Wandungen der Höhle von Rauch geschwärzt sind. Hier zündete der Führer zwei Blechlampen an, von denen er eine meinem Bedienten gab, und schritt nun mir vorleuchtend nach dem dunkelm Hintergrund der Halle. Ein Felsenpfeiler bildet hier zwei niedrige Thore, durch die man in einen großen, von vielen Tropfsteinsäulen getragenen Dom tritt. Das Lampenlicht war zu schwach, um die unendlich polymorphen Tropfsteinbildungen, welche die Wände mit einer gelblichweißen Kruste überziehen und häufig so zart gestaltet sind, daß sie an Spitzengewebe erinnern, vollständig zu beleuchten. In den abentheuerlichsten Formen, Hunde, Löwen, Schlangen, Schildkröten, Weintrauben, Zapfen, Nadeln u. s. w. nachahmend, tauchten auf allen Seiten die wunderbaren Schöpfungen des herabträufelnden Kalkwassers aus der schwarzen Nacht hervor. Die Wölbungen sind mit zarten bienenzellenartigen Stalaktiten besetzt, an deren durchbohrten nadelförmigen Spitzen krystallene Wassertropfen hängen, die in dem Lampenschein wie geschliffene Diamanten in allen Farben des Regenbogens glänzten. Aus diesem unterirdischem Tempel gelangt man fortwährend hinabsteigend bei mehrern Seitenhallen vorüber an den obern Rand der Haupthöhle. Hier fiel mir eine eigenthümliche Tropfsteinbildung auf, die von der Decke herabhängt. Diese besitzt die Gestalt einer Glocke und giebt auch wirklich einen hellen glockenartigen Ton von sich, wenn man mit einem Steine daran schlägt. Ein schlüpfriger, in den Felsen gesprengter, etwa drei Fuß breiter Pfad führt steil abwärts auf den Boden des „Barranco," wie die Haupthöhle genannt wird. Diese ist nämlich ein unterirdisches Thal, welches eine unregel-

mäßige Halle von ungeheuern Dimensionen bildet, so groß, daß eine ganze Kirche darin Platz hätte. Eine hohe schneeweiße Tropfsteinsäule, die sich nach oben zu verdickt, steht ganz isolirt an dem steilem Abhang, an dem sich der Pfad hinabwindet, und die ganze Decke ist mit zapfenartigen Stalaktiten besetzt. Dazwischen bemerkte ich große traubenartige Massen von schwarzer Farbe, die ich auf den ersten Blick für von Tropfstein entblößte Felszacken hielt. Mein Führer sagte mir aber, daß dies schlafende Fledermäuse seien, eine Behauptung, deren Richtigkeit allerdings die großen Massen fest zusammengebackener Excremente bewiesen, welche in Gestalt schwarzer Erdschollen auf dem Boden lagen. Anfangs hielt ich diese Klumpen für herabgefallene Felsstücke, überzeugte mich aber bald von ihrer wahren Beschaffenheit, als ich sie aufhob, denn sie sind federleicht. Theils um das Echo zu probiren, theils um zu sehen, ob wirklich Leben in jenen seltsamen Zapfen sei, feuerte ich eine Pistole ab. Der Schuß hallte tausendfach verstärkt in den Gängen der Höhle wieder, gleichzeitig trennten sich viele jener Zapfen von der Decke und lösten sich zu einer schwarzen Wolke auf, die sich unter unheimlich quikendem Geschrei auf und nieder senkte und aus der dann und wann einzelne Fledermäuse hervorflatterten. Diese Thiere schlafen nämlich am liebsten in schwebender Stellung, und indem sich eins an das andere hängt, entstehen jene traubenartigen Gebilde. Der Barranco endigt mit einem langen Gange, an dessen Ende sich ein runder Schacht von etwa 20 bis 30 Fuß Tiefe befindet. Hier muß man sich an einem Seile hinablassen, wenn man die Höhle weiter besichtigen will. Doch erweitert sich diese nicht mehr zu größeren Hallen, sondern stellt blos ein unordentliches Durcheinander labyrinthartig verschlungener und größtentheils sehr niedriger Stollen dar, die sich

meilenweit unter dem Berge hinerstrecken und deren Ende man noch nicht kennt. Gerade auf dem Boden des erwähnten Schachtes liegt ein tiefer Brunnen voll eiskalten hellen Wassers, der keinen sichtbaren Abfluß hat. Das Volk behauptet, daß aus diesem Brunnen ein schönes Nacimiento entspringe, welches am westlichem Saume der Sierra de Jarana zwischen dem Städtchen Iznalloz und dem Flecken Daifontes aus dem Gestein hervorbricht; eine Behauptung, die trotz der mehrere Stunden betragenden Entfernung bei der großen Ausdehnung der Höhle von Piñar gar nicht so unwahrscheinlich ist, als sie klingt.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als wir wieder ins Freie gelangten. Noch denselben Tag kehrte ich über das am Ausgange des sich allmälig erweiternden Thales von Piñar malerisch auf einem Felshügel gelegene Iznalloz nach Granada zurück, von welcher Stadt Piñar blos sechs Leguas entfernt ist. Deshalb rathe ich allen Reisenden, die nach Granada kommen und sich für Naturwunder interessiren, die Höhle von Piñar zu besuchen, indem dieser Ausflug blos zwei Tage erfordert, der Weg dahin gut und sehr unterhaltend ist und die Posaden von Ignalloz, von wo aus man blos noch zwei kleine Leguas bis Piñar hat, ein bequemes Nachtquartier darbieten. — Die Sierra de Jarana, der alle diese Partieen angehören, besteht aus zwei parallelen, durch ein ziemlich weites Thal getrennten, von NW. nach SO. sich erstreckenden Ketten, von denen die nördlichste, an deren Fuß Piñar liegt, die höchste ist und einen hohen, steil emporsteigenden Kamm mit sanft gewölbten Kuppen darstellt. Ihre Gipfel gewähren einen genauen Ueberblick über die östlichen Theile der Provinz von Granada und über die Gebirge von Jaen. Die zweite Kette ist niedriger und in mehrere furchtbar dürre Felskuppen von seltsamen Formen gespalten.

Die größte von ihnen, die nach Iznalloz hinschaut, hat die Gestalt einer oben zerborstenen Glocke; die andern stellen gespaltene Kegel, zertrümmerte Pyramiden und festungsartige Massen dar. Auf diesen Felskuppen wächst fast gar nichts; dagegen bieten sie in der Ferne bei Sonnenuntergang ein zauberisches Schauspiel dar wegen ihrer wechselnden, vom hellstem Grauweis bis zum dunkelstem Schwarzviolett sich steigernden Färbung, welche das Licht der Sonne je nach ihrer Stellung an ihnen hervorruft. Diese niedrigere Kette ist durch ein breites flaches Thal von dem waldigem Nordabhange der Sierra de Alfacar geschieden, das sich nach Osten zu öffnet und sich hier zwischen der Sierra de Huetor und dem erstgenanntem Gebirge hindurchzieht. Dieses Thal wird vom Darro durchströmt, dessen Quellen sich in seinen höchsten Partieen und theilweis auf den Bergwiesen der Sierra de Alfacar befinden. —

Wenige Tage, ehe ich Granada auf immer verließ, machte ich noch einen Ausflug nach der isolirt mitten aus dem Becken des Jenil emporsteigenden Sierra de Elvira, die ich schon längst hatte besuchen wollen. Dieses Gebirge ist blos zwei Leguas von Granada entfernt und erhebt sich ziemlich steil in der Gestalt dreier felsiger Kegel, die von fern gesehen eine überraschende Aehnlichkeit mit vulcanischen Bergen haben. Sie bestehen aber blos aus Kalk; dennoch ist es sehr wahrscheinlich, daß vulcanische Kräfte bei ihrer Entstehung thätig gewesen sind, wofür theils die Gestaltung des Gebirges und die Richtung seiner Schichten, theils die an seinem südwestlichem Fuß gelegenen Schwefelquellen von Pinos-Puente zu sprechen scheinen. Dieses ziemlich besuchte und jedenfalls sehr heilkräftige Bad befindet sich eine Viertelstunde von dem gleichnamigem Flecken in oder vielmehr unter einem großem Gebäude, der Venta de los Baños, das als Gast- und Bade-

haus zugleich dient. Auf einer schmalen Steintreppe steigt man in eine tiefe, fast spiralig gewundene Kluft hinab, deren Grund ein mit einem lauwarmen mattblauem Wasser gefülltes Bassin bildet. Dieses Wasser enthält bedeutend viel freies Schwefelwasserstoffgas, welches in vielen Blasen aufsteigt und seinen penetranten Geruch entwickelt, sobald man darin herumrührt. Die Sierra de Elvira, deren höchster Gipfel etwa um 1000 Fuß höher liegt als die Vega, ist auf ihrer südlichen Seite ganz kahl, auf der nördlichen dagegen bewaldet und gewährt die schönste Ansicht von Granada. —

Während des Juni hatte ich Gelegenheit, noch einige Eigenthümlichkeiten des granadinischen Volkslebens kennen zu lernen, die ich noch kürzlich erwähnen will. Dahin gehört die Sitte, daß am Morgen des St. Johannistages die Männer und Frauen der niedern Volksclassen nach dem Jenil eilen, um sich das Gesicht zu waschen. Sonst ist dieser Tag durch keine erwähnenswerthen Festlichkeiten ausgezeichnet und auch die vorhergehende Nacht durch kein so bewegtes Volksleben wie z. B. in Madrid. Eine noch seltsamere Sitte, nach deren Bedeutung ich vergeblich geforscht habe, findet am Peterpaulsfeste statt. Am Nachmittage desselben müssen nämlich die Mädchen auf glatten, mit Seife beschmierten Steinen über den Darro gehen. Natürlich fällt aller Augenblicke eine oder die andere ins Wasser, was jedes Mal lautes Gelächter und ausgelassenen Jubel unter den vielen Tausenden hervorruft, die sich an den Ufern des Darro zu versammeln pflegen, um dieses seltsame Schauspiel anzusehen. Gefahr ist nicht damit verbunden, indem der Fluß an jener Stelle kaum eine Viertelelle tief ist. Daß nur Mädchen der untern Stände an diesem eigenthümlichem Spaziergange Theil nehmen, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Weil aber die große Menge festlich

gekleideten Volkes, die hier zusammenströmt, einen äußerst bunten und unterhaltenden Anblick darbietet, so pflegt die elegante Welt von Granada am spätem Nachmittage dieses Festes en masse auf der Allee der Carrera del Darro zu promeniren. Dies ist das einzige Mal im ganzem Jahre, wo man diesen Spaziergang zur öffentlichen Promenade benutzt; die ganze übrige Zeit hindurch steht er verlassen. —

Kurz, ehe ich von Granada abreiste, erlebte ich noch einen Auftritt, den ich erzählen will, weil er bezeichnend für den Charakter des Volkes ist. Es ließen sich nämlich zwei steierische Natursänger hören, die in verschiedenen Orten Frankreichs, selbst in Paris sehr gefallen und auch in Madrid bei einem Concert am Hofe der Königin großen Beifall geärndtet hatten. Die pomphaften Anpreisungen ihrer künstlerischen Leistungen lockten eine große Menge an, so daß das Theater gedrängt voll war. Die beiden Sänger, welche in Nationalcostüm erschienen, lösten ihre Aufgabe auch wirklich ganz vorzüglich und würden bei einem nicht andalusischem oder wenigstens nicht granadinischem Publicum gewiß rauschenden Beifall erhalten haben. Allein den guten Granadinern schien diese Gesangsweise gar nicht zu gefallen. Dazu kam, daß die beiden Sänger nach ächter deutscher Manier steif wie ägyptische Bildsäulen auf den Brettern standen, wodurch sie augenblicklich das Gelächter und den Spott der Zuschauer erregten. Es fehlte wenig, so wären die armen Künstler ausgepfiffen worden! Die Granadiner betrugen sich wirklich auf eine ziemlich flegelhafte Weise, die einer öffentlichen Rüge in hohem Grade bedurft hätte. Ueberhaupt zeichnen sie sich im Allgemeinem nicht gerade durch feine Bildung aus, in welcher Hinsicht sie weit hinter den Bewohnern von Cadiz und Sevilla zurückstehen, wohl aber durch einen außerordentlichen Hang, die Ausländer zu verhöhnen und lächerlich zu machen.—

Drittes Kapitel.

Reise nach dem Osten von Andalusien.

„Wo sich Gebirg erhob, fand er Verwandte,
Wo Meere rollten, heimathliche Auen;
Wo blauer Himmel schien, die Sonne brannte,
Trieb Kraft und Lust ihn an, das Land zu schauen.
Meerbrandung, Höhlen, Wald, der Wüste Grauen
War ihm Gesellschaft! Ihr Gespräch verstand
Er besser als der Heimath Zung'!" —
Byron, Childe Harold.

Der östliche Theil des Königreichs von Granada hat einen von dem übrigen Andalusien völlig verschiedenen Charakter. Sobald man die Montes de Granada überschritten hat, hört das fruchtbare, allenthalben der üppigsten Production fähige Land, welches sich gen Westen bis an die Ufer des Guadiana, ja selbst bis an die westlichen Gestade Portugals erstreckt, auf und es beginnt ein vorzugsweis aus Kalk, Gyps und Thon zusammengesetzter Boden, der sich durch Kahlheit, Sterilität und Wassermangel auszeichnet. Hohe Gebirge, in ihren untern Abhängen theilweis mit Kiefern bewaldet, nach oben hin aber völlig kahl und von nackten Felsen starrend, wechseln mit breiten, dürren, baumlosen Hochebenen oder mit hügligen Gyps- und Sandniederungen von röthlichweißer Farbe ab und nur selten zeigt sich hier und da, wo etwa ein Nacimiento am Fuße der Gebirge sprudelt, oder an den Ufern der im Sommer fast gänzlich vertrocknenden Flüsse ein ärmlicher Flecken. Je weiter man gen Osten vordringt und je mehr man sich dem Meer nähert, desto

mehr verschwindet die fruchtbare Ackerkrume und tritt der unwirthbare nackte Felsgrund über die Erdoberfläche hervor; bis die Gegend bei Almeria endlich einen entschieden africanischen Wüstencharakter annimmt und nichts mehr an die gesegneten Gauen Andalusiens mahnt. Diese eher an Oberägypten als an Südeuropa erinnernde Physiognomie bewahrt das Land längs der Küste von Murcia, am ausgeprägtesten tritt sie aber in der Gegend von Alicante hervor. Man gewahrt in diesem ganzem Küstenstriche von dem bereits entsetzlich sterilem Marmorgebirge der Sierra de Gador an bis an die zackigen Ketten der Sierra de Mariola im Königreiche Valencia nichts als den harten braunen, rothen oder blaugrauen, blos mit höchst spärlich wachsenden mißfarbigen Steppenpflanzen dünn bestreuten Felsboden oder kreideweiße wellenförmige Gypsebenen, kreuzweis unter den Gluthstrahlen der Sonne zersprungen, und gelbe Sandfluren, deren feinen heißen Flugsand der Wind in wirbelnden Wolken über das kahle staubige Land fortjagt. In prachtvollen Farbentinten erglühen die Gebirge, leuchten die hügligen Ebenen rings um den Wanderer; aber kein saftiges Grün mildert das blendende Licht der Sonne, kein schattiger Baum rettet vor ihrer sengenden Gluth, nur hier und da sproßt eine Gruppe hoher Palmen aus dem verbranntem Gestein. Blos die Thäler der Küstenflüsse machen eine Ausnahme und winden sich grünen Schlangen vergleichbar durch die kahlen dürren Gefilde. Dieser Theil Spaniens, obwohl schon viel nördlicher gelegen als Südandalusien, ist der heißeste und trockenste der ganzen pyrenäischen Halbinsel. Zwar erreicht die Hitze in dem Flachlande des Guadalquivir während des Sommers noch einen bedeutend höhern Grad als in den Provincen von Almeria, Murcia und Alicante; aber es fällt in vielen Districten dieser Provincen das ganze Jahr hindurch, weder Sommer noch Winter, auch nicht

ein Tropfen Regen. Aus diesem Grunde kann hier blos in den Thälern der größeren, nie ganz vertrocknenden Flüsse eine ergiebige Bodencultur durch künstliche Bewässerung erzielt werden; an allen andern Puncten ist dies rein unmöglich, weshalb dieses Land immer wenig bevölkert bleiben wird. Der Himmel ist stets hell*) und wird blos von dem graubraunem Höhenrauch des hohen Sommers getrübt oder von den rothgelben Staubwolken des gefürchteten „Solano", eines glühendheißen, aus den Wüsten Africas herüberwehenden Windes, der mit furchtbarer Gewalt Alles niederwirft und, wo er hintrifft, die gesammte Vegetation augenblicklich zu Staub vertrocknet. Menschen und Vieh flüchten sich in die Häuser, sobald dieser Wind, von dem auch die übrigen Küstengegenden Andalusiens nicht selten heimgesucht werden, heranbraust; denn wer von ihm ereilt wird, sinkt ermattet zu Boden und muß ein solches Abentheuer häufig mit einer Krankheit, ja selbst mit dem Tode bezahlen. So sehr nun diese Gegenden das Auge durch ihre unglaubliche Sterilität ermüden, so interessant sind sie doch für den Naturforscher, namentlich für den Geognosten und Botaniker, indem sowohl die Formationen, welche den ganzen östlichen Theil von Südspanien zusammensetzen, höchst auffallende und eigenthümliche Erscheinungen darbieten, als auch die zum Theil rein africanische Vegetation trotz ihrer sparsamen Verbreitung sehr viel Mannigfaltigkeit zeigt und namentlich in den Gebirgen große Seltenheiten in ihrem Schooße birgt, weshalb gerade dieser Theil der pyrenäischen Halbinsel eine genauere Untersuchung, als es bisher geschehen ist, zu verschiedenen Zeiten des Jahres verdiente. Auch

---

*) Das Königreich von Murcia soll unter allen Provincen der Halbinsel den allerschönsten Himmel besitzen und ist deshalb so berühmt, daß es in ganz Spanien das „Reyno serenisimo" genannt wird.

für den Historiker haben diese Gegenden hohen Werth; dem Kunstliebhaber dagegen sowie denen, die blos zum Vergnügen reisen, kann ich diese Landstriche nicht empfehlen, denn die Städte, selbst Almeria nicht ausgenommen, besitzen weder architektonisch besonders ausgezeichnete Gebäude noch Werke der Malerei oder plastischer Kunst. Außerdem gestatten nur die von Granada nach Murcia und Almeria führenden Straßen, im Wagen zu reisen (vorausgesetzt, daß man sich einen eigenen Wagen miethet oder kauft, denn eine Verbindung durch Diligencen besteht nicht zwischen den genannten Städten), in allen andern Richtungen kann man blos zu Pferde weiter kommen, was sowohl wegen der natürlichen Beschaffenheit des Landes als wegen der Unbequemlichkeit der Herbergen, namentlich in der heißen Jahreszeit, äußerst angreifend ist. Daher mag es auch kommen, daß diese an und für sich höchst sehenswerthen Gegenden, die gleichsam ein der pyrenäischen Halbinsel eingefügtes Stück Africa zu sein scheinen, selten oder niemals von andern Leuten betreten werden als Arrieros und Contrebandisten. Gerade diese Unbekanntheit aber dürfte die folgende Schilderung meiner dreiwöchentlichen Reise durch das östliche Andalusien der Beachtung meiner Leser werth machen, um so mehr, als auch die Bewohner dieses Landstriches ein eigenthümliches, in vieler Hinsicht von den übrigen Andalusiern abweichendes Völkchen sind. —

Es war noch still auf der Alhambra; blos die gemessenen Schritte der vor dem Palaste Kaiser Carls V. auf- und niederschreitenden Schildwache hallten in den Räumen der alten Festung wieder. Einzelne Bewohner, durch den Hufschlag meines Pferdes aus dem Schlummer geschreckt, öffneten die Balcons, um zu sehen, wer so früh die gewohnte Ruhe störe, und riefen mir freundlich ein „váya usted con dios“ oder ein „buen viage, Señor Don Enrique“ zu. Am Thore, welches mir der wacht-

habende Officier gegen Vorzeigung eines schriftlichen Befehls von Seiten des Commandanten sogleich öffnen ließ, traf ich den allezeit dienstfertigen Mateo, der mich bis zur nächsten Casa de Recreo des Parkes begleitete, um nach Landessitte eine „Copita" perlenden Malagas als Abschiedstrunk mit mir zu theilen. Einzelne obdachlose Herumlungerer, in zerlumpte Mäntel gewickelt, lagen noch schlummernd auf den Steinbänken des Parkes; auch in der Stadt war noch wenig Leben. Blos die Zigeunerweiber des Albaycin saßen auf den Schwellen ihrer Wohnungen, die zerrissenen Hemden ihrer Kinder, die sich in paradiesischer Unschuld seelenvergnügt im Straßenkoth herumtummelten, und Gott weiß was für sonstiges altes Gelümpel ausbessernd, wobei sie sich laut schreiend über die Gasse herüber unterhielten oder mit näselnder Stimme ziemlich lascive Lieder sangen, wohl auch wie ihre müßig an den Thürpfosten lehnenden Männer herzhaft Cigarren rauchten*). Die aufgehende Sonne des 8. Juli röthete eben erst die höchsten Spitzen der Sierra Nevada, als sich Granada und die in hellblauen Morgenduft gehüllten Fluren der Vega, wo die Weizenärndte in vollem Gange war, bereits meinen Blicken entzogen. Wenige Stunden später kreuzte ich das Thal des Darro und trat bald hinter dem Flecken Huetor de Santillana in einen breiten Gebirgsgrund ein, der links von der Sierra de Huetor, rechts von den kiefernbewaldeten Ketten der Sierra de Beas, wie man hier die Vorberge

*) In Deutschland ist die Meinung ziemlich allgemein verbreitet, daß die Spanierinen rauchen. Diese ist durchaus irrig. Ich habe blos unter den niedrigsten Ständen und dann und wann unter den Mittelclassen Weiber gesehen, welche rauchten. Nur die Majas lieben es als emancipirte Frauen, sich des Cigarrito zu bedienen. Irgend gebildete Spanierinen dagegen werden niemals eine Cigarre in den Mund nehmen.

der Sierra Nevada zu nennen pflegt, eingeschlossen wird. Ich benutzte die Gelegenheit, um das erstgenannte Gebirge zu besteigen, das nach jenem Grunde zu, in welchem die Straße nach Murcia und Almeria emporführt, fast allenthalben von unzugänglichen Felswänden umgürtet ist. Einmal auf dem Kamm der Sierra angelangt, ward ich deshalb gezwungen, über ihre sanft gerundeten Gipfel hinweg bis an ihren östlichsten Abhang vorzudringen, wo eine steil abstürzende Geröllelehne mir gestattete, wieder in das Thal hinabzusteigen. Dieser Umstand, verbunden mit der unerwartet reichen Vegetation des Gebirges, verhinderte mich, noch denselben Abend Guadix zu erreichen, wie ich beabsichtigt hatte. Bald erweiterte sich das Thal zu einem breiten, rings von hohen Felsbergen umgebenen Kessel, in dessen reich bebuschtem Grunde sich der Rio Anchuron hinwindet, ein an der Nordseite hereinströmender Bach, welcher die Sierra de Huetor von der Sierra de Jarana scheidet und hierauf gen Osten fließend sich zwischen den schroffen Bergen der Sierra del Molinillo hindurchdrängt und dadurch ein höchst malerisches Thal bildet, in welchem die Straße nach Guadix hinabläuft. Dieser Bergkessel ist von Alters her durch Räubereien berüchtigt; auch damals war die Straße nicht vollkommen sicher. Namentlich ist ein Punct gefürchtet, wo die Chaussee über einen Sattel geht, der mit lauter spitzen Felszacken besät ist und daher ausgezeichnete Schlupfwinkel für Wegelagerer darbietet. Diese Stelle heißt „las dientes de la vieja" (die Zähne des alten Weibes), eine Bezeichnung, die in Hochandalusien mehrmals wiederkehrt an Orten, welche mit dergleichen seltsamen Felszacken besetzt sind. Die Sierra del Molinillo, deren Seitenschluchten reizende Aussichten auf die Sierra Nevada gestatten, ist nach Südosten zu stark bewaldet. Endlich weichen die allmälig niedriger werdenden Felsenkämme aus einander und man gelang

auf eine weite, ungemein öde und völlig baumlose Hochebene, auf der man fast keine Spur von Cultur gewahrt. Letztere hört hinter dem großem Flecken Diezma gänzlich auf und man erblickt von hier an nichts als den vielfach zersprungenen, mit röthlichem Staub bedeckten Boden, bestreut mit niedrigen, stark duftenden Halbsträuchern, Disteln und weißfilzigen Kräutern. Trotz der scheinbaren Unbewohntheit dieses geräumigen Plateaus, das im Süden von der Sierra Nevada, im Osten von der waldigen Sierra de Gor, im Westen von den Montes de Granada umsäumt wird und nach Norden zu sich weit zwischen die fernen Gebirgsketten des Königreichs von Jaen hineinzieht, giebt es hier eine ziemliche Menge von Ortschaften, die man aber nicht bemerkt, weil sie gänzlich versteckt in den schluchtenartigen Thälern liegen, welche diese Hochebene in vielen Richtungen sprungartig durchspalten und die Rinnsale der von dem Nordabhang der Sierra Nevada herabströmenden Bäche bilden. Gleich hinter Diezma gewahrte ich röthlichblaue, wohl auch gelblich und weiß gefärbte Streifen, die sich an verschiedenen Stellen wie Bänder über die kahle Ebene schlängelten. Bald traten diese Streifen als niedrige Wälle aus dem fahlem Grunde der öden Fläche hervor, die wie mit einer Menge von Bastionen versehen zu sein schienen, wohl auch die Gestalt von an einander gereihten Gebäuden, Pyramiden, Thürmen, Kegeln u. s. w. besaßen. Ich konnte mir Anfangs diese seltsam geformten Wälle, welche von der Abendsonne beleuchtet in dem brillantestem Farbendufte schimmerten, gar nicht erklären, bis sich die Straße plötzlich in eine schmale Schlucht versenkte und durch diese wiederum in das Thal des Rio Anchuron hinabführte. Sowohl die Wände jener Schlucht als die des Flußthals erheben sich fast senkrecht, ohne eine bedeutende Höhe zu besitzen, und sehen aus, als wären sie von Menschenhänden absichtlich in der abentheuerlichsten Weise

ausgemeißelt worden. Der Boden besteht nämlich aus einem dichtem, mit feinem Sand untermengten Letten von graugelber, auch wohl grünlicher Farbe, der hier und da mit Bänken plastischen Thons, mit Kies- und Mergelschichten abwechselt und im Laufe der Jahrtausende von den Gewässern auf höchst eigenthümliche Weise ausgewaschen worden ist, wodurch jene merkwürdigen Gestalten entstanden sind, aus denen die Thalwände zusammengesetzt erscheinen. Alle Thäler, welche die Hochebene von Guadix durchfurchen (ihre Zahl beläuft sich auf sechzehn) und allmälig in das weite Thal des Flusses von Guadix zusammenmünden, besitzen in dieser Weise gestaltete Wände, die ich mit nichts besser zu vergleichen weiß als mit den uralten Felsenstädten der Hindus. Es ist hier nicht der Ort, über die Entstehung dieser wunderbaren Thalschluchten ausführlich zu sprechen, die eine genaue Untersuchung von Seiten eines geprüften Geognosten verdienten; ich will blos bemerken, daß sämmtliche Formationen, aus denen die Hochebene von Guadix zusammengesetzt ist und deren Richtung man in den geschilderten Schluchten sehr gut verfolgen kann, weil kaum ein Grashalm an den steilen Erdwänden sproßt, den Diluvialgebilden angehören; daß es demnach sehr wahrscheinlich ist, daß einst die Ebene von Guadix ein Binnensee war, dessen Becken später von Diluvialfluthen überströmt und mit deren Sedimenten ausgefüllt wurde. Die Bäche der in späterer Zeit durch plutonische Kräfte emporgehobenen Sierra Nevada wühlten sich hierauf durch den zwar festzusammenhängenden, aber widerstandslosen Boden hindurch, zu deren Durchbrechung es keiner großen Kraft bedurfte, und so entstanden jene rißartigen Schluchten ganz in derselben Weise, wie man es noch heut zu Tage an sandig-lehmigen Abhängen nach großen Regengüssen im Kleinem beobachten kann.

Je dürrer und steriler diese Hochebene aussieht, desto ange-

nehmer überrascht die reiche Vegetation, welche die Sohle ihrer Thäler längs der Flußufer austapezirt. Hier liegen mehrere Ortschaften, deren Bewohner sich meist mit Gemüsebau und Espartoarbeiten beschäftigen, unter andern der wegen seiner Salzquellen ziemlich stark besuchte Badeort Graëna, den ich leider wegen der Beschränktheit meiner Zeit nicht besichtigen konnte. Die Sonne war schon zur Rüste gegangen, als wir nach dem Dorfe Purullena gelangten, das an der Vereinigung des Flusses von Graëna mit dem Rio Anchuron an einer der interessantesten Stellen der Hochebene von Guadix erbaut ist. Rings um die wenigen Gassen des Orts erheben sich die schroffen Erdwände in den seltsamsten Gestalten an zweihundert Fuß hoch. Die feste Consistenz des Lettens erlaubte hier, eine große Menge Höhlen, ja vollkommene Häuser in den Thalwänden auszugraben. Ich glaube sogar, daß in Purullena vielmehr Menschen in Höhlen leben als in Häusern. Gewährt dieses Troglodytendorf schon am Tage einen seltsamen Anblick wegen der zahllosen Thüren, Fenster- und Schornsteinöffnungen, die sich rings herum in den Wänden des kesselförmigen Grundes befinden, so ist derselbe bei Nacht, wo alle diese Höhlen erleuchtet sind, noch um Vieles fremdartiger.

Die Posada von Purullena war schlecht und schmutzig; Schaaren von Ungeziefer und die dunstige schwüle Atmosphäre meines engen Gemachs, wo man mir ein ärmliches Lager aus zerlumpten Matratzen zu ebener Erde aufgeschlagen hatte, ließen mich fast die ganze Nacht kein Auge schließen. Daher setzte ich, sobald der Tag graute, meinen Wanderstab weiter, fest entschlossen, bis Baza zu reisen, um nicht wieder in einer so elenden Dorfkneipe die Nacht zubringen zu müssen. Eine zweistündige Wanderung durch staubige, aber höchst interessant geformte Schluchten brachte uns nach Guadix, das sehr anmuthig

in dem weiten baum- und gemüsereichen Thale des gleichnamigen Flusses liegt, gen Süden zu sich an die Kegel und Pyramiden der Diluvialformation anlehnend, in deren Innerm es auch hier eine große Menge bewohnter Höhlen giebt. Während mein Bedienter in die Stadt hineinging, um Lebensmittel zu kaufen, hatte ich Muße, im kühlem Schatten der Alameda, zwischen deren Ulmenreihen einige verschleierte Damen ihre Morgenpromenade hielten, die Stadt und ihre Umgebungen zu betrachten. Guadix hat ein alterthümliches, doch nicht maurisches Ansehen und scheint ein lebhafter Ort zu sein. Unter seinen Kirchen zeichnet sich namentlich die bischöfliche aus, ein hochgethürmtes Gebäude von gothischer Bauart. Auf dem Gottesacker befindet sich das Grabmal Aben-Ommeyahs, des Königs der Moriscos. Die Umgegend ist, soweit es die Breite des Thales und die Wassermasse des Flusses gestattet, sorgfältig bebaut und blinkten nicht auf allen Seiten die braunen Hügel der Diluvialformation zwischen dem Grün der Gärten hervor, so würde man kaum glauben, inmitten einer sonneverbrannten Hochebene zu sein. Guadix gehörte im Mittelalter zu den ersten Städten des Königreichs von Granada und war in den letzten Jahren der maurischen Herrschaft abwechselnd die Residenz von Muley-Hassan, Boabdil und el Zagal, bis letzterer sich nach der Einnahme von Baza im December 1489 dem König Ferdinand unterwarf und Guadix an die Spanier auslieferte. Bereits ein Jahr später, noch vor der Uebergabe von Granada, wurden sämmtliche maurische Bewohner dieser Stadt sowie die Mauren von Baza und Almeria aus dem Königreich vertrieben, weil man eine Verschwörung unter ihnen entdeckt hatte oder entdeckt haben wollte, welche die Wiederherstellung des maurischen Reichs zum Zweck gehabt haben soll. —

In Guadix scheiden sich die Straßen nach Murcia und

Almeria. Ich wählte die erstere, welche in nordwestlicher Richtung über die dürre Hochebene sanft zur Sierra de Gor emporsteigt. Die Schneemauer der Sierra Nevada zog sich allmälig in größere Ferne zurück, die Gegend wurde von Stunde zu Stunde öder, die Hitze unerträglicher. Außer einigen graugrünen Salzpflanzen war weit und breit keine Spur organischen Lebens zu entdecken. Blos bei der Venta de los Alamos gab es ein kleines Pappelwäldchen, in dessen Schatten wir kurze Zeit rasteten. Dicht dabei liegt ein großes Nacimiento, welches es möglich macht, daß hier Menschen wohnen können, denn in der ganzen Umgegend giebt es stundenweit kein trinkbares Wasser. Wir füllten hier unsere „Vasija" (thönerne Wasserflasche), die Vicente, der diese Gegend gut kannte, mit klugem Vorbedacht mitgenommen hatte, denn in diesem Theile von Andalusien kann man häufig halbe Tage lang reisen, ohne Trinkwasser zu finden. Weil dieses fast überall mangelt, ist das Land auch außerordentlich sparsam bevölkert. Die genannte Venta und noch eine zweite sind die einzigen menschlichen Wohnungen, die man an der Straße zwischen Guadix und Baza antrifft, obwohl die Entfernung beider Städte nicht weniger als 10 Wegstunden beträgt! Ebenso wasserarm und öde sind manche Gegenden von Cordoba und Jaen, weshalb das Reisen daselbst mit Beschwerden verbunden ist und Vorkehrungen erfordert, von denen man bei uns keine Ahnung hat.

Die Sierra de Gor ist ein niedriges, theilweis ziemlich dicht mit Kiefern (Pinus Halepensis Mill.) bewaldetes Kalkgebirge, das sich nach Süden zu an die höhern Bergketten von Caniles und Seron anschließt und auch mit dem östlichem Theile der Sierra Nevada durch einen breiten Kamm zusammenhängt, welcher das Plateau von Guadix von dem Thale

des Rio de Almeria trennt. Jubelnd begrüßten wir dieses Gebirge, da seine Kiefern uns einigen, wenn auch nur dürftigen Schutz gegen die Gluthstrahlen der mittäglichen Sonne verhießen, die unbarmherzig auf das schattenlose Land herabbrannten. Hier ward folglich Siesta gehalten und ein erfrischendes „Gazpacho" verzehrt, welches Vicente ganz ausgezeichnet zu bereiten verstand und jedenfalls das Beste ist, was man bei solcher Backofenhitze, wie sie im Juli in Andalusien herrscht, zu sich nehmen kann, indem diese Speise nicht allein den Durst besser löscht als alle Getränke, sondern auch den Hunger stillt. Ein solches Gazpacho ist ein Gemengsel von zerschnittenem Weizenbrod, Gurken, Liebesäpfeln, spanischem Pfeffer, Zwiebeln, Citronen u. s. w., das in einer mit Salz versetzten Sauce von Wasser, Essig und Oel schwimmt. Deutschen, französischen und englischen Touristen, die blos aus einem Hotel ins andere zu reisen und sich schon wie toll zu gebährden pflegen, wenn einmal das Fleisch nicht weich genug oder die Suppe etwas angebrannt ist, würde dieses eigenthümliche Gericht freilich nicht munden; ein Naturforscher darf aber keinen so verwöhnten Gaumen haben und muß sich noch an gar andere Dinge gewöhnen als das andalusische Gazpacho! Wird übrigens dieser Salat oder wie man es nennen will, sorgfältig zubereitet und namentlich die Mischung der Sauce gehörig getroffen, so schmeckt er gar nicht so übel und ich kann gestehen, daß ich dies Gericht bald gern gegessen habe, wie es mir denn auch sowohl auf dieser als auf den folgenden Reisen durch das Königreich Jaen und die Sierra Morena fast täglich als alleiniges Frühstück gedient hat. Im freiem Felde muß man in diesen Gegenden immer frühstücken, indem die binnen wenigen Stunden unerträglich werdende Hitze dazu auffordert, am frühem Morgen sein

Nachtquartier zu verlassen. Vor der Abreise einen Morgenimbiß einzunehmen, und bestände er auch blos aus einer Tasse Chocolade, ist bei der unglaublichen Trödelei, die man in den Posaden ausnehmend zu lieben scheint, ganz unmöglich, denn da vergeht wenigstens eine Stunde, ehe eine Tasse Chocolade oder Kaffee fertig wird. Unterwegs findet man entweder gar keine Wirthshäuser oder, giebt es solche, wenigstens keine zubereiteten Speisen vorräthig. Der Spanier, welcher in diesen Gegenden und überhaupt im Innern des Landes zu reisen gezwungen ist, versorgt sich daher schon am Abende mit den nöthigen Lebensmitteln für den folgenden Tagemarsch und der Fremde thut am besten, sich dieser Sitte ebenfalls zu fügen, wenn er nicht unmäßig viel Zeit verlieren will. Denn kehrt man unterwegs in eine Venta ein, so kann man sicher darauf rechnen, zwei Stunden warten zu müssen, bevor man etwas zu essen bekommt, indem die Lebensmittel oft erst von dem nächsten Dorfe herbeigeholt werden müssen. Daß es aber höchst unbequem sei, fortwährend eine Menge von Geschirr, Brod, Früchten, Fleisch, Wein und was weiß ich Alles mit sich herumzuschleppen, brauche ich wohl nicht erst zu bemerken. Ich kam mir wirklich oft wie ein Marketender oder wie ein wandernder Hausirer vor, wenn mein Bedienter die Körbe meines Pferdes auszukramen begann und wir uns nun anschickten, nach Art nomadisirender Zigeuner uns das Frühstück unter Gottes freiem Himmel zu bereiten. So viel ist aber gewiß, daß unter solchen Verhältnissen, wo man ganz allein auf sich und seine eigene Kraft angewiesen ist, wo sich Niemand um einen bekümmert und man für Alles selbst Sorge tragen muß, der eigene Muth, die eigene Zuversicht wächst, daß man bald alle Furcht vor Menschen und Natur verliert, mit einem Wort, daß man sich als freien unabhängigen

Menschen fühlt. In unsern hochcivilisirten Ländern ist der Mensch wenig mehr als ein Uhrwerk, das täglich aufgezogen wird. —

Das melodische Kosen des lauen Zephyrs mit dem zitternden Nadelkranze der Kiefernwaldung sang uns bald in sanften Schlummer. Plötzlich weckte uns ein ängstliches Wiehern des Pferdes und wir sahen zu unserm Erstaunen ein Kameel herankommen, das einen Knaben und drei Männer auf seinem Rücken trug, die sich durch ihre Tracht als Bewohner des Königreichs Murcia zu erkennen gaben. Wir hatten Mühe, unser Pferd zu beruhigen, welches mit sträubender Mähne und an allen Gliedern zitternd das häßliche Kind der Wüste anstarrte, denn die Pferde haben bekanntlich eine angeborene Aversion vor dem Kameel. Da jene Leute dieselbe Straße zogen wie wir, so reisten wir zusammen weiter. Vicente, der das Gehen herzlich satt hatte, ward ebenfalls auf das Kameel geladen; ich ritt voraus, um dem Pferde den furchterregenden Anblick zu ersparen. Unterwegs erzählten uns die Kameelritter, daß sie aus Lorca wären und einen Zug in die Provinz von Granada gemacht hätten, um sich mit ihrem Thiere Geld zu verdienen, indem dort ein Kameel zu den seltenen Erscheinungen gehört. Im Königreich Murcia dagegen sowie um Almeria werden bereits einzelne Kameele zum Transport verwendet und ich glaube auch, daß sich kein Theil von Europa besser zur Einführung eignet als die genannten Landstriche. Hier fehlen wirklich blos noch Karavanen von Kameelen, um sich vollkommen nach Africa versetzt zu glauben. —

Von der Venta de Gor aus, die nahe bei dem zwischen den grünen Waldbergen der Sierra versteckten Dorfe Gor liegt, welches einer Grandenfamilie den Herzogstitel giebt, steigt die Straße fortwährend empor, bis sie die Höhe eines breiten und

öden Sattels erreicht, welcher die Sierra de Gor mit der ganz isolirt stehenden Sierra de Baza verbindet, einem kolossalen Felsenberge von glockenförmiger Gestalt und bedeutendem Umfange, an dem man auch nicht einen einzigen Baum oder Strauch bemerkt. Nichts desto weniger besitzt er wahrscheinlich eine sehr ausgezeichnete Vegetation, weshalb ich es sehr bedauere, daß mir meine Zeit nicht gestattete, ihm einen Besuch abzustatten. Wir befanden uns nun zu Häupten der großen beckenförmigen Einsenkung, die den Namen der Hoya de Baza (Grube von Baza) führt und auf drei Seiten in weitem Umkreise von den felsigen Gebirgsketten umsäumt ist, welche die Gränze zwischen den Provincen von Granada und Almeria ziehen. Blos nach Norden zu steht das Becken von Baza offen, indem es hier in die sterile Ebene von Huescar übergeht. Letztere ist im äußerstem Norden von hohen Gebirgen umschlossen, welche sie theils von der Provinz von Jaen, theils vom Königreich Murcia scheiden. Unter ihnen zeichnet sich der pyramidale Kegel der Sagra Sierra de Huescar aus, die nächst der Sierra Nevada das höchste Gebirge von Andalusien und der nördlichste Punct des Königreichs Granada ist. Noch schlang sich ein blitzendes Eisdiadem um die röthlichblau angehauchte Felsenstirn dieses Bergriesens, auch die niedrigeren Ketten der Sierren von Castril und Cazorla, die größtentheils dem Königreich von Jaen angehören und die Quellen des Guadalquivir in ihrem Schooße bergen, zeigten noch einige Schneespuren. Die Aussicht war außerordentlich schön, da sich die Sonne ihrem Untergange entgegenneigte. Wie purpurne Rosenguirlanden leuchteten die fernen Felsreihen der östlichen Gebirge aus dem azurnem Grunde des Himmels; ein schimmernder Golddust lagerte über den Felsenschultern der Sierra de Baza und über dem rebenbedeckten Abhang, wo einer der besten Rothweine Andalusiens wächst,

und in weißen, grauröthlichen und hellvioletten Farbentinten schillerten die nackten Gypshügel jenseits des grünen Streifens, der den Lauf des Flusses von Baza bezeichnet. Bald stiegen die Thürme dieser Stadt aus dunkeln Fruchthainen zu unsern Füßen empor und eine Viertelstunde später betraten wir ihre Vorstadt, die weniger aus Häusern als aus Höhlen besteht, welche man in den Sandstein des Berghanges gegraben hat, als eben die Glocken der Hauptkirche zum Ave Maria läuteten. Einige muntere, sehr brünette Mädchen, die, den antiken Wasserkrug auf dem schwarzlockigem Haupt, langsam von dem plätschernden Brunnen der Alameda nach der Stadt pilgerten, geleiteten mich unter heiterm Geplauder nach der großen Posada del Sol, deren Wirth, ein geborner Franzose, mir einen geräumigen kühlen Saal zum Nachtquartier anwies, eine Sache von unschätzbarem Werth in jenem glühenden Klima. —

Die Stadt Baza ist außerhalb Spaniens wenig gekannt, obwohl sich Erinnerungen an ihren Namen knüpfen, deren sich nur wenige Orte rühmen können. Hätte ein Livius oder Sallust ihre Geschichte geschrieben, so würde Baza ebenso in den Reihen durch große Thaten denkwürdiger Städte strahlen wie Sagunt und Numantia; so aber sprechen blos spanische Chronisten, die in ihrem eigenem Vaterlande kaum gelesen werden, von dem Heroismus ihrer einstigen Bewohner. Baza war nächst Malaga und Almeria der edelste Juwel in der Krone von Granada; damals war es eine große, reiche, bevölkerte Stadt, berühmt wegen ihres Seidenbaues, ihres Handels, ihrer Seiden- und Goldstoffwebereien. Die ganze westliche Hälfte der Hoya de Baza von den Gebirgen von Caniles an bis zur Vereinigung der Flüsse von Baza und Huescar war damals ein fruchtbarer, von tausend Canälen durchschnittener, von Villen und Wartthürmen wimmelnder Garten, ein Meisterstück maurischer Agri-

cultur, wo alle Südfrüchte, selbst Zuckerrohr und Baumwolle, auf das Ueppigste gediehen. Ferdinand der Katholische war lüstern nach diesem Eden. Nachdem daher die grausame Bestrafung der Einwohner von Malaga die Mauren entmuthigt hatte, erschien er im Juni 1488 mit einem mächtigem Heere vor Baza. Allein die Bewohner dieser Stadt bereiteten ihm einen sehr warmen Empfang, indem sie, geführt von dem alten El-Zagal die Spanier durch eine Scheinflucht in die Gärten lockten und hier, wo Alles von Hinterhalten wimmelte, ein so furchtbares Blutbad unter ihnen anrichteten, daß kaum der vierte Theil entkam und Ferdinand sich bewogen fühlte, als Büßender nach dem Kreuz von Caravaca zu pilgern. Im Frühlinge des folgenden Jahres rückte der König von Arragonien mit einem noch stärkeren Heere vor Baza. Dieses ward damals durch 10,000 Krieger unter dem Oberbefehl des Prinzen Cidi Yahia Alnayar, eines Neffen El-Zagals, vertheidigt. Nach einer zweiten furchtbaren Schlacht in den Gärten von Baza gelang es den Spaniern, sich innerhalb derselben festzusetzen; allein bald sah sich Ferdinand gezwungen, das Lager wieder abzubrechen, und erlitt auf dem Rückzuge eine bedeutende Niederlage durch die Mauren. Ferdinand errichtete nun zwei Lager auf den entgegengesetzten Seiten der Stadt, ließ unter fortwährenden Kämpfen die Gärten von Baza rasiren, so daß auch kein einziger Baum stehen blieb, und umgab die Stadt nach altrömischer Belagerungssitte mit einem doppelten Wall und Graben, der durch Hunderte von Thürmen vertheidigt ward. Hier nun ward das Belagerungsgeschütz aufgestellt und Baza von allen Seiten bombardirt. Allein die Stadt besaß ungeheuere Magazine, die starken Wälle widerstanden den spanischen Kugeln und der Muth ihrer Vertheidiger wuchs von Woche zu Woche. Monate vergingen, ohne daß die Spanier einen Fußbreit Land gewinnen konnten,

täglich floß Blut in Strömen. So nahte der Winter heran und nur auf den ausdrücklichen Wunsch Isabellas, die alle ihre Juwelen verpfändete, um die Kriegskosten damit zu decken, entschloß sich Ferdinand, die Belagerung fortzusetzen. Um den Mauren zu zeigen, daß die Spanier nicht mehr zurückgehen würden, ließ er das Lager in eine hölzerne Stadt verwandeln; allein ein plötzlicher Herbststurm, verbunden mit furchtbarer Regenfluth, schwemmte den größten Theil derselben hinweg und brachte das spanische Heer in große Noth. Doch auch in Baza begann der Mangel fühlbar zu werden und Sidi-Yahia hatte den Muth verloren, denn er konnte die Soldaten, meist fremde Söldner aus Africa, nicht bezahlen und diese weigerten sich, fernerhin zu kämpfen. Da beraubten sich die Maurinen von Baza gleich den edlen Frauen Carthagos ihres Schmuckes, ihrer Goldspangen und Juwelen und brachten sie dem Prinzen, um damit das Heer zu bezahlen; die Bürger vervollständigten die gelichteten Reihen der Krieger, zarte Knaben sah man neben silberlockigen Greisen kämpfen. Die Spanier verloren nun allen Muth und Desertion riß in dem Heere ein. Da kam Isabella selbst ins Lager und verlangte ein Zwiegespräch mit dem maurischen Prinzen. Was bei diesem tête-à-tête geschehen ist, weiß man nicht so genau; so viel ist aber gewiß, das Sidi-Yahia völlig bezaubert von der Anmuth der christlichen Fürstin in die Stadt zurückkehrte und noch dieselbe Nacht einen Boten an seinen Oheim nach Guadix schickte, um] diesen von der Nothwendigkeit der Uebergabe Bazas zu überzeugen. Isabella hatte außerordentlich günstige Bedingungen bewilligt, im Falle sich die Stadt sogleich ergäbe, und El-Zagal willigte daher, betrogen über den wahren Stand der Dinge, in die Capitulation. So fiel Baza am 4. December 1489 nach einer beinahe siebenmonatlichen Belagerung den Spaniern in die Hände, gegen den Willen seiner heldenmü-

thigen Bewohner, die vergeblich durch einen Aufstand die Uebergabe zu verhindern versuchten. Sidi-Yahia ward bald darauf Christ und nannte sich als solcher Don Pedro de Granada. Er verstieß später seine Gemahlin, eine Tochter El-Zagals, von der er zwei Söhne besaß, die ebenfalls zum Christenthum übertraten, heirathete eine Spanierin aus dem edlem Hause der Benegas und war zuletzt Ober-Alguacil von Granada und Ritter von Santiago. Seine Nachkommen, welche den Namen Granada-Benegas führten, erscheinen noch unter Philipp II. oft in der Geschichte und nach den Forschungen des Grafen Circourt existirt diese Familie noch jetzt in Spanien, repräsentirt durch die Marquis von Compotejar. — Im Jahre 1810, am 9. und 10. August, war die Gegend von Baza der Schauplatz einer blutigen Schlacht, in welcher 20,000 Spanier unter den Generalen Blake und Freire von dem Marschall Soult und den Generalen Godinot und Latour-Maubourg geschlagen wurden.

Baza hat ein ziemlich modernes Ansehen und besitzt gegen 12,000 Einwohner. Seine Umgebungen erzeugen namentlich viel Wein und Hanf; Zuckerrohr und andere Südfrüchte werden aber gegenwärtig nicht mehr gebaut. Jedenfalls ist zur Zeit der Mauren das im Süden liegende Gebirge dicht bewaldet und deshalb der Fluß um Vieles wasserreicher gewesen als gegenwärtig; denn mit seiner jetzigen Wassermenge wäre es rein unmöglich, eine so große Fläche zu bewässern, wie einst die Gärten von Baza einnahmen. Baza sowie die sieben Leguas nördlich davon gelegene Stadt Huescar gehören zwar noch zur Provinz von Granada, allein ihre Bewohner haben nichts mehr, weder in Tracht noch in Gesichtsbildung, mit den Granadinern gemein und tragen überhaupt nicht mehr den andalusischen Typus. Dieser verschwindet, sobald man die Sierra de Gor überschritten hat. Je weiter man von hier aus gen Osten vordringt, desto

mehr nähert sich der Menschenschlag den Bewohnern von Murcia und Valencia. Die Eingeborenen der Hoya de Baza und der Provinz von Almeria haben nicht mehr das offene heitere Wesen des Andalusiers, sondern sehen verschlossen und düster aus. Dennoch scheinen sie im Allgemeinem gutmüthig zu sein; wenigstens kann ich mich nicht über sie beklagen. Sie kleiden sich vom Kopf bis zum Fuß in dunkelbraunes Naturtuch, tragen keine Hüte, sondern die „Montera," jene helmartige, auch in Valencia gebräuchliche Mütze, die ich schon früher beschrieben habe, und pflegen sich ihre Espartosandalen wie die Valencianer mit blauen Bändern an den Knöcheln zu befestigen. Auch sieht man bereits die hellfarbige Manta sehr häufig, die im übrigem Andalusien, wo sich Jedermann des spanischen Mantels bedient, gar nicht gebräuchlich ist. —

Ich verließ Baza schon am folgendem Morgen in früher Morgenstunde. Obgleich die Sonne eben erst aufgegangen war, schien sie bereits ganz heiß; kein Lüftchen rührte sich und der längs des Horizonts lagernde bleigraue Dunst ließ eine furchtbare Hitze erwarten, die auch nicht ausblieb. Eine lange Ulmenalle brachte uns zwischen abgemähten Weizenfeldern an den Fluß von Baza hinab, dessen Ufer dichte Pappelgebüsche garniren. Es sind dies die letzten Bäume, die man sieht, denn gleich nach Ueberschreitung des seichten Flusses betritt man einen über alle Begriffe sterilen Boden, wo kein grüner Halm, geschweige denn ein Strauch oder Baum zu sehen ist. Diese Gegend besteht nämlich aus purem Gyps, der theils erdig, theils krystallisirt erscheint und zahllose, durch Hunderte kleiner Thälerchen von einander geschiedene Hügel bildet. Blos eine sparsame Steppenvegetation mit grauen fleischigen Blättern sproßt büschelförmig aus diesem völlig wasserlosem Boden, welcher von kreideweißer Farbe ist. Diese Bemerkung wird genügen, um meine Leser von der fürch-

terlichen Gluth zu überzeugen, die hier im Juli herrscht, sowie von dem Schmerz, der die Augen befällt, hervorgebracht durch die Reflexion des an und für sich schon blendend hellen Sonnenlichts. Diese Gypsformation besitzt eine Breite von vier vollen Stunden und bis auf einige verkrüppelte Pappeln bei der Venta del Peral, die sich neben einem Brunnen schlechtem Wassers befindet, giebt es nirgends Schatten. Deshalb reisen die Spanier hier bei Nacht, was sie im hohem Sommer überhaupt gern zu thun pflegen; ich konnte diese Sitte meines Berufes halber nicht nachahmen, denn das Becken von Baza ist trotz seiner Sterilität wegen seiner eigenthümlichen Salzvegetation von dem höchstem Interesse für den Botaniker. Diese Gypsformation erhebt sich sanft nach den östlichen und südlichen Gebirgen zu und zieht sich dem Laufe des Flusses von Baza folgend weit in das Königreich von Jaen hinein.

Um 12 Uhr gelangten wir halb verschmachtet vor Durst und mit entzündeten Augen nach dem Städtchen Cullar de Baza und warfen uns unter den ersten Bäumen seiner Vega nieder, um Siesta zu halten, denn die Sonnengluth war an diesem Tage ganz entsetzlich (mein Thermometer zeigte in der Gypsformation 44½° C.) Das genannte Städtchen liegt am Abhange einer Hügelkette, die allmälig in die Sierra de Cullar übergeht. Ein großer Theil des Ortes besteht aus Höhlen, welche man in die benachbarten thonigsandigen Hügel gegraben hat. Deshalb sind diese mit einer Menge von Feueressen besetzt, was höchst seltsam aussieht. Die Hügelkette selbst ist, einige Weingärten ausgenommen, größtentheils mit Esparto bewachsen, der auch große Strecken der Gypsformation überzieht und in den nördlichen Ebenen der Provinz von Almeria ganze Quadratmeilen ausschließlich bedeckt. Bald hinter Cullar verläßt die Straße die Provinz von Granada und steigt in einem flachem

Thale zwischen felsigen Bergen zu einem breitem, ödem und kaltem, mit einzelnen Immergrüneichen bestreutem Plateau empor, auf welchem das Dörfchen las Vertientes in einer Höhe von circa 4000 Fuß über dem Meer liegt, in dessen schlechter Posada wir übernachten mußten, da es zur Weiterreise zu spät war. Dieses ebenfalls durch große Sterilität ausgezeichnete Plateau bildet die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Guadalquivir und Segura, welcher Fluß das Königreich Murcia durchströmt, und ist längs des südlichen Horizonts von der Sierra de Oria, längst des westlichen von der Sierra de Maria begränzt, zwei hohen Gebirgen, die sich in Gestalt mächtiger Felsenmauern erheben.

Die Provinz von Almeria besteht eigentlich blos aus drei großen, theilweis zu geräumigen Ebenen sich erweiternden Thälern, die von dem Rio de Velez-Rubio, dem Rio de Almanzora und dem Rio de Almeria durchströmt werden. Alle drei entspringen in dem Kalkgebirge, das die Provincen von Granada und Almeria von einander scheidet und verschiedene Namen führt. Dieses erstreckt sich in seiner Hauptrichtung von Nordost nach Südwest, erhebt sich im äußerstem Norden aus der Hochebene von Huescar und verflacht sich an seinem südwestlichem Ende zu dem Plateau von Guadix. Den höchsten Theil dieses Gränzgebirges bilden mehrere, parallel von Westen nach Osten laufende Ketten seines Centrums, die sich sämmtlich dadurch auszeichnen, daß sie beinahe auf allen Seiten von schroffen Felswänden umgürtet sind. Die bedeutendsten von diesen Ketten sind die Sierra de Maria und die Sierra de Oria, welche die beiden Wände des breiten Thales des in den Segura mündenden Flusses von Velez-Rubio in seinem obern Verlauf bilden. Ein niedriger Ausläufer des letztgenannten Gebirges, den man die Sierra de las Estancias benennt, scheidet

jenen Fluß von dem Thale des Rio de Almanzora, der nach Südosten fließend unweit der Gränze des Königreichs Murcia ins Meer fällt. Zwischen diesem und dem Rio de Almeria, dessen Thal durch die Sierra de Gador von den östlichen Alpujarras getrennt wird, erhebt sich der mächtige Gneiswall der Sierra de Filabres, welcher von den Bergen von Caniles und Seron aus gen Südosten verläuft, später in das Kalkgebirge der Sierra de Aljamilla übergeht und endlich in den Trachyt- und Basaltklippen des weit in das Meer vorspringenden Cabo de Gata endigt. —

Auf einem Saumpfad gelangte ich von las Vertientes durch den Puerto viejo, einen Paß, welcher die Sierra de Maria von der Sierra de Periate scheidet, in einen schönen Wald hochstämmiger Kiefern (Pinus-Pinaster Ait.), der sich rings um den nördlichen Fuß des erstgenannten Gebirges herumzieht und bis an die Häuser von Maria erstreckt, woselbst mich der Arzt des Ortes, mit dem mein Bedienter gut bekannt war, gastfrei in sein Haus aufnahm. Ich blieb hier über acht Tage, um die benachbarten Gebirge zu untersuchen, und ward von Seiten meines gütigen Wirthes und seiner Familie mit einer Aufmerksamkeit behandelt und verpflegt, als wäre ich sein eigener Verwandte. Don Diego Fernandez war ein gebildeterer Mann, als ich in dem Arzte dieses Bergfleckens vermuthet hätte. Ohne mir ein Urtheil über seine medicinischen Kenntnisse anzumaßen, bemerke ich nur, daß er in der schönen Literatur, selbst des Auslandes, ziemlich bewandert war und einen Leseverein begründet hatte, an dem der Pfarrer, der Apotheker, die Behörden und noch einige halbgebildete Personen des Ortes Theil nahmen. Eugen Sue's „ewiger Jude," der erst kurz zuvor in spanischer Uebersetzung erschienen war, bildete eben die Lectüre dieser Leute, und da jener Roman bekanntlich in Deutschland beginnt, so gab es gleich einen

Anhaltepunct, um mit mir über die Zustände Deutschlands zu conversiren. Allabendlich pflegten sich die Mitglieder dieses Vereins zur gegenseitigen Besprechung vor dem Portal der Kirche zu versammeln, wo man in seinen Mantel gehüllt sich ungenirt auf die Steinfliese hinstreckte und seine Cigarre rauchte. Erst gegen Mitternacht trennte sich die Gesellschaft, wenn schon längst alle Lampen in den Häusern erloschen waren und sich kein belebtes Wesen mehr in den Gassen regte. Es hätte ein artiges Genrebild für einen Maler gegeben, diese Gruppe von ernsten Männern, welche dicht in ihre dunkelbraunen Mäntel eingewickelt, die schwarzsammtne Montera über den Kopf herabgeschlagen, theils auf den Stufen, theils auf der Schwelle der alterthümlichen Kirchenpforte lagerten, zumal wenn die leuchtende Kugel des Vollmonds über die ernsten Häupter der Sierra dahinrollte, deren riesige schwarze Felswände finster auf die niedrigen Dächer herabschauten.

Maria ist ein sehr großer Flecken von nahe an 6000 Einwohner, aber schlecht gebaut. Er liegt fast ganz eben und ziemlich öde am nordöstlichem Fuße des Gebirges in einer Höhe von mehr als 3000 Fuß, weshalb hier keine Südfrüchte, höchstens Oliven und etwas Wein gedeihen. Seine Umgebungen sind überhaupt sehr dürr und kahl und daher kann nur wenig Ackerbau getrieben werden. Aus diesem Grunde muß die Mehrzahl seiner Bewohner auf andere Weise ihr Brod suchen. Viele durchstreifen als Arrieros den ganzen Süden der Halbinsel, andere leben vom Sammeln des Esparto und von der Bereitung aromatischer Oele, namentlich des Salbeiöles, wozu die an Salbei und anderen officinellen Gewächsen sehr reiche Sierra Gelegenheit darbietet; viele finden auch als Hirten und Köhler oder in der Glashütte, die besonders viel Flaschen liefert, ihren Lebensunterhalt. Im Ganzem ist das Volk arm, worauf schon

die schlechten, meist blos einstöckigen Häuser hindeuten, doch zufrieden, an wenige Bedürfnisse gewöhnt. Es ist gutmüthig, macht aber durch sein stilles Wesen und die dunkle einfarbige Kleidung einen etwas düstern Eindruck. In seinem Dialekt, welcher sich im Allgemeinem nicht wesentlich von dem gewöhnlichem Hochandalusisch unterscheidet, fiel mir hier eine Eigenthümlichkeit auf, die unter allen Bewohnern des Thales von Velez-Rubio gäng und gäbe ist und sich nach Cavanilles auch in einigen Gegenden des Königreichs von Valencia wiederfindet. Dies ist die seltsame Bildung der Deminutiven. Die Spanier lieben es bekanntlich außerordentlich, in Deminutiven zu sprechen, und hängen sogar den Adjectiven die Deminutivendung an, was ihrer Sprache etwas Kindlichnaives verleiht. Anstatt nun diese Deminutiven auf ico, ica, ito, ita, illo und illa zu bilden, wie es die Grammatik vorschreibt, verwandelt der Eingeborene des Thales von Velez-Rubio die Endsilben in iquio, iquia und sagt z. B. Monteriquia für Monterita (kleine Mütze), Chiquiquio für Chiquillo (kleines Kind), Borriquio für Borrico (kleiner Esel), Mesiquia für Mesita (kleiner Tisch) u. s. w., was höchst seltsam klingt.

Die in botanischer Hinsicht äußerst interessante Sierra de Maria, deren Untersuchung ich zwei Tage widmete, erhebt sich bis über 6000 Fuß Höhe, ist aber ebenso wasserarm wie die ganze Umgegend. Maria würde verdürsten müssen, läge an ihrem westlichem Fuße nicht ein prächtiges Nacimiento, welches den großen Brunnen des Ortes speist, in dessen Bassin 11 Röhren armstarke Ströme des köstlichsten Wassers ergießen. Sein Abfluß bewässert das wenige Garten- und Ackerland, von dem das Dorf umgeben wird. Die Sierra de Maria ist nur an wenigen Stellen zugänglich; fast überall stürzt ihr oberer Theil in senkrechte Felswände ab, die das Ersteigen unmöglich machen.

Die Aussicht von ihrer flachgewölbten Hauptkuppe muß sehr umfassend sein, da sie der höchste Punct in dem ganzem Gränzgebirge ist. Als ich sie am 12. Juli erklimmte, verhinderte ein aus den Gründen aufsteigender Nebel, die Reize dieses Panoramas zu genießen. Desto mehr begünstigte mich der Himmel drei Tage später, wo ich den Riesenkegel der Sagra de Huescar erstieg. Dieser Kalkberg liegt eine Legua nordwestlich von la Puebla de Don Fadrique, einem großem Flecken im nördlichstem Winkel der Provinz von Granada unweit der Gränze von Murcia. Der Weg dahin führt über eine wellenförmige, kalkig-thonige, sehr öde, fast nur von Esparto bedeckte Hochebene, in der man blos hier und da eine „Cortijada" — Vereinigung mehrerer Cortijos — umringt von einigen Feldern, aber keinen einzigen Baum erblickt. Der Boden dieser Ebene ist jedoch nicht so völlig unfruchtbar, wie er auf den ersten Blick zu sein scheint, und bei geringer Bewässerung könnte diese jetzt so traurige Wüste in ein ergiebiges Getreideland verwandelt werden. Dies würde geschehen, wenn man den längst begonnenen Bewässerungscanal vollendete, der den Rio Guardal oder Fluß von Huescar mit dem Segura verbinden soll. Bis jetzt ist aber erst ein kleiner Theil dieses Canals fertig und an eine Ausführung jenes nützlichen Projects wohl gar nicht mehr zu denken. — La Puebla sieht städtischer und wohlhabender aus als Maria und liegt recht anmuthig von Weingärten umringt in einer fruchtbaren Niederung, deren Saum gen Nordosten die hohen Waldberge der bereits zu Murcia gehörigen Sierra de las Cabras bilden. Es wurde erst nach der Eroberung des Königreichs Granada durch den gefürchteten Herzog von Alba gegründet, den die katholischen Könige mit dem ganzem District von Huescar belehnten, und daher kommt sein seltsamer Name.

(Der Herzog von Alba hieß mit seinem Familiennamen Don Fadrique de Toledo.)

Die Sagra Sierra gilt für unersteiglich und allerdings besitzt ihr Kegel eine abschreckende Steilheit. Ich hielt es daher für gut, mir einen Führer mitzunehmen, und fand auch nach einigem Suchen einen jungen kecken Burschen, welcher längere Zeit als Hirt am Fuße jenes Berges gelebt hatte und mehrmals auf seinem Gipfel gewesen war. Außer einer tüchtigen Kenntniß der topographischen Verhältnisse und geschichtlichen Traditionen besaß derselbe eine seltene Improvisationsgabe, in welcher Hinsicht ich seiner bereits im vorigem Bande einmal gedacht habe. Um nicht all zu sehr von der Sonnenhitze zu leiden, die mich Tags zuvor wahrhaft geröstet hatte, brachen wir sehr zeitig auf. Ein hübsches grünes Thal, links von kiefernbewaldeten Bergen, rechts von kahlen Hügeln eingehegt, auf denen seltsam geformte Felsmassen umhergestreut sind, brachte uns nach anderthalbstündiger Wanderung an den östlichen Fuß der Sierra. Hier liegt einige Hundert Fuß über der Thalsohle, halb verdeckt von üppiger Strauch- und Schmarotzervegetation, die Hermita de las santas Martyres, von deren Kirchlein aus sich reizende Aussichten in die düstern Schluchten des kiefernbewaldeten Gebirges, das die Sagra Sierra umarmt, und auf die grüne Ebene von Huescar eröffnen. Ungefähr tausend Fuß höher sprudelt noch innerhalb des alten schattigen Kiefernwaldes, welcher den West- und Südostabhang des Berges bis zur halben Höhe einnimmt, eine helle Quelle, die Fuente de las Yeguas, aus moorigem Wiesengrunde. Hier rasteten wir, um zu frühstücken, denn weiter hinauf giebt es kein Quellwasser mehr. Ein holpriger Saumpfad windet sich von dieser Stelle steil um den Südabhang des Kegels bis zu den höchsten Holzschlägen empor. Nahe an der Waldgränze befindet sich hier an der westlichen Seite

des Berges die Cueva de los Carnereros, eine hübsche, aus vier Grotten bestehende Tropfsteinhöhle voll der zartesten Stalactiten. Ihren Eingang bildet ein rundes Loch, blos so groß, um sich in liegender Stellung hindurchzuschieben. In der geräumigen Halle, die auf diesen Tunnel folgt, zündete mein Führer ein Feuer aus harzigen Kieferzweigen an und leuchtete mir mit einem brennendem Aste nach den andern Abtheilungen vor. Das Gewölbe der dritten ist mit lauter zapfenförmigen Stalactiten besetzt, aus deren durchbohrten Spitzen ein eiskaltes Wasser träufelt, welches sich in einem trogartigem Becken sammelt, das allmälig durch das fortwährende Herabfallen der Wassertropfen ausgehöhlt worden ist. Am Eingange dieser Höhle ließ ich mein Pferd unter Vicentes Obhut zurück und erklomm mit dem Führer den obern, aller Vegetation entbehrenden Theil des Kegels. Blos zarte Alpenkräuter und kleine dornige Halbsträucher sprossen hier und da aus dem lockern Kalkgerölle und am Rande schmelzender Schneemassen. Der Kegel der Sagra erhebt sich furchtbar steil; wer schwindlig ist, darf es nicht wagen, ihn zu erklettern. Außerdem erschwert das bei jedem Schritt nachgebende Gerölle das Vordringen ungemein. Deshalb war Mittag längst vorüber, als wir auf dem kleinem, kaum 30 Schritte breitem Kamme des beinahe 8000 Fuß über dem Meer liegenden Gipfels anlangten. Hier gewahrt man erst die spitzen Felszacken, die den Nordabhang der Sierra umgürten und das Emporsteigen auf dieser Seite unmöglich machen. Der Himmel war wolkenlos, die Luft durchsichtig hell und die Aussicht daher entzückend schön. Wie eine weiße Wolke schwebte die Sierra Nevada über den hellblauen Gebirgen von Granada am südwestlichstem Horizont. Nach der entgegengesetzten Seite hin überblickte ich ein Meer von Bergen, sämmtlich dem Königreich von Murcia angehörig, unter denen sich die

hohe Kette der Sierra Segura durch ihre dunkle Bewaldung besonders auszeichnete. Diese geht allmälig in die Sierra Morena über, deren schwarzblaue Wellenberge hinter der mit der Sagra zusammenhängenden Sierra Seca auftauchten, die noch einzelne Schneefelder an ihren kahlen Geröllekuppen zeigte. Nach Westen und Süden zu übersieht man das ganze wilde Gebirgsland der Provinzen von Jaen und Almeria, selbst das Meer schimmert an einzelnen Stellen zwischen den Berghäuptern des fernsten Südosten hindurch. Etwa eine Stunde südlich von Huescar, dessen Thürme aus dunkelm Buschwerk hervorblitzen, gewahrt man einen schroffen Felsen von bedeutendem Umfange, welcher eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Körper eines Schiffes hat. Auf seinem Scheitel thronte einst die wegen ihrer Uneinnehmbarkeit berühmte Stadt Galera, deren blutige Erstürmung im Kriege gegen die Moriscos die erste große Waffenthat war, durch welche der Infant Don Juan de Austria seinen militärischen Ruf begründete. Nachdem der Marquis von los Velez diese Felsenveste vergeblich berennt hatte, rückte Don Juan selbst mit 12,800 Mann ausgewählter Truppen vor Galera, das blos von 3000 maurischen Kriegern vertheidigt ward. Trotz des heftigen Feuers, welches der Infant aus 30 Kanonen von drei Seiten aus gegen den Platz eröffnete und das die Mauren blos durch zwei schlechte Feldschlangen erwiedern konnten, dauerte die Belagerung volle drei Wochen. Zwei furchtbare Stürme wurden zurückgeschlagen; erst der dritte, am 7. Februar 1570, führte zur vollständigen Eroberung der Stadt, nachdem der Felsen selbst durch mehrere Minen theilweis zerstört und der Prinz, der den Angriff in Person leitete, verwundet worden war, ein Umstand, welcher die spanischen Soldaten in wüthende Tiger verwandelte. Kein einziger Krieger noch Bewohner von Galera entging dem Tode; Don Juan war sogar so unmenschlich, über

vierhundert gefangene Frauen durch die Hellebardierer seiner Garde vor seinen Augen niederstoßen zu lassen! Die Stadt ward hierauf so vollständig rasirt, daß gegenwärtig keine einzige Mauer mehr von ihr übrig ist*). Noch existirt ein Dorf ihres Namens am Fuße des Felsens. —

Am Morgen des 19. Juli schied ich von Maria, nachdem alle meine bisher gemachten Sammlungen por Arriero nach Granada abgegangen waren. Die Muela de Montalbiche, ein seltsam geformter Kalkberg von bedeutender Höhe, der schon lange meine Aufmerksamkeit erregt hatte, war die Hauptaufgabe dieses Tages. Dieser Berg liegt unweit des Städtchens Velez-Blanco, ist nichts als ein ungeheurer Felsen von der Gestalt des Liliensteins in der sächsischen Schweiz, den er aber um das Doppelte an Höhe übertrifft, und bildet den westlichen Vorsprung eines vielfach verzweigten Gebirges, das einen großen Theil des Königreichs von Murcia bedeckt. Senkrecht glatte Felswände von vielen Hundert Fuß Höhe umgeben den Berg ringsum; nur an seiner westlichen Seite läuft eine schräge, ziemlich breite, mit Gerölle erfüllte Felsenleiste herab, die einen Aufweg zum Gipfel gestattet. An dem breitem bebuschtem Fuße des Berges angelangt ließ ich mein Pferd sammt Vicente im Schatten eines alten Oelbaums und unternahm allein die Besteigung. Sie ist ziemlich beschwerlich und nicht ganz gefahrlos; an einen Weg ist natürlich nicht zu denken. Meine Mühe wurde jedoch durch eine sehr interessante Vegetation reichlich belohnt, nicht minder durch die Aussicht, welche der Gipfel gewährt. Dieser stellt eine kurz begraste Fläche dar, die sich nach der Mitte zu etwas einsenkt. Um den Rand des fast viereckigen Plateaus herumgehend schwelgte ich lange in dem reizendem Landschaftsgemälde, das

*) Siehe Anhang I. Nr. 6.

sich zu meinen Füßen entfaltete. Namentlich bietet das weite fruchtbare Thal von Velez-Rubio ein ungemein schönes Bild dar; einen weniger angenehmen, aber großartigeren Charakter besitzt die Aussicht gen Osten auf die düstern Felsgebirge von Murcia. Grausig ist der Anblick der furchtbaren Abgründe, welche die Muela auf allen Seiten umgeben und zum Theil tiefe Schluchten in ihren Rand reißen.

Um zwei Uhr gelangten wir nach Velez-Blanco, das am Abhange der gleichnamigen Sierra äußerst romantisch gelegen ist. Ein wunderbar gut erhaltenes maurisches Castell und Schloß, auf steiler Felsenhöhe über den Gassen thronend, erinnert an die ehemalige Bedeutung des Ortes. Während des Krieges von Granada diente dieses Schloß dem flüchtigem Boabdil fast zwei Jahre lang als Residenz. Später bildete es mit dem District der benachbarten Stadt Velez-Rubio das Marquisat von los Velez, ein Lehn des tapfern Geschlechts der Fajardos. Ein bequemer Fahrweg führt von hier in das Thal von Velez-Rubio hinab, das durch die Wässer des gleichnamigen Flusses befruchtet wird und durch sein frisches Grün und seine sorgsame Anbauung einen äußerst wohlthätigen Eindruck nach den dürren, verbrannten und unwirthbaren Gegenden von Beza und Maria macht. Ein alterthümliches Thor, an dessen Schlußstein das Wappen der Fajardos, eine von drei Lilienstengeln gehaltene Krone, prangt, führt in die lebhafte und freundliche Stadt, die 8400 Einwohner, mehrere Kirchen und eine lateinische Schule besitzt. Ihre günstige Lage an der von Granada nach Murcia und Valencia führenden Heerstraße, unweit der lebhaften Handels- und Bergstadt Lorca, ist nicht ohne Einfluß auf die Bildung ihrer Bewohner geblieben und man findet daher in Velez-Rubio mehr europäische Civilisation als in andern gleichgroßen Städten des Königreichs von Granada. —

Das saftige Grün, welches das Auge in den Umgebungen von Velez=Rubio erfreut, verschwindet, sobald man die Höhe des dürren Kammes erreicht hat, der das Thal im Süden begränzt und die Fortsetzung der unbedeutenden Sierra de las Estancias ist. Die Thürme des in weichen Azurduft gebetteten Velez=Rubio, das stolze Schloß von Velez=Blanco und die ernsten Felshäupter der nördlichen Gebirge wurden eben von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet, als wir auf diesen Kamm gelangten. Bald verschwand dieses schöne Gemälde, die Gegend lag wieder braun, verbrannt, öde und menschenleer vor uns und der Saumpfad senkte sich schnell in ein breites sandiges Thal hinab, die Rambla de las Carrascas genannt, dessen kahle, blos mit einigen Immergruneichen bestreuten Abhänge alle Aussicht verhinderten. Außer ein Paar Cortijos und dem elenden, wegen seines räuberischen Gesindels berüchtigten Weiler el Chorrador ist dieses Thal gänzlich unbewohnt; einzelne Feigenplantagen verkündigen aber, daß es schon bedeutend tiefer liegt als die Oberfläche des Bodens im nördlichem Theile der Provinz. Diese Rambla erweitert sich endlich zu einer gen Süden abfallenden Fläche, die wieder aus Gyps, Thon und Sand besteht und deshalb höchst unfruchtbar ist. Dennoch bemerkte ich einige Feigenbäume und Oliven. Diese Ebene wäre ganz trostlos, böte sie nicht eine überaus köstliche Aussicht dar. Sobald man nämlich die Rambla verläßt, gewahrt man zu seiner Rechten die lange Kette der Sierra de Filabres mit der in ihrem Centrum sich erhebenden Pyramide der hohen Teta de Bacares. An ihrem von zahllosen Schluchten durchfurchtem Abhange schimmern die weißen Gemäuer einer Menge von Ortschaften und zerstreuten Gehöften, deren Namen manchen blutigen Kampf aus der Maurenzeit ins Gedächtniß zurückrufen. Zur Linken in größerer Nähe thürmen sich die phantastischen Fels=

massen der Sierra de Almagro empor, ein Gebirge von einer Nacktheit und Sterilität, die alle Begriffe überschreitet, dessen schroffe Felszacken und dürre Geröllelehnen aber zu jeder Zeit des Tages in den prachtvollsten Farbentinten erglühen, weshalb es eine ungemein malerische Ansicht darbietet. Dazwischen schließen kahle weiße Gypshügel die Aussicht nach Süden zu. Dicht am Fuße der Sierra de Almagro ruht das elende, verhungert aussehende Städtchen Huercal-Overa, bei dem wir schnell vorüberzogen, um in dem Thale des Rio de Almanzora Schutz gegen die Strahlen der mit wahrhaft africanischer Gluth vom Himmel herabbrennenden Sonne zu suchen. Jenes weite Thal verengt sich bei Huercal-Overa zu einem wildromantischem Felsengrunde, indem der genannte Fluß hier einen Theil der Sierra de Almagro durchbricht. Freundliche Landhäuser, malerische Mühlen, überrankt von der üppigsten Vegetation, die man sich denken kann, ruhen an beiden Rändern des breiten sandigen Bettes im Schatten grotesker braunrother Felsmassen, über deren zerborstenen Zinnen die kahlen Kegel und Felsenmauern der Sierra herabblicken, und die unendlich vielen Krümmungen des Thales entrollen bei jedem Schritte neue Landschaftsbilder vor den entzückten Augen. Breite rosenrothe Gürtel von blühendem Oleandergebüsch garnirten die Ufer des Almanzora, dessen Wassermasse sich in dieser Jahreszeit so in den vielen Bewässerungsgräben verliert, daß blos ein schmaler seichter Bach übrig bleibt. Nach einer langen Siesta im feuchtem Schatten eines hoch herabstürzenden Mühlbaches setzten wir unsern Marsch weiter fort und erreichten gegen Abend das Städtchen Cuevas de Vera, das auf einem Hügel am rechtem Ufer des hier beinahe völlig vertrockneten Almanzora liegt, welcher zwei Stunden weiter südwärts ins Meer mündet. Die Gegend ist hier bereits ziemlich flach, ein dürres Gyps- und Sandland,

aus dem blos hier und da einige Palmen ihre luftigen Kronen emporheben. Nichts desto weniger hat man die Umgebungen von Cuevas durch die Wässer des Almanzora in einen sehr fruchtbaren Gartenboden zu verwandeln gewußt, wo alle Früchte des Südens, namentlich aber Unmassen von Gurken, Melonen und Wassermelonen gedeihen. Dadurch gleicht Cuevas einer Oase, denn beinahe auf allen Seiten ist es von einer verbrannten weißgelben Wüste umringt.

Cuevas ist zwar ein kleiner Ort, imponirt aber durch seine vielen modernen Gebäude, die zum Theil in edlem Styl erbaut sind und schon durch die Eleganz ihrer Balcons den Wohlstand ihrer Bewohner verrathen, noch mehr aber durch die schönen Höfe und Gärten, in denen die seltensten Gewächse der Tropen prangen. Mehrere gute Posaden und Casas de Pupilos, geschmackvolle Kaufläden, Cafés u. dgl. zeugen von einer Civilisation, wie man sie in dieser Wüste nicht erwartet. Diese Cultur hat ein sehr neues Datum. Noch vor zwanzig Jahren war Cuevas ein elendes Nest; nachdem man aber die Silberminen der benachbarten S i e r r a A l m a g r e r a entdeckt hatte, die im Anfange eine so fabelhaft reiche Ausbeute lieferten, daß man ein neues Mejico aufgefunden zu haben wähnte, strömte eine Menge speculativer Köpfe aus Spanien und dem Auslande hierher, von denen Viele sich binnen Kurzem einen bleibenden Wohlstand gründeten und auf immer ihren Wohnsitz in Cuevas nahmen. Dieses schnelle Reichwerden einer bedeutenden Anzahl rief einen Schwindel in bergmännischen Unternehmungen hervor, von dem man sich bei uns kaum eine Vorstellung machen kann. Tausende aus allen Ständen, bis zum ärmsten Hirten herab haben ihre Sparpfennige hergegeben, um sich an den Schätzen der Sierra Almagrera zu betheiligen, und die Mehrzahl von ihnen hat Hab und Vermögen verloren, theils durch die Unwissenheit der Un-

ternehmer, die ohne die geringste bergmännische Kenntniß überall einschlugen, wo sie Platz fanden, theils durch die Gewissenlosigkeit betrügerischer Franzosen und Engländer, welche den leichtgläubigen Leuten große Dinge vorspiegelten, sich Jahre lang theuer besolden ließen, die Actionaire mit Versprechungen hinhielten und endlich, wenn der Betrug ruchbar zu werden drohte, mit dem erbeutetem Gelde auf und davon gingen. Bekanntlich ist der Bergbau selbst der edlen Metalle in Spanien kein Regal der Krone*) und es kann ein Jeder, der auf seinem Grund und Boden Erz findet, dasselbe gegen eine fünfprocentige Abgabe an die Regierung nach Belieben ausbeuten. So angenehm diese Freiheit des Bergbaues ist, die es auch dem Aermsten möglich macht, bei der Ausbeutung der Metallschätze des Landes sich zu betheiligen, ja durch einen glücklichen Zufall ein reicher Mann zu werden, so verderblich ist sie doch auf der andern Seite, indem sie sowohl der Betrügerei als dem Müßiggang Thor und Thür öffnet. Denn jetzt denkt ein Jeder, der eine Actie auf ein Bergwerk genommen hat, daß er mit Gewalt reich werden müsse, legt deshalb die Hände in den Schooß und stürzt sich lieber in Schulden, um die Kosten des Baues bezahlen zu können, als daß er arbeitet. Andere wähnen, wenn sie irgend einen glänzenden Stein finden, Gold und Silber entdeckt zu haben, und es fehlt nie an herumziehenden Abentheurern, die dieses nicht zu benutzen verständen und, indem sie sich für Bergingenieure ausgeben, wohl auch falsche Zeugnisse beibringen, die einfältigen

*) Blos einige Bergwerke sind ausschließliches Eigenthum der Krone. Dahin gehören in Südspanien die Bleigruben der Sierra de Gador bei Almeria, die Kupferbergwerke des Rio Tinto in der Sierra Morena und die Zinnoberminen von Almaden und Almadenejos in der Mancha, sämmtlich Bergwerke von unglaublicher Ergiebigkeit.

Leute dazu vermögen, oft an Orten zu graben, wo auch keine Spur von Erz irgend einer Art vorhanden ist. Der Minenschwindel hat in Spanien gegenwärtig einen so hohen Grad erreicht, daß man sogar übel ankommen kann, wenn man die Leute auf ihren Irrthum aufmerksam macht. Mir ist es selbst begegnet, daß mir ein Arriero mit Prügeln drohte, weil ich ein Paar Bergkrystalle, die er irgendwo aufgelesen hatte, nicht für Diamanten anerkennen wollte, wofür er und Andere sie hielten. Ein anderes Mal auf meiner Reise durch die Sierra Morena mußte ich eine Kohlengrube besichtigen, weil unglücklicher Weise verlautet hatte, ich besäße einige Kenntnisse in der Mineralogie, und sah mich meiner eigenen Sicherheit halber genöthigt, einige zwischen den Kohlengängen nistende Schwefelkiese für Gold zu erklären! Mundus vult decipi, ergo decipiatur! Das wissen auch jene Industrieritter sehr wohl und machen daher fortwährend gute Geschäfte. Dieser Minenschwindel, ein Uebel, an dem Spanien schon seit der Entdeckung Americas gekrankt hat, ist in neuester Zeit namentlich durch die Auffindung der Silbergruben der Sierra Almagrera von Neuem hervorgerufen worden. Diese gehören allerdings zu den reichsten Bergwerken Europas und würden noch ergiebiger sein, hätte man im Anfange nicht so viel Raubbau getrieben, überhaupt nicht ohne allen Verstand gewirthschaftet. Hierdurch ist es gekommen, daß manche Theile des Haupterzganges gar nicht mehr ausgebeutet werden können, wenigstens nicht ohne den Einsturz der Bergwerke zu risquiren. Gegenwärtig sind die Verhältnisse der Sierra Almagrera ziemlich geordnet und Abentheurer können hier nicht mehr reüssiren. Sie ist nämlich unter die Aufsicht des königlichen Bergamts von Lorca gestellt worden und seitdem dürfen nur examinirte Ingenieure, Zöglinge der könig=

lichen Bergakademie zu Madrid, die Leitung der Gruben übernehmen.

Ich blieb einen Tag in Cuevas, um diese berühmten Silbergruben zu besuchen. Die Sierra Almagrera ist ein furchtbar dürres Thonschiefergebirge, welches sich von Norden nach Süden erstreckt, 962 Fuß Höhe besitzt und an seiner Südostseite unmittelbar ins Meer hinabstürzt. Hier liegen die neuen Amalgamationswerke von Villaricos; einige ältere, von denen eins das Eigenthum eines Engländers ist, befinden sich am nördlichem Saume des Gebirges. Von Cuevas hat man zwei starke Stunden bis an seinen Fuß. Der Weg dahin geht durch ein baumloses salziges Gypsterrain, dessen weißer Boden die Augen entsetzlich angreift. Blos dorniges Gesträuch (Zizyphus Lotus L. und Paliurus australis L.) bildet hier und da dunkle Flecke auf dem hellem Grunde. Die Sierra Almagrera erhebt sich steil in Form eines vielgezackten Walles und hat in der Nähe gesehen eine rothbraune Farbe; diese verwandelt sich in der Ferne in das duftigste Purpurviolett. Ihr Silberreichthum wurde durch einige Ziegenhirten entdeckt, die zufällig auf den zu Tage ausgehenden Erzgang geriethen und ganze Stücken gediegenen Silbers mit heimbrachten. Dies geschah erst in den dreißiger Jahren, aber schon ist das Gebirge nach allen Richtungen hin durchwühlt und wohin man blickt, in allen Thälern, auf allen Kämmen, bis auf die höchsten Gipfel, gewahrt man nichts als Zechhäuser und Halden. Die Zahl der einzelnen, verschiedenen Eigenthümern angehörenden Gruben beläuft sich auf 900! Gewöhnlich ist eine jede das Eigenthum einer Actiengesellschaft, selten sind einzelne vermögende Personen alleinige Besitzer eines Bergwerkes. Der Bau ist in so fern leicht, als die Erzgänge in geringer Tiefe hinstreichen und das Gestein sehr wenig Wasser enthält; aber nur die wenigsten Minen besitzen wirklich silberführende

Gänge, die Mehrzahl liefert blos Blei, Eisen und Kupfer oder gar Nichts. Der Haupterzgang streicht in der Richtung des Gebirges von Süden nach Norden mit einer Inclination von 21° 50′ und ist von sehr bedeutender Mächtigkeit. Das Silber kommt namentlich im Bleiglanz vor, wohl auch gediegen, sehr selten als Hornerz. Auf diesen Hauptgang bauen die drei reichsten Gruben, die Esperanza, Virgen del Carmen und Observacion, die sich sämmtlich dicht neben einander in dem Barranco Jarroso befinden. Im Ganzem giebt es in diesem Grunde und seinen Seitenschluchten 138 Minen! — Es war ungefähr um 10 Uhr Vormittags, als ich in dieses Thal gelangte. Hier herrschte ein ungeheuer reges Leben. Viele Hunderte von Maulthieren, Eseln und Karren, bestimmt, das zu Tage geförderte Erz nach den Amalgamirwerken zu bringen, hielten am Eingange des Barranco und auf der neu angelegten Straße, die von einer Grube zur andern hinläuft; von Zeit zu Zeit kamen Arrieros mit langen Zügen von Maulthieren an, die Lebensmittel aller Art und Trinkwasser herbeibrachten (denn die Sierra Almagrera besitzt auch nicht eine einzige Quelle); allenthalben wimmelte es von Bergleuten und Kärrnern: das ganze Gebirge schien ein großer Ameisenhaufen zu sein. Durch einen Empfehlungsbrief, den mir der Dr. Fernandez an einen der Ingenieure mitgegeben hatte, gelang es mir, die genannten drei Minen genau besichtigen zu können. Sie besitzen sämmtlich noch eine unbedeutende Tiefe, sind wie alle Bergwerke dieses Gebirges planlos angelegt und werden auch jetzt noch ziemlich nachlässig betrieben. Nichts desto weniger ist die Ausbeute ungeheuer und daher, wer sich bei ihnen betheiligt hat, wohl geborgen *).

---

*) Als Beleg für den außerordentlichen Reichthum dieser drei Bergwerke will ich hier eine Uebersicht über die Ausbeute und den Gewinn

Die Sierra Almagrera bildet die Gränze zwischen Andalusien und dem Königreich von Murcia. Von ihrem höchstem Gipfel, der Cabeza del Ruso, überblickt man eine große Strecke der malerischen Felsenküste von Murcia und das weite sterile Gypshügelland bis an die zerborstenen Felsenkämme der Sierra de Aljamilla. Die ganze Küste war bereits so von der Sonnengluth und dem Gifthauche des Solano versengt, daß ich es aufgab, das durch seine Vegetation im Frühlinge und Herbst ausgezeichnete Cabo de Gata zu besuchen, und mich entschloß, durch das Thal des Almanzora und über die Sierra de Filabres in die Provinz von Granada zurückzugehen. Das Thal des Almanzora ist oberhalb der geschilderten Rambla von Huercal-Overa ziemlich flach und öde; doch von dem großem Flecken Arboleas an, der, beherrscht von einer alten Burg, malerisch

---

den sie durchschnittlich während eines Jahres geben, beifügen, die ich dem Berginspector des Districts von Lorca, Don Ramon Pellico, verdanke, welchen ich in Malaga im Hause meines Freundes Prolongo kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Die Esperanza, Carmen und Observacion liefern zusammen jährlich 1,485,000 Unzen reines Silber und 49,500 Centner reines Blei. Im Geldeswerth kommt diese Ausbeute in Bezug auf das Silber einer Summe von 32,670,000 Realen (die Unze Silbers zu 22 Realen gerechnet) gleich, hinsichtlich des Bleies (den Centner zu 60 Realen) einer Summe von 2,970,000 Realen. Im Ganzem giebt dies folglich einen Gewinn von 35,640,000 Realen. Der Betrieb der drei Bergwerke (jedes beschäftigt 176 Bergleute) kostet jährlich 1,971,000 Realen. Dazu kommen 1,782,000 Realen Schmelzkosten, 600 Realen Grundsteuer (derecho de superficie) und 5,346,000 Realen Abgabe an die Krone (derecho del quinto). Das macht zusammen eine Ausgabe von 9,099,600 Realen. Zieht man diese Summe von dem Gesammtgewinne ab, so bleiben noch immer 26,500,400 Realen oder 1,769,360 Thlr. Pr.C. reiner Gewinn (den Real zu 2 Ngr. gerechnet; er besitzt aber einen etwas höhern Werth).

auf einem Hügel an der Einmündung des Flusses von Albox liegt, verengt es sich mehr und mehr und wird bald sehr anmuthig. Flecken und Dörfer, umringt von grünen Saaten und Gartenland, wechseln mit Oliven- und Eichengebüschen ab, allenthalben klappern Mühlen und die ernsten Häupter der gewaltigen Sierra de Filabres rücken allmälig immer näher. Zur Zeit der Mauren wohnte hier ein kriegerischer Stamm, der sich schon in den Jahren 1500 und 1501 gegen das spanische Joch erhob und später während der großen Rebellion der Moriscos mit unendlicher Ausdauer für seine Unabhängigkeit und Religion kämpfte. Es giebt kein Dorf, das nicht der Schauplatz der blutigsten Kämpfe gewesen wäre, keine Burg, die den Spaniern nicht den verzweifeltsten Widerstand entgegengesetzt hätte. Erst Don Juan de Austria gelang es, diese wilden Bergbewohner zu bezwingen, nachdem der Tod sie ihres kühnen Führers, Geronimo el Maleh, beraubt hatte und ihre hauptsächlichsten Vesten theils durch Waffengewalt, theils durch Verrath in die Hände der Spanier gefallen waren.

Schon flimmerten einzelne Sterne am Himmel, als wir den Hauptort des Rio de Almanzora, das Städtchen Purchena, erreichten. Dies liegt romantisch am steilem Nordabhang der Sierra de Bacares, wie der höchste Theil der Sierra de Filabres genannt wird. Von dem schönem Nacimiento aus, das vor dem Thore aus braunem Gestein hervorquillt, hat man einen prächtigen Ueberblick des von grünen Triften und vielen Oelbäumen erfüllten Thalgrundes, der in weiter Umarmung rings von hohen Felsenbergen kesselartig umschlossen wird, an deren kahlen Abhängen die weißen Gemäuer von Armuña, Tijola, Seron und Lucar schimmern. Purchena ist ein ärmliches Städtchen; nichts desto weniger gilt es für eine „Ciudad“. Diesen Titel erhielt es wahrscheinlich, als Boabdil es zu seiner

Residenz machte. Nach dem Sturze des Königreichs von Granada pflegte nämlich Boabdil zum Theil in Purchena zu wohnen, welches ihm von den katholischen Königen geschenkt worden war. Es konnte nicht leicht einen passenderen Ort für den entthronten Herrscher von Granada geben als diesen. Abgeschnitten von aller Welt eignete sich diese Bergeinsamkeit ebenso gut, um ihn sein trauriges Schicksal vergessen zu machen, als um im Stillen über eine Wiedereroberung seines Thrones zu brüten. Don Juan de Austria nahm Purchena am 25. März 1570 ohne Schwertstreich, indem es von den Moriscos auf Betrieb ihres verrätherischen Führers El-Habaqui geräumt worden war, und organisirte von hier aus die Unterwerfung des Rio de Almanzora und der Sierra de Filabres.

In frischer Morgenkühle verließ ich am 23. Juli diese Felsenstadt, um die Sierra de Filabres zu überschreiten. Diese besteht wie die Hauptkette der Sierra Nevada aus Gneis, der eine Menge von Granaten enthält, und bildet hochgeschwungene breite Kuppen, geschieden durch tief einschneidende, von muntern Bächen durchrauschte Thäler. Das Gebirg ist zwar nicht bewaldet, doch sind seine Abhänge zum Theil von Gebüsch bekleidet und saftige Wiesen breiten sich an den Schultern seiner von losem Gerölle bestreuten Berghäupter aus. Durch höchst romantische Thäler, in deren felsigem Schooße einzelne Ortschaften umringt von üppiger Vegetation ruhen, unter andern der Flecken Bacares, in dessen Nähe man in neuester Zeit Zinnoberminen entdeckt hat, gelangten wir auf den höchsten Kamm des Gebirges, welcher eine zauberische Aussicht nach drei Seiten hin darbietet. Gerade gegenüber, jenseits der breiten Ebene des Flusses von Almeria, blinkt der Schneewall der Sierra Nevada, den man hier en profil sieht, gen Süden überblickt man fast den ganzen Golf von Almeria, die düstere Mauer der Sierra de Gador und

die rothbraunen vulcanischen Klippen des meerumspülten Cabo de Gata. Im Norden leuchten die hohen Gebirge von Oria und Maria; nur nach Osten zu verhindert die riesige Pyramide der Teta de Bacares, welche eine Höhe von 5800 Fuß erreicht, die Aussicht. Rasch ging es nun hinab in einen malerischen, baumreichen, von Mühlen und Cortijos wimmelnden Grund, an dessen Ausgange das Städtchen Gergal am Abhange eines burggekrönten Hügels liegt. Auffallend war mir hier die große Zahl schöner Frauen und Mädchen. Sie sind zwar alle sehr dunkelfarbig, aber meist von hohem tadellosem Wuchs und junonisch schönen Formen, besitzen große sammetschwarze Augen und eine üppige Fülle des prächtigsten glänzendschwarzen Haars. Lange verharrte ich am offenem Fenster meines schlechten Gemachs, um diese ländlichen Schönen zu beobachten, die an dem Brunnen des Platzes ihre Amphoren füllten, mit denen sie dann langsam nach ihren Wohnungen schritten, mit einem Anstande, so stolz, als wären sie geborene Fürstinen.

Noch lag das Thal unter dem Schleier der nächtlichen Dämmerung verhüllt, als ich bereits wieder von Gergal schied, denn ich hatte einen langen Marsch vor mir. Nach mehrstündiger Wanderung über steile Gneishügel betraten wir bei dem Dorfe Doña Maria die breite Rambla des Flusses von Almeria, der ebenso sehr zusammengeschrumpft war wie der Almanzora. Mehrere Flecken liegen theils an seinen Ufern, theils an den Abhängen und in den Schluchten der Sierra Nevada, die das Flußthal an der Westseite begränzt. Die Rambla ist ziemlich baumlos und wir hatten daher nicht wenig von der furchtbaren Sonnengluth zu leiden, zumal da auch nicht das leiseste Lüftchen wehte. Am Mittag erreichten wir endlich die Höhe des kahlen Kammes, welcher die Sierra Nevada mit der Sierra de Gor verbindet, und betraten nun die dürren Gefilde des Marquisats

von Zenete. So heißt nämlich das dem nördlichem Fuße der Sierra Nevada zunächst gelegene Flachland von der Sierra de Gor an bis an die Montes de Granada. Es begreift neun Ortschaften, die sämmtlich am Saume der Sierra an dem Eingange der Flußthäler liegen. Unter ihnen zeichnet sich namentlich Calahorra durch seine wohlerhaltene maurische Burg aus, die einen daneben befindlichen Kegelberg krönt und eine große Rolle in allen Maurenkriegen gespielt hat. Es war 5 Uhr vorüber, als wir vor Durst halb verschmachtet nach Guadix kamen, von wo ich mich Tags darauf nach Piñar begab, um die dortige Höhle in Augenschein zu nehmen. —

Viertes Kapitel.

Abschied von Granada. Das Königreich von Jaen.

„Zu Roß, zu Roß! — Die Scene friedlich mild
Labt seine Seele zwar, doch muß er fliehn;
Er reißt sich los von seiner Sehnsucht Bild,
Nur vorwärts strebt er, unbestimmt, wohin.
Nicht, wo er ausruhn wird, ist ihm bewußt,
Doch wird er manche Gegend noch durchziehn,
Eh' er, ermüdet von der Wanderlust
Und durch Erfahrung klug, beschwichtigt seine Brust."

Byron, Childe Harold.

Trocken, heiß, dunstig senkte der Augusthimmel seine bleiernen Schwingen auf die staubigen Gefilde von Granada hernieder. Die röthlichen Strahlen der Morgensonne, die wie eine glühende Metallkugel durch den fahlen Höhenrauch hindurchschimmerte, schlangen purpurne Rosenkränze um die weiße Stirn der Sierra Navada und warfen flammende Schlaglichter über die von blauem Duft verschleierte Stadt und Vega. In tiefes Schweigen versunken stand ich lange auf dem Balcon, mit sehnsüchtigem Blick dieses Paradies betrachtend, wo ich so manche glückliche Stunde verlebt hatte! Eine Hand, die meine Schultern berührte, weckte mich aus meinen schmerzlichsüßen Träumen. Es war Vicente. „Das Pferd steht an der Thür, Herr! Es ist Zeit zum Aufbruch!" — sagte er und bemächtigte sich meines Mantels und meiner Pistolen, um sie hinabzutragen. Von der gesammten Familie des Hauses bis ans Thor begleitet nahm ich Abschied von der Alhambra. „Ay, dios mio, el rubio se marcha!" (Ach, mein Gott, der Blonde reist ab!)

riefen die Kinder, welche mich oft durch ihre zudringliche Bettelei belästigt hatten, und beeilten sich, eine letzte Contribution von mir zu erpressen. Melodisch rauschten die Fontainen des Parkes, als wollten sie mich durch sanfte Musik trösten. Rasch eilte ich durch die mit lärmendem Menschengewühl erfüllten Straßen der Stadt.

Es war am Morgen des 20. August, als ich zum letztem Male zu den Thoren von Granada hinaustritt. Die herrliche Vega, die bei meiner Ankunft noch im üppigstem Schmucke des Lenzes geprangt hatte, schmachtete jetzt unter der africanischen Gluth des hohen Sommers; dicker Staub lagerte wie ein graues Bahrtuch auf Hecken und Bäumen oder jagte, vom trocknem, schwülem Hauch des „Viento de Tierra" aufgejagt, in wirbelnden Wolken über die gelben Stoppeln und die braunen verbrannten Triften, und nur längs der fast vertrockneten Flüsse und Wasserleitungen bemerkte man noch einige Reste von dem smaragdenem Grün, welches diese poetische Ebene im Frühlinge und Herbst überzieht. Nach Ueberschreitung des Rio Cubillas verließ ich die nach Jaen führende Heerstraße und weidete meine Augen noch einmal an dem reizendem Bilde Granadas und der Alhambra, deren rothe Thürme bald darauf hinter den braunen Kegeln der Sierra de Elvira auf immer verschwanden. Wenige Momente später befand ich mich bereits im Thale des Flusses von Benalua, welches die Sierra del Anar von der Sierra del Morron trennt, zwei sanftgerundete, niedrige, dürre Kalkgebirge, die an dieser Stelle die Gränze zwischen den Provincen von Granada und Jaen ziehen. Einem Adlernest vergleichbar liegt hier das Dorf Calomera am Abhange des Gebirges angeklebt und kaum lassen sich seine niedrigen grauen Häuser von den es umringenden Felsklippen unterscheiden, denn kein Baum, kein grünes Fleckchen verkündet in seinen Umgebungen

die Nähe eines bewohnten Ortes. Nach kurzer Siesta im Schatten einer breitästigen Immergrüneiche am Rande einer hellen Acequia brachte uns der steile, vielfach sich krümmende Pfad bald auf ein ödes Plateau, welches mit lauter spitzen Felsblöcken besät ist und deshalb nach üblichem Sprachgebrauche „las dientes de la vieja“ genannt wird. Hier warf ich noch einen letzten Abschiedskuß den fern dämmernden Schneehäuptern der Sierra Nevada zu, die gleich darauf hinter den weißgrauen Felskuppen des unwirthbaren Bergkammes versanken, der früher ein berüchtigtes Räuberloch war. Jenseits desselben ruht der miserable Flecken Benalua de las Villas am Fuße des gleichnamigen Flusses, dessen Thal sich von hier aus bedeutend erweitert und und besser bebaut zeigt; und zwischen Oliven- und Weingärten, umgeben von üppigen Brombeer- und Granatenhecken, gelangt man wieder auf die königliche Straße und bei dem großem Flecken Campotejar an die Gränze des Königreichs von Jaen.

Ich übernachtete in Campillo de Arenas, jenem freundlichem, rings von malerischen, wenn auch kahlen Bergen umschlossenem Ort, den ich schon ein Jahr zuvor berührt hatte. Dieser Flecken hat eine sehr vortheilhafte Lage, da er der einzige bewohnte Ort zwischen Jaen und Granada ist, durch welchen die Chaussee hindurchgeht. Diesem Umstande hatte ich es zu verdanken, hier eine ziemlich gute Posada zu finden. Von ihrem Balcon aus sah ich lange dem lebhaftem Treiben der vom Felde heimkehrenden Landleute zu, die sich in malerischen Gruppen an dem Brunnen des hübschen, von stattlichen Ulmen beschatteten Platzes versammelten. Ein Detachement Dragoner, das nach Sonnenuntergang ins Dorf rückte, brachte die ganze Bevölkerung in Aufregung. Sie kamen, um Quartier für einen Convoi von Sträflingen zu machen, welche nach den Prásidios von

Castilien transportirt wurden und binnen wenigen Stunden ankommen sollten. Diese folgten jedoch nicht nach und die Soldaten benutzten ihr Ausbleiben, um die Nacht bei Tanz und Spiel mit den Schönen des Dorfes unter dem grünem Laubdache der Ulmen im Scheine des Mondes und zweier Wachtfeuer zu verbringen.

In früher Stunde brach ich den folgenden Morgen auf, froh, daß eine Nacht vorüber war, wo ich theils der entsetzlichen Hitze halber, theils wegen des ununterbrochenen Geräusches der Castagnetten und tollen Lärmens des ausgelassenen jungen Volkes kein Auge geschlossen hatte. Die Morgenluft wehte uns kühl und stärkend aus der waldigen Schlucht entgegen, zu welcher sich bald das Thal des Rio del Campillo verengt und über deren zackige Wände die stolzen Trümmer einer auf steilem Felsenkegel thronenden Burg herabblicken; wohlgemuth eilten wir in dem schattigem Grunde am Ufer des murmelnden Baches hinab und erreichten bald die schon früher geschilderte Puerta de Arenas. Die äußerst romantische, von waldigen Felsenbergen eingeengte Schlucht, welche von hier aus die Sierra de Arenas spaltet, mündet einige Stunden weiter unten in das weite Thal des Rio de Jaen. Dies gleicht einem großem Garten, denn es ist erfüllt von den üppigsten Plantagen von Fruchtbäumen aller Art, unter denen die Aepfel, Birnen, Pfirsichen, Aprikosen und Feigen die ersten Plätze einnehmen, wegen deren außerordentlichen Güte dieses Thal in ganz Andalusien berühmt ist. An einzelnen Stellen bemerkt man auch viele Maulbeerbäume, selbst Granaten- und Orangenhaine fehlen nicht. Eine Menge Ventas, Lagares und Cortijos, umringt von sauber gepflasterten Gemüsegärten, blicken allenthalben aus diesem Fruchtwalde hervor und eine Unzahl von Wagen, Karren, Arrieros, Reitern und Fußgängern beleben unaufhörlich die durch dieses

Eben laufende Straße. Die umliegenden dürren Höhen sind mit silberschimmernden Oliven bedeckt und darüber steigt zur Linken der gewaltige Felsenwall der Sierra de Jaen empor, dessen höchste Kuppen sich nahe an 5000 Fuß erheben. Bald erblickten wir la Guardia, einen am Abhange der linken Thalwand auf schroffer Felsenhöhe liegenden Flecken, dessen Häuser fast ganz unter Feigen-, Mandel-, Aepfel- und Birnbäumen versteckt sind. Zwischen ihren breiten Kronen ragen die röthlichen Thürme eines großen wohlerhaltenen maurischen Castells hervor. Weiter hin zeigten sich dicht am Abhange der Sierra die riesigen Trümmer des alten Schlosses von Jaen, wo einst Mohammed Alamahr residirte, bevor er sich Granadas bemächtigte. Je mehr wir uns Jaen näherten, dessen Häuserreihen sich allmälig längs des Fußes des Castellberges entfalteten, desto unerträglicher ward die Hitze, indem die Lehne, an welcher die Straße aus dem Thale des in anmuthigen Krümmungen dem Guadalquivir entgegeneilenden Flusses zur Stadt emporführt, auch nicht den geringsten Schatten darbietet. Die Accise am Thor schien nicht abgeneigt zu sein, mich für einen Contrebandisten zu halten, und schickte sich deshalb zu einer kleinlichen Visitation an. Diesmal wurde ihr aber der Spaß gehörig versalzen. Ich hatte nämlich unterwegs eine Menge sehr stachliger Disteln gesammelt und diese aus Mangel an Platz in alle Zwischenräume gepackt, die sich in den Tragkörben meines Pferdes vorfanden. Der Accisebeamte, der gar zu gern verbotene Waaren entdeckt hätte, bohrte seinen Arm rasch in den einen Korb, zog ihn aber augenblicklich fluchend wieder heraus, die ganze Hand voll Stacheln. Er versuchte jetzt dieselbe Operation mit der andern Hand in dem zweitem Korbe, erlitt aber dasselbe Schicksal, worauf er mich mit dem etwas unhöflichem Abschiedsgruße: „Váya usted al diablo!“ ruhig meiner Wege ziehen ließ.

Jaen ist noch ganz von alten, mit zahllosen viereckigen Thürmen gekrönten Mauern umschlossen und seine Thore sind alterthümlich und finster. Dennoch trägt es weniger den orientalischen Charakter als die übrigen Hauptstädte der vier ehemaligen Königreiche von Andalusien. Die meist ziemlich steil ansteigenden Gassen sind breiter und nicht so krumm als wie in Granada und nur geringe Mauerspuren erinnern im Innern der Stadt an die arabische Herrschaft. Ich nahm meine Wohnung in der besten Posada, denn da die Reisenden fast niemals länger in Jaen zu bleiben pflegen, als die Diligencen anhalten, so giebt es hier keine einzige Fonda, — in einer Stadt von mehr als 20,000 Einwohnern! — Jaen hat eine ziemlich romantische Lage, denn es ist an dem steilem Abhange des Marmorberges erbaut, auf dessen Scheitel die weitläufigen Ruinen des Castells herumliegen, von dem noch ein Theil als Staatsgefängniß dient. Die Franzosen zerstörten diese sehr feste Burg im Befreiungskriege, als sie sich aus Andalusien zurückziehen mußten. Gleich hinter dem Castellberg, blos durch einen schmalen Grund von ihm geschieden, erheben sich die schöngeformten, von grotesken Felsmassen umgürteten Kuppen der Sierra, die fast in allen Gassen über die Dächer der Häuser herübersehen. Die tiefen Schluchten, von welchen das Gebirge zerrissen ist, namentlich das malerische Thal des Rio Tercero, der östlich von der Stadt in den Fluß von Jaen fällt, besitzen den herrlichsten Baum- und Strauchwuchs, den man sich nur im Süden denken kann, und wimmeln von Landhäusern und Mühlen. Dagegen sind die unmittelbaren Umgebungen der Stadt kahl und dürr. Außer dem kleinem, erst neu angelegten Paseo del Mercado innerhalb der Stadtmauern giebt es in Jaen keinen öffentlichen Spaziergang, denn die eigentliche, vor der Puerta de Barrera gelegene Alameda ist schlecht und steht jetzt völlig verlassen, obwohl sie

eine prächtige Aussicht nach dem Gebirge zu gewährt. Noch großartiger muß die Aussicht von dem Gipfel des Burgberges sein, indem man hier die ganzen, einen gewaltigen, von Westen nach Osten gerichteten Halbkreis bildenden Gebirge des Königreichs, sowie das breite, von den Wellenbergen der Sierra Morena umsäumte Thal des Guadalquivir überschaut. Ich habe die Reize dieses Panoramas nur theilweis genossen, weil die „Calina“ oder der im hohem Sommer rings um den Horizont lagernde Höhenrauch*), welcher den ganzen Himmel mit einem blei-

---

*) Ich sehe mich hier zu einigen Bemerkungen veranlaßt, um den Ausdruck „Höhenrauch“ zu entschuldigen, mit dem ich das spanische Wort „Calina“ übersetzt habe. Jener eigenthümliche Dunst nämlich, welchen der Spanier auf diese Weise benennt, hat, glaube ich, gar nichts mit dem Phänomen gemein, was man bei uns Höhenrauch heißt. Letzterer soll bekanntlich von den Moorbränden des Nordens herrühren; wenigstens ist es bei einzelnen Höhenrauchen mit Evidenz nachgewiesen worden. Ob der deutsche Höhenrauch stets ein Resultat des Verbrennens der Haiden und Moorgegenden in Ostfriesland, Oldenburg, den Ostseeländern, Rußland, Scandinavien, Island u. s. w. sei, oder ob ihm auch noch andere Ursachen zum Grunde liegen mögen, lasse ich dahin gestellt sein; die südspanische Calina aber wird sicherlich nicht durch dergleichen Brände bewirkt und dies aus folgenden Gründen. Der deutsche Höhenrauch ist bekanntlich ein vereinzeltes Phänomen. Er erscheint plötzlich, dauert höchstens ein Paar Tage und verschwindet dann eben so schnell. Er riecht ferner brandig oder besitzt wenigstens irgend einen specifischen Geruch und hüllt auch sehr nahe gelegene Gegenstände in einen blauen Dunst. Ganz anders verhält es sich mit der Calina. Diese ist ein permanenter Nebel, welcher alljährlich den ganzen Sommer hindurch ununterbrochen um den Horizont lagert und den Himmel trübt. Ich habe dieses eigenthümliche Phänomen beide Jahre hindurch beobachtet und jedes Mal denselben Verlauf wahrgenommen. Die Calina fängt sich Mitte oder Ende des Juni an zu zeigen. Um diese Zeit bildet sie einen schmalen Nebelstreifen von bläulichgrauer Farbe rings um den

farbenen Dunst überzieht, die Atmosphäre trübte und mir nur die zunächst gelegenen Partieen in günstiger Beleuchtung zu sehen gestattete. Undeutlich dämmerte, einem schwärzlichem

---

Horizont. Dieser Nebelring wächst genau in derselben Proportion, als die Hitze steigt, bis er zuletzt von Mitte des August an, wo die Wärme ihren höchsten Grad erreicht hat, ungefähr ein Viertheil des Himmelsgewölbes bedeckt. Um diese Zeit hat dieser Nebel am Horizont eine braunröthliche Farbe. Weiter hinauf geht diese ins Gelbliche über und von seinem Saume aus breitet sich ein durchsichtiger Dunst wie ein zarter Gazeschleier über das ganze Himmelsgewölbe aus, welcher das Blau des Himmels trübt und diesem ein bleifarbenes Ansehen verleiht. Hat die Calina diesen Grad erreicht, so verhüllt sie alle Horizonte gänzlich und trübt die Aussicht bis auf eine Entfernung von etwa 3 — 4 Stunden. Alle näher gelegenen Gegenstände dagegen sind hell und scharf beleuchtet. Dabei habe ich nie die leiseste Spur eines Geruches wahrgenommen; auch ist dies ganz unmöglich, weil man nie in diesen Nebel hineinkommt. Denn je mehr man sich einem so umflortem Gegenstande nähert, desto heller und deutlicher wird er, bis er endlich in einer Entfernung von ein Paar Stunden ganz hell daliegt und keine Spur mehr von dem Nebel zu sehen ist. Von Ende des August an nimmt die Calina mit der sich verringernden Hitze allmälig ab, bis sie bei den ersten, Ende des September oder Anfang Octobers eintretenden Aequinoctialstürmen gänzlich verschwindet. Desgleichen verringert sie sich bisweilen plötzlich, wenn einmal ein Gewitter kommt und die Atmospähre abkühlt, was im Allgemeinem im hohem Sommer sehr selten zu geschehen pflegt. Geschieht es aber, und ich habe dies selbst einige Male erlebt, so zeigt sich die Calina am folgendem Morgen bedeutend zusammengeschrumpft und der Himmel reiner und blauer. Binnen wenigen Tagen erreicht jedoch dieser Nebel wieder seine vorige Ausdehnung. Ich habe die Calina namentlich in den heißen Ebenen des Guadalquivir, der Mancha und in der Provinz von Almeria beobachtet, weniger in den Gebirgen. Diese wenigen Bemerkungen werden, hoffe ich, genügen, um zu beweisen, daß der spanische Höhenrauch oder wie man jenen Nebel nennen will, nimmermehr von Moorbränden herrühren könne. Vielmehr ist er ein Erzeugniß der Hitze,

Wolkenstreif vergleichbar, die lange Kette der Sierra Morena jenseits der breiten gelben Getreideebenen und weißen baumlosen Thonhügel, die den Lauf des Guadalquivir bezeichnen und eingehüllt in die glühenden Nebelatmosphäre der Calina ein fast unheimlich zu nennendes Bild darboten.

Jaen ist eine um Vieles ältere Stadt als Granada. Schon zur Zeit der Römer, wo sie Oringis hieß, war ihre Gegend wegen ihrer Fruchtbarkeit, die Stadt selbst wegen ihres Reichthums berühmt. Livius nennt sie eine „urbs locupletissima“ und berichtet, daß L. Cornelius Scipio, Bruder von Scipio Africanus, sie während des zweiten punischen Krieges (im J. 207 v. Chr.) erstürmte, nachdem er sie nach römischer Belagerungssitte mit einem doppeltem Wall umgeben hatte.*) Ueber ihre späteren Schicksale zu der Zeit der römischen Herrschaft schweigt die Geschichte. Die Araber zerstörten sie bei ihrem Einbruch in Spanien und erbauten aus ihren Trümmern eine neue Stadt, der sie den Namen Jaen gaben. Nach dem Sturze der Omeyadendynastie ward diese die Residenz unabhängiger Emirs, die später abwechselnd die Vasallen der Almoraviden- und Almohadensultane wurden, bis Mohammed Alamahr sich ihrer bemächtigte und im Jahre 1229 als unabhängiger Herrscher unter dem Namen eines Königs von Jaen, Arjona, Guadix und Baza sein Hoflager daselbst aufschlug. Als dieser bald darauf den Thron von Granada bestieg, hörte Jaen auf, die Hauptstadt eines besonderen Staates zu bilden und ward dem Reiche von Granada

---

worauf sein regelmäßiges progressives Wachsen und Abnehmen, seine Permanenz und seine plötzliche Verminderung nach Gewittern hindeuten. Dafür hält ihn auch der gemeine Mann und nennt ihn deshalb „Calina.“ Seinen Ursachen näher nachzuforschen ist hier nicht der Ort.

*) Vgl. Livii lib. XXVIII. c. 3.

einverleibt. Nach der Eroberung von Cordoba wandte Ferdinand der Heilige alle seine Macht gegen Mohammed und wußte bald Jaen durch Wegnahme einer Menge von Ortschaften, deren Einwohner er grausam ermorden ließ, völlig zu isoliren. Im Jahre 1245 begann er die Stadt zu belagern, nachdem die Macht Mohammeds durch die Schlacht bei Bolullos gebrochen worden war. Alamahr an seinem gänzlichem Untergange nicht mehr zweifelnd begab sich im Frühlinge 1246 verkleidet in das christliche Lager vor Jaen, bat um eine Audienz beim Könige, gab sich zu erkennen und stellte Ferdinand seine Person, seine Güter und Staaten zur Disposition. Der castilianische König fühlte sich hierdurch geschmeichelt und schloß, um dem Mauren an Großmuth nicht nachzustehen, mit diesem einen Vertrag ab, kraft dessen Mohammed im Besitze des Thrones von Granada bleiben sollte, gegen die Bedingungen, Jaen unverzüglich auszuliefern, einen bedeutenden Tribut zu zahlen und als Vasall der castilianischen Könige bei den Cortes zu erscheinen. Hierauf ward das Schloß von Jaen sogleich übergeben und Ferdinand hielt im April 1246 seinen feierlichen Einzug in die Stadt, deren Hauptmoschee augenblicklich zur Cathedrale geweiht wurde. Während der Maurenherrschaft war Jaen eine nicht minder reiche Stadt als zur Römerzeit. So soll es zu Anfange des 12. Jahrhunderts gegen 600 Dörfer in seinen Umgebungen gegeben haben, die sich sämmtlich mit Seidenbau und der feinen Baumwollen- und Wollenweberei beschäftigten. Ihre Producte bildeten den Handel von Jaen, welcher in jener Zeit, wo Granada noch eine unbedeutende Stadt war, sehr ausgebreitet gewesen sein muß. Nach der Uebergabe verließen fast alle maurischen Bewohner die Stadt und siedelten sich mit ihren Gütern nach Granada über. Daher mag es kommen, daß Jaen so wenig Erinnerungen an seine orientalischen Ahnen bewahrt. Seit jener

Zeit sank der Handel von Jaen immer mehr und mehr und gegenwärtig ist die commercielle Bedeutung dieser Stadt ziemlich gleich Null.

Das Sehenswertheste, was Jaen besitzt, ist die Cathedrale, die im höchstem Theile der Stadt an dem zwar kleinem, aber von hübschen Gebäuden umgebenen Constitutionsplatze liegt. Diese stammt aus neuerer Zeit, ist eben nicht sehr groß, aber im edelstem römischem Styl erbaut und eine der schönsten Kirchen, die ich in diesem Genre gesehen habe. Ihre dem Platz zugekehrte Hauptfaçade ist mit zwei außerordentlich schönen, bis an den Knopf aus Sandstein erbauten Glockenthürmen von gleicher Höhe geschmückt, die Kirche selbst besitzt die Form eines lateinischen Kreuzes. Ihr Inneres zerfällt durch zwei Reihen mit korinthischen Säulen verzierter Pfeiler in drei Schiffe und der Boden besteht aus einem prächtigem Getäfel glänzend polirten weißen und schwarzen Marmors. Ueber den drei Eingängen der Kirche befinden sich in halbmondförmigen Feldern sehr schöne Basreliefs aus weißem Sandstein, die verschiedene Scenen aus dem Leben Christi darstellen. Desgleichen sind die aus Caobaholz geschnitzten Armstühle des Chors mit Basreliefs von großer Schönheit bedeckt. Das Hochaltar ist sehr einfach, besitzt aber ein prächtiges Tabernakel, getragen von Säulen aus kostbarem grünem Jaspis, geschmückt mit bronzenen, reich vergoldeten Capitälen. Die dreizehn Seitencapellen enthalten eine Menge von Gemälden, unter denen es einige von Werth giebt, wie z. B. eine Conception von Sebastian Martinez und namentlich zwei Bilder, die wahrscheinlich aus der Schule von Murillo stammen. Das eine derselben hat die Beschneidung Christi, das andere die Ankunft der Jungfrau im Hause der Elisabeth zum Gegenstand. Die übrigen Kirchen sind mit Ausnahme der des Nonnenklosters Santa Clara, deren Hochaltar mit

neun Gemälden der italienischen Schule verziert ist, sämmtlich unbedeutend. — Als Curiosum will ich noch erwähnen, daß in einer Capelle am östlichem Ausgange der Stadt ein Stück von der Haut eines drachenartigen Ungeheuers aufbewahrt wird, welches der Sage nach ehedem in einem gegenüberliegenden, aus einer Felshöhle hervorströmenden Nacimiento gehaust und viele Menschen verschlungen haben soll. Nach mehreren fruchtlosen Kämpfen sei dieses Beest endlich von einem zum Tode verurtheilten Verbrecher erlegt worden, der sich auf diese Weise von der Todesstrafe befreit habe. Seitdem ist der Eingang jener Höhle durch ein starkes Eisengitter verschlossen, damit, sagt man, wenn wieder einmal ein Ungeheuer der Art entstehen sollte, es nicht herauskommen könne.

Sehr unterhaltend ist es, des Morgens einen Spaziergang über die Plaza del Mercado zu machen, wegen des ungemein bunten, ächt andalusischen Volkslebens, das um diese Zeit auf ihr tobt. Ungeheuere Vorräthe von Gemüse und Baumfrüchten aller Art, die Erzeugnisse der benachbarten Thäler, lagen damals hier theils auf Matten unter freiem Himmel, theils unter Buden und Zelten aufgestapelt, namentlich Aepfel und Pfirsichen, welche letztere von außerordentlicher Güte und für einen Spottpreis in Unmassen zu haben sind. Auffallend war mir der eigenthümliche „Manto", den die Frauen der untern Stände durchgängig tragen. Dieser ist nämlich stets von scharlachrothem Tuch und an den Rändern mit einem zwei bis drei Finger breitem Streifen von schwarzem Sammet eingefaßt. Der Manto vertritt in Spanien bei den Frauen des Volkes die Stelle der Mantilla, wird wie diese über den Kopf genommen, doch nicht festgesteckt, reicht bis über die Schultern und besitzt eine glockenartige Gestalt, indem er rings herum gleich lang ist. Dieses Kleidungsstück ist namentlich in Hochandalusien gebräuchlich, in

in Niederandalusien sieht man es fast gar nicht. Auch in Granada pflegt er blos zum Kirchgange und bei festlichen Gelegenheiten angelegt zu werden; die Bewohnerinen des Königreichs von Jaen schleppen aber ihren rothen Manto immer mit sich herum. Auch die Frauen der Provinz von Almeria gehen fast nie ohne den Manto über die Gasse; bei ihnen ist er jedoch meist von weißer oder aschgrauer Farbe. In Granada sowie überhaupt in den meisten Provincen Spaniens ist er stets schwarz. Was die männliche Bevölkerung von Jaen betrifft, so unterscheidet sie sich sowohl in Tracht und Sitte als in Gesichtsbildung und Charakter mannigfach von der des angränzenden Granada und zeigt in gewisser Hinsicht schon manche Verwandtschaft mit den Bewohnern des benachbarten Murcia. Dennoch ist der Menschenschlag von Jaen bei Weitem nicht so von dem granadinischen unterschieden wie jener der Provinz von Almeria und trägt durchaus den hochandalusischen Typus. Der Jaenes ist weniger lebhaft und harmlos als der Granadiner und noch mehr als jener geneigt, sich über Nichtandalusier lustig zu machen und Händel mit ihnen zu suchen. Doch liebt er weniger das ungemessene Prahlen und Uebertreiben, dem die Andalusier im Allgemeinen so sehr ergeben sind. Seine Sprache ist leichter verständlich als die des Granadiners, aber etwas rauh, weder so breit und weichlich, wie der Dialekt von Granada, noch so angenehm lispelnd wie das Idiom des Sevillaners. —

Nachdem ich einen Ausflug nach dem Cerro Jabalcon, einem der Hauptgipfel der Sierra, gemacht und mein Gepäck, welches ich bei meiner Ankunft in Jaen bereits vorfand, mit einem „Cosario*)" nach Cordoba abgeschickt hatte, verließ ich

*) So nennt man den Führer eines Frachtwagens, der den Gütertransport zwischen zwei Orten regelmäßig an bestimmten Tagen besorgt. Gewöhnlich besitzen sie blos zweirädrige Karren.

Jaen am Morgen des 25. August, um dem östlichem Theile der Sierra Morena entgegenzueilen. Ich gedachte diesen Tag bis Ubeda zu gehen, das nahe am Fuße der Sierra Morena an dem rechtem Ufer des Guadalquivir gelegen ist. Schon der Morgen war heiß; die Hitze erreichte aber einen furchtbaren Grad, als wir das lachende Ufer des Rio de Jaen überschritten hatten und nun in ein ödes, völlig baumloses Gypsterrain eintraten, welches eine ebenso weiße Farbe besitzt wie das Becken von Baza. Viele kleine Thälerchen, durchrauscht von zwar krystallhellen, aber scharfgesalzenen Bächen, deren Ränder von auskrystallisirtem Salze weiß incrustirt sind, durchschneiden diese jedenfalls sehr salzreiche Gegend, die sich meilenweit längs des linken Ufers des Guadalquivirs und bis an die im Süden emporsteigenden Gebirge hinzieht, deren Umrisse an einzelnen Stellen undeutlich und gespenstisch aus dem dichtem Nebelschleier der Calina hervortraten. Die Sonne brannte entsetzlich in diesen kahlen Gefilden, wo es gänzlich an Schatten fehlt. Mit Ausnahme einiger wenigen Maulthiertreiber begegnete uns Niemand auf dieser ermattenden Wanderung; alle Bewohner der Gegend hatten sich in die hier und da umhergestreuten erdfarbenen Cortijos geflüchtet und ich glaubte mich eher in den Salzsteppen Hochasiens als in den gepriesenen Gauen Andalusiens zu befinden. Die Thalflächen des obern Guadalquivir, obwohl noch in der Nähe hoher Gebirge und um Vieles höher gelegen als die Ebenen Niederandalusiens, sind doch schon viel heißer als die Gegend von Granada, indem dort der Schnee der Sierra Nevada die Luft immer etwas abkühlt. Aus diesem Grunde hatte ich im vergangenem Sommer wo ich noch dazu gerade während der heißesten Jahreszeit in der Sierra Nevada verweilte, die ächt andalusische Hitze noch gar nicht kennen gelernt.

Wer im August und September bei Tage in den Ebenen von Jaen und in dem Flachlande Niederandalusiens reisen muß, befindet sich wirklich fortwährend von einer Backofenatmosphäre umgeben, denn eine Temperatur von 43 — 45° C. in der Sonne ist in dieser Jahreszeit etwas ganz Gewöhnliches! Aufs Aeußerste ermattet gelangten wir in den ersten Stunden des Nachmittags an den Guadalquivir, hier ein noch unbedeutender, zwar breiter, aber seichter Fluß, an dessen öden Ufern, so weit das Auge reicht, kein einziger Baum den müden Wanderer einladet, in seinem Schatten auszuruhen. Eine Steinbrücke von vier Bogen führt über den Fluß nach der Cuesta de Baëza hinüber, wie der entgegengesetzte, ziemlich steil ansteigende Uferhang heißt, unweit dessen oberm Rande die Stadt Baëza liegt. Nachdem ich mich durch ein Bad in den lauen Fluthen des vielbesungenen, hier aber wahrhaftig nicht poetischen Flusses einigermaßen erfrischt und eine lange Siesta im Schatten der Brücke gehalten hatte, stiegen wir nach Baëza empor, woselbst wir um vier Uhr anlangten.

Baeza und Ubeda, welches blos eine gute Stunde weiter aufwärts liegt, sind zwei uralte Städte von ehrwürdigem Ansehen und bedeutendem Umfange, die im Mittelalter, selbst später noch, zu den ersten Städten Spaniens gehörten. Ihre vielen Kirchen und Klöster von zum Theil gothischer Bauart, ihre großen, in edlem Styl aufgeführten Gebäude, einst die Wohnsitze reicher adliger Geschlechter, ihre geräumigen Plätze und breiten Gassen, ihre zerfallenen Burgen und mächtigen Mauern, zeugen von ihrem ehemaligem Glanze. Beide Städte sind ganz und gar aus einem feinem Sandstein erbaut, der die Eigenschaft besitzt, sich an der Luft schwarz zu färben, weshalb sie ein sehr finsteres verräuchertes Ansehen haben. Baëza soll die Beatia, Ubeda die Betula der Römer

sein *). Dies ist nicht erwiesen, so viel aber gewiß, daß beide Städte um Vieles älter sind als die Maurenherrschaft in Spanien, wiewohl sie unter dieser ihren höchsten Glanz erreichten. Damals soll Baëza 150,000 Einwohner besessen haben, und wenn man einen Blick auf die vielen Ruinen wirft, die an ihrer Nordseite weit umhergestreut liegen, so wird dies sehr wahrscheinlich. Gegenwärtig zählt Baëza 15,000, Ubeda 16,000 Seelen. Trotz dem, daß auch diese Städte, ihre Größe den Mauren verdanken, erinnert doch wenig oder gar nichts an die arabische Herrschaft. Vielmehr haben beide den Charakter einer ächten altspanischen Stadt, wie man sie in Castilien zu sehen gewohnt ist, und ich kenne keinen andern Ort Andalusiens, der sich in dieser Hinsicht mit ihnen vergleichen ließe. Dies erklärt sich dadurch, daß beide Städte im Jahre 1212 nach der Schlacht bei las Navas de Tolosa durch die Spanier von Grund aus zerstört wurden, welche hier mit der Grausamkeit blutdürstiger Tiger gegen die wehrlosen Einwohner wütheten. In Baëza ließen die Soldaten Alonsos VIII. alle von dem geschlagenem Maurenheer zurückgelassene Kranke und Verwundete in den Flammen der brennenden Häuser umkommen und in Ubeda, das vertheidigt von 60,000 Mauren ihren ersten Sturm zurückschlug, verbluteten mehr als die eben angeführte Zahl unter dem mordendem Stahl der castilianischen Söldner, als diese sich endlich der Stadt bemächtigten, welche hierauf wie Baëza in Brand gesteckt wurde. Zwar verließen die Spanier beide Plätze wieder, allein schon 22 Jahre später erwarb sie Ferdinand der Heilige, dem sie sich durch Capitulation ergaben, und seit jener Zeit blieben die Spanier in ungestörtem Besitz derselben. Nur Baëza ward

---

*) S. Plin. hist. nat. IV. c. 26 und III. c. 4.

im August 1407 von den Mauren Granadas überfallen, ihr Angriff jedoch zurückgeschlagen.

Baëza besitzt breite Straßen und einen gewaltig großen Constitutionsplatz. Doch verleihen ihm die ihn umschließenden Häuser nicht gerade ein gefälliges Ansehen, indem sie sehr finster und schlecht gebaut sind. Ein jedes ist an seiner nach dem Platz gerichteten Seite mit zwei bis drei über einander befindlichen, auf alte Holzpfeiler gestützten, offenen Gallerieen versehen. Dagegen macht die in der Mitte des Platzes gelegene, mit zwei marmornen Fontainen gezierte Alameda einen sehr freundlichen Eindruck. Unter den vielen großen Gebäuden der Stadt zeichnen sich einige durch schöne Architektur aus. Dahin gehören vornehmlich das ehemalige Jesuitercollegium und die Kirche des heiligen Franciscus. Baëza besaß ehedem eine Universität. In der Capelle des alterthümlichen Gebäudes, welches zu diesem Zwecke diente, befindet sich das Grabmal eines spanischen Helden, Don Pedros Fernandez de Cordoba, welches in weißem Marmor von Juan de Vera, einem Bildhauer des 16. Jahrhunderts, ausgeführt und ein sehr sehenswerthes plastisches Kunstwerk ist.

Noch denselben Abend begab ich mich nach Ubeda, wohin der Weg durch eine sehr unterhaltende, von Olivenhainen und Weingärten dicht bedeckte Gegend führt. Wider Erwarten fand ich hier einen großen, ganz neuen Gasthof, in welchem ich ein geräumiges, kühles, hochgewölbtes Gemach zu meiner Wohnung erhielt. Das Gebäude war nämlich ein ehemaliges Kloster und erst vor Kurzem zu einer Posada eingerichtet worden. Mein Zimmer schien ein Theil der Kirche gewesen zu sein, denn noch dämmerten die Umrisse von Frescogemälden durch die Uebertünchung des Gewölbes. — Ubeda imponirt noch mehr als Baëza durch palastähnliche Gebäude, gothische Kirchen und Klöster. Gleich am Eingange der Stadt zog das Hospital de Santiago meine

Blicke auf sich, ein sehr großes Gebäude mit einer namentlich im Innern schönen Kirche, deren Hochaltar mit 20 Bildsäulen aus weißem Marmor, verschiedenen Reliefs aus demselben Material und acht Gemälden alter spanischer Meister geziert ist. Die gothische Kirche San Salvador besitzt eine sehr schöne Marmorstatue Johannis des Täufers, welche die Republik Venedig dem Gründer der Kirche, Don Francisco de los Cobos, Staatssecretair Kaiser Carls V., schenkte.

Ubeda, in dessen Umgebungen es große Stutereien giebt, die eine der vorzüglichsten Pferderacen Andalusiens erzeugen, liegt hart am steilabfallendem Rande der Thalwand des Guadalquivir, welcher in einer Entfernung von einer halben Legua vorbeifließt. Hier steht ein höchst alterthümliches, aus mehrern gothischen Bogen zusammengesetztes Thor, zu dem der Weg nach Guadix und Baza hinausführt und das nebst den grandiosen, mit mehr als zwanzig Thürmen besetzten Mauerruinen eines alten Castells der Stadt von dieser Seite aus ein ungemein pittoreskes Ansehen verleiht. Vor jenem Thor muß man bei heller Luft und guter Beleuchtung eine prachtvolle Aussicht genießen, denn man überschaut jenseits des Guadalquivir, dessen breites Thal hier gänzlich von Getreidefeldern eingenommen wird, den ganzen imposanten Kreis der schöngeformten Gebirge von Jaen sowie im Osten die Sierren von Cazorla und Castril, hinter denen der hohe Kegel der Sagra Sierra emporsteigt. Damals lag diese ganze großartige Landschaft leider unter dem grauem, düsterm Schleier der Calina vergraben. — Waren mir in Jaen die Frauen wegen ihres rothen Manto aufgefallen, so bewirkte dies in Ubeda die Männerwelt in nicht geringerem Grade, als ich den folgenden Tag über den sehr belebten Platz ritt, wo außer Früchten und Gemüsen aller Art Unmassen der schönsten Fische aus dem benachbartem Strome in großen Binsenkörben zum Ver-

kauf ausgeboten wurden. Die Ubedanos tragen nämlich nur selten den spitzen hochandalusischen Hut, sondern bedecken den Kopf mit einer seltsamen Montera aus Fellen, die an ihren Rändern mit vielen Trobbeln verziert zu sein pflegt. —

Die schwüle Atmosphäre der Ebenen von Jaen hatte sich endlich durch ein starkes nächtliches Gewitter etwas abgekühlt und fröhlich ritt ich am Morgen des 27. August zwischen üppigen Brombeerhecken durch die gewaltigen, fast unbewohnten Olivenhaine von Ubeda der Sierra Morena entgegen, auf deren unterstem Walle ich mich bereits befand. Der Himmel war mit einer Menge flockiger Wölkchen besät und die frische Luft, die bethauten Blätter und das anmuthige Concert der Singvögel erinnerten mehr an einen nordischen Frühlingsmorgen als an einen südspanischen Sommertag. Bald eröffnete sich vor uns das tiefe und enge Thal des Guadalimar, dessen Abhänge von immergrünem Gebüsch ziemlich dicht bewaldet sind. Der Guadalimar, den wir bei dem Molino de Ramon, einer in idillyscher Einsamkeit reizend gelegenen Mühle, überschritten, ist der bedeutendste Fluß der Sierra Morena, in deren östlichstem Theile er entspringt, und hier breiter und wasserreicher als der Guadalquivir, mit welchem er sich nahe bei Mengibar vereinigt. Während wir an dem gegenüberliegendem, vom üppigstem Pistaciengebüsch bekleideten Abhange emporklommen, genossen wir den ununterbrochenen Anblick des in sanften Krümmungen sich nach Südwesten erstreckenden Thales, aus dem hier und da der breite Spiegel des Flusses hervorblitzte, dessen Ufer rosenrothe Streifen blühenden Oleanders schon in weiter Entfernung verriethen; aber die ganze Flur lag still und regungslos da, keine Hütte, kein bebautes Feld verkündete die Nähe des Menschen in diesem waldigem Grunde, über dessen wellige Ränder im Süden die Gebirge von Jaen in schärferen Umrissen als an den vergangenen

Zagen erschienen, während sich gen Westen eine Menge lang-gestreckter dunkelbebuschter Kämme, einer über dem andern, erhoben, die endlich in weiter Ferne mit dem Blau des Himmels verschwammen. Dies war die Sierra Morena, die wir so eben betreten hatten. Da ich diesem Gebirge ein besonderes Kapitel zu widmen gedenke, so will ich es hier unterlassen, über seine Physiognomie zu sprechen. Ich übernachtete diesen Abend in San Esteban del Puerto, einem großem Flecken, der in einer engen gewundenen Schlucht liegt, die auf beiden Seiten von schroffen, höchst seltsam geformten und aller Vegetation völlig baaren Bergen umgeben ist, welche eine auffallende rothbraune Farbe besitzen. Sie bestehen nämlich aus einem weichem, sehr feinem, rothem, weißgeflecktem Sandstein, der mit schmalen horizontalen Schichten weißen plastischen Thons abwechselt, weshalb diese Berge in der Nähe wie gebändert aussehen. Auf dem großem Platze des Dorfes, dessen graue Ziegeldächer man kaum von dem braunrothem Grunde der benachbarten Berge unterscheiden kann, deren zackige Gipfel allerwärts über die Häuser emporragen und deren einer die Ruinen einer maurischen Burg auf seinem Scheitel trägt, ging es sehr lebhaft zu, indem eben eine Menge Arrieros aus Castilien und Murcia angekommen waren (das Dorf ist blos 5 Leguas von der Gränze von Murcia entfernt), und ich mußte mich glücklich preisen, in einer der unfreundlichen Posaden ein kleines fensterloses Gemach zum Nachtquartier zu bekommen.

Begleitet von einem ortskundigem, aber schweigsamen Führer aus einem Dorfe der benachbarten Mancha drang ich weiter in das Gebirge vor, in dessen Wildnissen es schwer hält, sich allein zurecht zu finden. Auch verirrten wir uns bald, als kaum der Führer an dem Ufer des halb vertrockneten Rio Guarrizas von uns geschieden war, von wo aus, wie er sagte, der Weg

6*

nicht mehr zu fehlen sei. Wir befanden uns in einer sumpfigen Schlucht, erfüllt von den üppigsten Ulmen, Erlen und Ahornen, an denen sich wilder Wein und andere Schlingpflanzen emporrankten und ein so dichtes Netz bildeten, daß alles weitere Vordringen unmöglich wurde. Während Vicente einen Ausweg für mein Pferd suchte, erstieg ich einen die Thalwände beherrschenden Felsen und entdeckte endlich einen Saumpfad, den wir nach einigem Suchen glücklich auffanden. Der Schall von Hufen und eine kräftige Männerstimme, die eine Romanze sang, welche die Thaten des berüchtigten José Maria verewigt und mit den Worten anhebt:

„Por la Sierra-Morena
va una partida,
el capitan se llama
José Maria."

eine Romanze, die man in der Sierra Morena häufig singen hört, verkündete die Nähe eines Arriero. Bald tauchten auch eine Menge mit Tuch beladener Maulthiere und Esel aus dem dunkelgrünem Gebüsch auf, denen der Eigenthümer folgte, welchen ich an seiner Tracht sogleich für einen Bewohner des Königreichs von Valencia erkannte. Als ich mich bei ihm nach dem Wege erkundigte, hielt er sein Thier an und musterte mich eine Zeit lang vom Kopf bis zum Fuß, worauf er auf einmal lachend ausrief:

„Holla, Don Enrique, welcher Teufel führt denn Sie in diesen vermaledeiten Einöden? Haben Sie es immer noch nicht satt, „pinchos y otras porquerias" (stachliges Gesträuch und andern Unrath) zu sammeln, wie Sie es voriges Jahr bei uns thaten?" —

Erstaunt betrachtete ich den Mann genauer und erkannte nun in ihm einen Bewohner von Chiva, den ich oft während meines

Aufenthalts an jenem Ort gesehen hatte. Glücklicher Weise war dieser treuherzige Valencianer mit der Gegend bekannt und nach einer kurzen Rast, die verstrich, während wir mit einander nach Landessitte einen Cigarro rauchten, setzte ich meine Reise fort und gelangte nach einigen Stunden nach Aldea quemada, einem elenden, höchst einsam gelegenem Dorfe, wo ich zu übernachten beschloß. Tags darauf begab ich mich durch die prächtige Waldschlucht des Barranco hondo in das Thal des Magaña und betrat bei der Venta de Cardenas die madrider Heerstraße. Hier bot sich mir ein eigenthümliches Schauspiel dar. Es waren nämlich so eben mehrere Hunderte von Presidiarios angekommen, die zu jenem oben erwähnten Convoi gehörten, welcher nach Castilien gebracht werden sollte. Die armen Teufel, paarweise an einander gekettet, lagerten theils rings um die Venta, theils am Ufer des Flusses im dürftigen Schatten der spärlich belaubten Sträucher und verzehrten ihren blos aus Commißbrod und Zwiebeln bestehenden Morgenimbiß. Theils in gesonderte Gruppen geschaart, theils mitten unter den Reihen der Sträflinge saßen eine Menge Soldaten, deren Flinten vor der Venta zusammengestellt standen, und plauderten heiter mit den Züchtlingen, mit denen sie auch wohl gutmüthig ihren Tabak, ihre Lebensmittel und ihren Wein theilten. Rings um diese lärmenden Gruppen hielten eine Anzahl Dragonerwachen. Trotz dem aber, daß sie den blanken Säbel in der Faust in straffer Haltung zu Pferde saßen, rauchten sie ganz ungenirt ihre Cigarre, so gut wie die innerhalb des Hauses zechenden Officiere. Einige waren auch abgestiegen und beschäftigt, ihre Pferde im Flusse zu tränken. Die Dragoner sahen recht stattlich aus, die Infanteristen dagegen gingen etwas lumpig und boten namentlich deshalb einen sonderbaren Anblick dar, weil sie beinahe barfuß waren, indem sie blos Sandalen trugen, wie dies beim spanischem Militär auf

dem Marsche in Gebrauch zu sein pflegt. Dafür hält der spanische Infanterist, bepackt wie ein Maulthier, täglich einen Marsch von 12 Leguas bei africanischer Gluth aus und hungert und dürstet dabei nach Herzenslust, was andere europäische Soldaten hübsch bleiben lassen würden. Nur muß der Spanier Tabak haben; mangelt dieser, so ist es mit der Subordination vorbei. Beiläufig will ich bemerken, daß die Presidiarios, deren es eine entsetzliche Menge giebt, meist durch keine besondere Tracht ausgezeichnet sind, wie es in andern Ländern üblich ist.

Nach einer genauen Untersuchung des prachtvollen Felsenpasses von Despeñaperros ging ich denselben Nachmittag noch bis Carolina, woselbst ich bis zum 1. September blieb und hierauf die Sierra Morena wieder verließ, um der Straße nach Sevilla folgend von Neuem in das Thal des Guadalquivir hinabzugehen. Hinter Baylen tritt die Chaussee in weitläufige Olivenplantagen ein, die von hier aus wahre Wälder bildend einen großen Theil des Stromthales sowie die Vorberge der Sierra Morena einnehmen. Diese Olivenwälder erstrecken sich bis Cordoba und weiter hinab, bedecken im Ganzem mehr als 40 Quadratmeilen und liefern das beste Oel sowie die wohlschmeckendsten Oliven von ganz Spanien. Vorzüglich berühmt sind die Oliven von Montoro, die häufig die Größe einer ungarischen Pflaume erreichen. Die Vorberge der Sierra Morena zwischen Baylen und Andujar bieten ein sehr anmuthiges Bild dar. Sie sind nämlich von unten bis oben mit weißgetünchten Gehöften übersät, die sich gar freundlich im dunkelm Kranz ihrer Olivenhaine ausnehmen. Die Stadt Andujar, wohin ich am Nachmittage des 2. Septembers gelangte, liegt dicht an dem hier schon ziemlich breitem Guadalquivir und hat ein ziemlich modernes Aussehen, besitzt jedoch außer einigen alterthümlichen

Kirchen und Klöstern und einer recht hübschen Alameda längs des Guadalquivir nichts, was das Interesse des Fremden fesseln könnte. Die Stadt hat 14,000 Einwohner und ist wegen ihrer vortheilhaften Lage an der Hauptstraße Andalusiens lebhaft, wohlhabend und ziemlich civilisirt. Ihre Hauptindustrie besteht in der Verfertigung eines eigenthümlichen Töpfergeschirrs, das aus einem feinem kreideweißem Thon gemacht wird, der sich in großer Menge um Andujar und auch bei Jaen vorfindet. Man gebraucht diesen Thon namentlich zu Wasserflaschen, — Bassijas, — und kleinen vierschnauzigen Wasserkrügen — Jarras, — denen man immer eine gefällige, häufig antike Form zu geben versteht, ja sie gar nicht selten mit en basrelief gearbeiteten Arabesken und Blumen verziert. Diese Gefäße sind von gelblichweißer Farbe, unglasirt und sehr porös, weshalb sie sich ganz besonders dazu eignen, das Trinkwasser nicht allein frisch zu erhalten, sondern auch laues Wasser kalt zu machen. Ueberall in Andalusien pflegt man während der heißen Jahreszeit dergleichen Gefäße, deren willen Andujar berühmt ist, mit Wasser gefüllt die Nacht hindurch auf die Balcons zu stellen, an deren Ecken zu diesem Zwecke häufig besondere eiserne Halter angebracht sind, und kann darauf rechnen, des Morgens ein eiskaltes Wasser in ihnen zu finden. Außer diesem Thon bricht bei Andujar sehr viel rother Schleifstein, ein Gestein, aus dem die ganze Kette niedriger Kalkberge zusammengesetzt ist, welche von Andujar an bis in die Gegend von Cordoba den Südrand der Sierra Morena bilden. Aus dieser Steinart ist der größte Theil der Stadt gebaut, sowie die lange, aus 17 Bogen bestehende Brücke, die über den Guadalquivir führt. Gerade damals hielt sich in Andujar eine herumziehende Schauspielergesellschaft auf, und da ich nicht wußte, was ich den ganzen Abend anfangen sollte, so begab ich mich ins Theater. Die

Schauspieler waren besser, als ich es vermuthet hatte; das Schauspielhaus dagegen sah ziemlich schmutzig aus und paßte übel zu den vielen schönen, Frauen, die umschleiert von der durchsichtigen Mantilla in großer Zahl die schlecht erleuchteten Logen erfüllten. Die Vorstellung dauerte bis nach Mitternacht, denn es wurden nach beliebter spanischer Sitte außer einem fünfactigem Drama noch zwei Lustspiele und dazwischen eine Menge andalusischer Tänze aufgeführt. —

Unterhalb Andujars verengt sich das Thal des Guadalquivir allmälig, indem die Ketten der Sierra Morena immer näher heranrücken, bis sie endlich von dem Städtchen Aldea del Rio an die rechte Wand des Thales bilden. Die linke besteht aus niedrigeren, doch ebenfalls von Oelbäumen bewaldeten Höhen, welche unmerklich in die weiten Ebenen der Provinz von Cordoba übergehen. Die Ufer des viele kleine bebuschte Inseln einschließenden Flusses erscheinen von üppigem Baumwuchs eingefaßt und fruchtbare grüne Gemüsefelder überziehen die Sohle des anmuthigen Thales. Aldea del Rio ist der erste Ort des Königreichs von Cordoba; ein freundliches gutgebautes Städtchen, dessen zum Theil große und wappengeschmückte Gebäude das Dasein eines zahlreichen Adels beurkunden. Hier verließ ich die Heerstraße und schlug einen Saumpfad durch die längs des linken Stromufers sich hinziehenden Hügel ein, deren dichte Oliven- und Immergrüneichenwaldung mir erwünschten Schutz gegen die brennende Sonnengluth dieses wieder überaus heißen Tages versprach. Der Guadalquivir durchbricht von hier an die Vorberge der Sierra Morena und windet sich schäumend zwischen immer höher ansteigenden Bergen hindurch, die sein Thal einengen. Nach einer mehrstündigen Wanderung wird man plötzlich durch den Anblick der kleinen Stadt Montoro überrascht. Diese liegt

höchst romantisch an der engsten Stelle des Thales auf dem Gipfel und am Abhange eines schroffen Felsvorsprunges, dessen Fuß die hier durch gewaltige Schieferfelsen eingezwängten Fluthen des Guadalquivirs bespülen, welcher sich halbmondförmig um die Stadt herumschlingt, in wildem Toben über die mitten in seinem Bett umhergestreuten schwarzen Klippen hinwegbrausend. Eine hohe, im römischem Styl erbaute Steinbrücke von vier Bogen, die kühn über den schäumenden Fluß gespannt ist, verbindet eine kleine, am rechtem Ufer befindliche Vorstadt mit der eigentlichen Stadt, deren weiße Häuser und hellrothe Ziegeldächer, überragt von dem riesigem Thurme seiner Hauptkirche, einen angenehmen Contrast mit dem dunkelm Grün der benachbarten Olivenhügel bilden, und eine Menge Mühlen, zum Theil mitten in den Strom auf hervorragende Klippen gebaut, tragen nicht wenig dazu bei, die Romantik dieses herrlichen Thales zu erhöhen. Montoro wurde im Jahre 1808 von den Franzosen geplündert und später auf Befehl des General Dupont verbrannt, weil sein Alcalde, unterstützt von einer Anzahl entschlossener Bürger, das von den Franzosen zur Deckung der Brücke zurückgelassene Detachement überfallen und gefangen genommen hatte. Zur Belohnung für diese Waffenthat erklärte Ferdinand VII. den Ort für eine „Ciudad" und seitdem heißt die Stadt: „la muy noble y patriotica ciudad de Montoro." Der Hauptreichthum des Ortes besteht in seinen ungeheuern Olivenhainen, die fast sein ganzes Territorium erfüllen nnd jährlich im Durchschnitt 50,000 Centner Oel liefern.

Von Montoro begab ich mich wieder in die Sierra Morena, in deren Wildnissen ich mich 10 Tage lang aufhielt. Diese Reise will ich vor der Hand übergehen, um die Schil-

derung der Sierra Morena nicht zu zerstückeln, und meine Leser jetzt lieber gleich nach Cordoba führen, woselbst ich vierzehn Tage rastete, bevor ich meine dritte und letzte Reise in die Sierra Morena antrat, welche die Untersuchung des westlichen Theiles dieses ungeheuern Gebirges zum Zwecke hatte. —

Fünftes Kapitel.

Cordoba.

„Córdoba, casa de guerrera gente
Y de sabiduria clara fuente.“
Wappenspruch von Cordoba.

Dichte Gehölze alter Korkeichen und schlanker Pinien, mit mannshohem Dickicht schönbelaubter immergrüner Sträucher abwechselnd, bekleiden die anmuthig geformten Sandsteinberge, die den südlichsten Rand des centralen Theils der Sierra Morena bilden und die Sierra de Cordoba genannt werden. Der feuchte Septembernebel, welcher gegen Sonnenaufgang aus den sumpfigen Thalschluchten emporstieg, verhinderte die Aussicht von den freien Kuppen, als ich in Begleitung einiger von Fuencaliente zurückkehrender Badereisenden den in die Einöden der Sierra versenkten Weiler Villaharta verließ, vergnügt, wieder einmal in civilisirtere Gegenden zu kommen. Wir bildeten eine ziemlich lange Karavane, denn es hatten sich uns mehrere Arrieros von Ciudad-Real angeschlossen, die während der Nacht gekommen waren und sämmtlich nach dem Flachlande Niederandalusiens zogen. Diese Gelegenheit hatte ich benutzt, um mein Pferd seines gesammten Gepäckes zu entlasten und dies unter Vicentes Obhut einem der leer mitlaufenden Thiere jener Leute anzuvertrauen. In Gesellschaft eines in die malerische

Nationatracht Niederandalusiens gekleideten Cordobaners und zweier jungen Damen, die furchtlos auf muthigen Maulthieren einhertrabten und, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, wie ihr Begleiter den zierlichen andalusischen Hut auf die schwarzen Flechten gedrückt hatten, was ihnen ganz allerliebst stand, ritt ich unter heiterm Geplauder dem langsam sich vorwärts schiebenden Zuge voraus, dessen Ordnung aller Augenblicke durch ein durchgehendes Maulthier oder einen Esel, der sich seine Bürde nicht achtend gemüthlich zu Boden streckte, um sich zu wälzen, gestört wurde, was jedes Mal ein unbändiges Schreien und Fluchen unter den Arrieros hervorrief, die ohnehin durch kreischenden Gesang einen nicht geringen Lärm machten. Wir hatten kaum das Castillo del Bacar passirt, eine einsam gelegene maurische Burg, wo man eine Anzahl „Guardia civil" zum Schutze der Reisenden postirt hatte, indem der Weg neuerdings durch „Rateros" unsicher gemacht worden war; als die Nebeldecke stellenweis aus einander flatterte und einzelne Sonnenstrahlen, gleich einem goldenem Regen durch die zarten Nädelschirme der Pinien fallend, heiteres Wetter verkündeten. Dieses ließ auch nicht lange auf sich warten, denn binnen einer halben Stunde war kein einziges Wölkchen mehr am Himmel zu sehen. Bald darauf gelangten wir auf den letzten Wall des Gebirges, die Pinien wichen aus einander und zu unsern Füßen, am Saume der von malerischen Felspartieen starrenden Berge, eröffnete sich ein flaches, anmuthig grünes Thal, aus dessen dunkeln Olivenwäldern an einzelnen Puncten der breite Spiegel des Guadalquivir gleich flüssigem Silber hervorglänzte. Jenseits desselben entrollten sich die weißgelben Gefilde der „Campiña", wie das Flachland der Provinz von Cordoba heißt, im äußersten Südwesten mit dem nebligem Blau des Himmels verschwimmend, während an ihrem südlichem und östlichem

Horizont die Gebirge von Lucena und Jaen, halb verschleiert vom fahlem Dunst der Calina, emporstiegen. Gen Nordosten thürmten sich unabsehbar die Wellenberge der Sierra Morena auf, allmälig immer dunkler werdend, bis sie zuletzt in einen undeutlichen schwärzlichen Streifen zusammenflossen. Noch hafteten meine Blicke auf den letzteren, als mich der jubelnde Ausruf eines der Mädchen: „Hé aqui Córdoba!“ (da ist Cordoba) schnell nach Süden zu blicken veranlaßte. Da lag sie, die einst so stolze Kalifenstadt, umstrahlt von goldenem Sonnenschein, am Fuße der Sierra, mit ihren vielen Kirchen, aus deren Mitte wie ein gewaltiger Würfel die hochgethürmte Moschee Abderrhamans hervorragt! — Doch bald verschwand sie wieder hinter den vorspringenden Hügeln, zwischen denen sich der Weg in das Thal des Guadalquivir hinabsenkt. Diese sind fast gänzlich mit Oelbäumen bedeckt. Zahllose kleine Gehöfte und geschmackvolle Villen, die Sommersitze der wohlhabenden Cordobaner, zum Theil mit säulengetragenen Balcons verziert, von Parkanlagen und Orangenhainen umgeben, von breitkronigen Pinien überschattet, blinken rechts und links aus der dunkeln Olivenwaldung und machen das letzte Stück des Weges äußerst unterhaltend. Die vielen Gärten und das rege Leben, welches aller Orten herrscht, lassen eine volkreiche und opulente Stadt erwarten; auch täuscht die weitläufige Vorstadt, die sich auf dieser Seite an Cordoba anlehnt, diese Erwartungen keineswegs, denn ein buntes lärmendes Volksgewühl wogt wie in andern großen Städten Andalusiens in ihren Gassen auf und nieder: die Scene ändert sich aber, sobald man das Thor der eigentlichen Stadt durchschritten hat und aus der Calle real, der Hauptstraße, die beinahe von einem Ende zum andern geht, doch nichts weniger als schön ist, in die Seitengassen einbiegt. Es war halb 3 Uhr Nachmittags, also die Zeit der Siesta längst vorüber, als ich

nach Cordoba hineinritt. Nichts desto weniger sah ich nur wenig Menschen; keine lärmenden Gruppen fleißiger Handwerker saßen vor den Thüren; fast unheimlich hallte der Hufschlag meines Pferdes auf dem holprigem Pflaster der engen krummen Gassen wieder.

Es giebt in Cordoba blos ein einziges Hotel, denn außer einer geringen Zahl von Commis voyageurs, welche den Kaufleuten der Stadt die Producte des Auslandes zuführen, pflegen sich die Reisenden hier selten längere Zeit aufzuhalten, als die Besichtigung der Cathedrale erfordert. Aus diesem Grunde ist jenes Hotel schlecht und theuer und so zog ich es vor, mich in einer der zahlreich vorhandenen Casas de Pupilos einzumiethen. Diese lag zwar ziemlich im Centrum der Stadt; hätten aber nicht die Soldaten der benachbarten Caserne von San Felipe, die früher ein Kloster war, einigen Lärm gemacht, so würde ich eher geglaubt haben, auf dem Lande zu leben als in einer der größten Städte Andalusiens. Kaum passirten des Morgens einige mit Milch und Brod beladene Esel durch die Gasse und außer einem Flickschuster, der mir schief gegenüber seine Werkstatt unter der Thür aufgeschlagen hatte, und ein Paar Wäscherinen, die ab und zu gingen, war fast Niemand zu sehen. Ebenso todt und öde wie diese Gasse ist die ganze innere Stadt, mit Ausnahme des Constitutionsplatzes, der Calle real und der dem Strome und der Cathedrale zunächst gelegenen Straßen. In allen übrigen Theilen sproßt das Gras zwischen den Steinen des Pflasters hervor, die Häuser sind wenig bewohnt, einzelne stehen wohl auch ganz verlassen und nähern sich dem Einsturze. Ich kenne wirklich keine Stadt, welche ein so lebendiges Bild des Verfalles und der Gesunkenheit darböte wie Cordoba. Kaum begreift man jetzt, wenn man durch seine verödeten Gassen wandelt, den geringen Verkehr bemerkt, der selbst in den belebteren

Theilen herrscht, und die ziemlich ärmlichen Häuser betrachtet, aus welchen die größere Hälfte der, was ihren Umfang anlangt, noch immer sehr bedeutenden Stadt besteht, daß man sich an einem Ort befindet, welcher einst dem ganzen Occident Gesetze vorschrieb, vor dessen Herrschern die halbe Welt erzitterte; und man würde geneigt sein, alle Schilderungen, welche die Historiker von der einstigen Mächtigkeit, Größe, Pracht und Bevölkerung von Cordoba entwarfen, für Erdichtungen orientalischer Phantasie zu halten, besäße diese Stadt nicht in ihrer Cathedrale, dem einzigem Denkmal, was ihr aus jener Zeit des Glanzes geblieben ist, einen unumstößlichen Beweis für die Wahrheit ihrer Geschichte. Bevor ich aber meine Leser in die Säulengänge dieses Tempels führe, der trotz seiner Verunstaltung durch die Christen, trotz vielfacher Beraubungen durch die profanen Hände roher Kriegerhorden noch ein getreues Bild von einer maurischen Moschee und noch eine Ahnung von seiner ehemaligen Herrlichkeit giebt, erlaube ich mir, einige historische Notizen über Cordoba und seine Schicksale vorausschicken.

Ungefähr anderthalb Jahrhunderte vor Beginn der christlichen Zeitrechnung gründeten die Römer am Baetis (Guadalquivir) und an dem Fuße der Montes Mariani (Sierra Morena) eine Stadt, genannt Corduba. Später ward eine römische Colonie dahin geführt und seit jener Zeit hieß der Ort Colonia Patritia*). Julius Caesar nahm diese Stadt nach langer Belagerung mit Sturm und dabei sollen 22,000 Einwohner durchs Schwert umgekommen sein, woraus hervorgeht, daß sie schon damals bedeutend gewesen sein muß. Auch sprechen Strabo und Plinius viel von ihrem Reichthum und ihrem Handel und namentlich war eine Metallmischung, das

*) Vergl. Plin. hist. nat. III. c. 3.

„Aes Cordubense“ noch in späterer Zeit berühmt und sehr geschätzt bei den Römern*). Doch nicht allein wegen seines materiellen Reichthums war Corduba eine werthvolle Perle des römischen Kaiserdiadems; es beschenkte auch Rom mit einigen der größten Männer, deren Namen unvergänglich in der Geschichte strahlen. Dahin gehören vor Allen die beiden Seneca und der Dichter Lucanus. Unter der Regierung Theodosius des Großen fiel Corduba wie ganz Spanien den wandernden Horden des Nordens in die Hände und ward von da an abwechselnd eine Beute der Alanen, Vandalen und Gothen, bis sich zulezt die Araber seiner bemächtigten, welche es, geführt von Mogëith-al-Rumi, im Herbste 711 nach dreimonatlicher Belagerung erstürmten. So lange Spanien zu dem Kalifat von Damascus gehörte, mußte Cordoba andern Orten nachstehen, namentlich Merida in Estremadura, welches zu jener Zeit die bedeutendste Stadt von Südspanien war. Anders gestalteten sich die Verhältnisse, als der letzte der Omeyaden, Abderrhaman Ben Moawia, mit 1000 Kriegern vom africanischem Stamme der Zeneten im Sommer 755 bei Almuñecar landete und den Emir von Spanien, Yusef-al-Fehri, der den Sturz der Omeyadendynastie benutzt hatte, um sich unabhängig zu machen, in zwei Schlachten zur Unterwerfung nöthigte. Abderrhaman nahm seine Residenz zu Cordoba, bezwang nach und nach alle rebellischen Emirs und nach der Niederlage Carls des Großen bei Roncesvalles gehorchte ganz Spanien mit Ausnahme des nordwestlichsten Winkels dem Scepter des Omeyaden. Dieser war in jeder Beziehung ein großer Herrscher. Im Orient erzogen und mit griechischer Bildung wohl vertraut, bestrebte er sich, seine Residenz ebenso zu einem Sitz asiatischer Pracht als zu einer

*) Vergl. Plin. hist. nat. XXXIV. c. 2.

Wiege der Künste und Wissenschaften zu machen. Er gründete jene berühmte Akademie der Mathematik, Astronomie und Medicin, durch welche Cordoba in späterer Zeit so berühmt wurde, und begann den Bau der großen Moschee, deren Magnificenz die Reisenden noch gegenwärtig in Erstaunen setzt und die nächst der Caaba in Mecca der größte von allen muhammedanischen Tempeln der Welt ist. Er emancipirte die Muselmannen Spaniens und Africas von der Priesterherrschaft des Orients, bekleidete sich selbst mit der oberpriesterlichen Gewalt und so ward Cordoba die heilige Stadt der Mauren, das Mecca des Occidents. Obwohl Abderrhaman blos 23 Jahre regierte, hinterließ er doch einen wohlgeordneten und mächtigen Staat unter dem bescheidenem Titel: Emirat von Cordoba. Am meisten aber zeigt seine Geistesgröße die außerordentliche Toleranz, welche er gegen die „Mozaraber“, d. h. die von den Mauren besiegten Christen, bewies. Ueberall ließ er Kirchen und Cultus unangetastet, die Christen hatten ihre eigenen Erzbischöfe, Bischöfe und Priester und wurden nach ihren eigenen Gesetzen regiert und gerichtet; in Cordoba durften sie sich sogar der Glocken bedienen. Auch die folgenden Omeyaden, unter deren Regierung das Emirat von Cordoba durch Rebellionen und Bürgerkriege tief herabsank, zeichneten sich durch diese Milde gegen die Christen aus; nur unter Abderrhaman II. brach eine Christenverfolgung aus, hervorgerufen durch die Bigotterie einiger katholischer Priester, welche nach der Märtyrerkrone strebend den muhammedanischen Cultus öffentlich verhöhnten. Diese Christenverfolgung dauerte 10 Jahre; dennoch erlitten im Ganzem nicht mehr als 45 Personen den Märtyrertod, was im Vergleich zu jenen fürchterlichen Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern wenig bedeuten will. Die Omeyadendynastie war ihrem Untergang nahe, als Abderrhaman III. im Jahr 912 den Thron bestieg. Er

war der erste Herrscher von Cordoba, welcher den Kalifentitel annahm und sich nach Art der Kalifen des Orients „Emir-al-Mumenim“, d. h. Beherrscher der Gläubigen, nannte. Mit ihm endete die Epoche der Unruhen; binnen fünf Jahren ordnete er das gesammte Spanien und Africa, ein segensreicher Frieden, lange nicht mehr auf der pyrenäischen Halbinsel gekannt, zog in sein Reich ein, dessen Gränzen zahlreiche Heere gegen außen schützten. Während seiner neunundvierzigjährigen Regierung erhob sich Cordoba zu einer strahlenden Höhe in Größe, Macht, Reichthum, Kunst und Wissenschaft und ward das Athen des Occidents. Bei seinem Tode zählte die Stadt 200,000 Häuser, 900 öffentliche Bäder und eine Million Einwohner. Sie bedeckte beide Ufer des Guadalquivir, erstreckte sich bis an den Fuß der Sierra und besaß einen Umfang von 4¾ Stunden. Noch gegenwärtig stößt man weit entfernt von der Peripherie des jetzigen Cordoba hier und da auf Mauertrümmer von arabischer Bauart; doch giebt es im Allgemeinem nur wenige und sehr unbedeutende Ueberreste von den untergegangenen Theilen der ehemaligen Stadt. Der Kalif selbst umgab sich mit einer blendenden Pracht. Zwölftausend prachtvoll bewaffnete Ritter bildeten seine Leibwache, sein Serail schloß 6300 Frauen, Sclaven und Eunuchen ein. Seiner Favoritin Zehra zu Ehren ließ er zwei Meilen von Cordoba innerhalb der Sierra eine Stadt ihres Namens erbauen, von der jetzt auch nicht die geringste Spur mehr vorhanden ist. Dennoch ist sie kein Mährchen; eine Menge wichtiger Ereignisse, deren Schauplatz sie unter der Regierung der folgenden Kalifen war und von denen alle Historiker sprechen, zeugen für die Wahrheit ihrer Existenz. Der Palast Zehras übertraf an Pracht die kühnste Phantasie der arabischen Dichter. Abderrhaman, unterstützt von dem griechischem Kaiser Constantin IX., der eine Gesandtschaft an ihn geschickt hatte, um seinen Schutz

gegen die Kalifen von Bagdad zu erbitten, und aus Dankbarkeit für die erhaltene Hülfe eine große Anzahl griechischer Künstler zu seiner Verfügung stellte, ließ ein Schloß erbauen, welches außer 40 vom griechischem Kaiser gesendeten antiken Säulen aus Granit mit 1200 Säulen aus spanischem und italienischem Marmor geschmückt war. Die Wände des Pavillons, wo der Kalif die Nacht mit seiner Geliebten zuzubringen pflegte, waren von Arabesken aus Gold und Edelsteinen incrustirt, die Kuppel von 100 Lampen aus Krystallglas erhellt und in der Mitte des Gemachs sprang eine Fontaine von Quecksilber aus einem Bassin von Alabaster. Der „Saal des Kalifats" war auf dieselbe prachtvolle Art ausgeschmückt. Rings um die Wände befanden sich hier goldene Thiergestalten, die aus ihren Rachen Ströme parfümirten Wassers in alabasterne Schalen ergossen, und in der Mitte des Saales schwebte eine kostbare orientalische Perle, die Kaiser Leo, der Vater Constantins IX., dem Kalifen geschenkt hatte. Die Einkünfte des überreich bevölkerten Staates waren so kolossal, daß Abderrhaman unter allen Herrschern damaliger Zeit der reichste und eben deshalb einer der mächtigsten war. Alle benachbarten Fürsten strebten nach seiner Gunst, sein Volk verehrte ihn wie einen Vater. Nichts desto weniger fand man nach seinem Tode unter seinen Papieren die merkwürdigen Worte: „Fünfzig Jahre sind verflossen, seit ich Kalif bin. Alles, was sich der Mensch wünschen kann, hat mir der Himmel gewährt. Dennoch beläuft sich die Zahl der Tage, wo ich wirklich glücklich war, blos auf vierzehn. Menschen, lernt die Größe, die Welt und das Leben schätzen!" — Sein Sohn Al-Hakem II. benutzte den Frieden, um Künste, Wissenschaften und Gewerbe zu heben. Er gründete allein in Cordoba 80 Freischulen, in denen er das Volk unentgeldlich unterrichten ließ, und sammelte eine Bibliothek, die sich auf 600,000 Bände belaufen haben soll.

Von nah und fern strömten Gelehrte und Lernbegierige nach Cordoba, namentlich solche, welche sich in Astronomie, Medicin und Naturwissenschaften vervollkommnen wollte; ja, die Könige von Leon, obwohl Christen, schickten ihre eigenen Söhne nach Cordoba oder beriefen cordobanische Gelehrte zu deren Erziehung an ihren Hof. Al-Hakem regierte leider blos 15 Jahre; als er starb, war sein Sohn, Hescham II., noch ein unmündiges Kind. Seine herrschsüchtige Mutter wollte ihn in dieser Unmündigkeit erhalten und sich allein der Zügel der Regierung bemächtigen; aber ein Mann, den sie selbst zum „Hadjeb" oder ersten Minister gemacht hatte, wußte es zu verhindern. Dies war Mohammed-Alameri-Almanzor, der größte und berühmteste aller maurischen Helden. Er verdeckte durch eine kräftige und weise Regierung die Incapacität des verweichlichten Kalifen, erfüllte Spanien und Africa mit dem Ruhme seiner Siege, verbreitete Angst und Entsetzen über die Christen, denn er drang bis Galicien vor, wo er die Cathedrale von Santiago de Compostela plünderte und die gefangenen Christen zwang, die Glokken dieser Kirche auf ihren Schultern bis nach Cordoba zu tragen, und war schon im Begriffe, die Macht der Kalifen des Occidents über die ganze Halbinsel auszudehnen, als er am 1. Juli 1002 auf dem Schlachtfelde von Calat-Anasor unweit des Duero seine Heldenseele aushauchte. Sein Sohn Abdelmelek ward Hadjeb und verwaltete das Reich mit derselben Kraft und Weisheit wie Almanzor. Als aber dieser im Jahr 1009 einem Nebenbuhler unterlag und die unterdessen durch Ueppigkeit entnervten Kalifen selbst wieder die Zügel der Regierung ergriffen, endete jene Periode des Glanzes, die mit der Thronbesteigung Abderrhamans III. begonnen hatte. Das Kalifat ward wiederum eine Beute der Bürgerkriege, bis es im Jahre 1031 mit Hescham III. völlig zu Grunde ging. Doch fällt gerade in diese unruhige Pe-

riode die höchste Stufe der Geisteskultur der Mauren. Unter den Gelehrten, welche die Akademie von Cordoba erzeugte, nenne ich blos die beiden Heroen der arabischen Literatur, Aben-Zoar und Averrhoës, welcher letztere den Aristoteles ins Arabische übersetzte. — Der Sturz der Omeyadendynastie versetzte Cordoba einen tödtlichen Stoß. Seine Bevölkerung verminderte sich mehr und mehr, indem sich sehr Viele nach dem rasch emporblühenden Sevilla übersiedelten, wo die Almoravidensultane ihren Thron aufgeschlagen hatten. Doch blieb Cordoba wegen seiner Moschee noch immer die heilige Stadt der Muhammedaner des Occidents; als es aber Ferdinand dem Heiligen zur Beute wurde, verlor es bald seine Bedeutung gänzlich. Die Eroberung von Cordoba ging ungewöhnlich rasch vor sich. Die Ursache davon war die Verwirrung, welche die Erhebung Mohammeds-Aben-Hood, einstigen Emirs von Zaragoza, zum Sultan der Mauren hervorgerufen hatte, sowie die Eifersucht, die zwischen dem Sultan und Mohammed-Alamahr, König von Jaen, bestand. Der spanische Adelantado oder Gränzcommandant benutzte die Abwesenheit des Sultans, der sich im Streit mit Alamahr befand, um einen Handstreich auf Cordoba auszuführen. Auf seinen Befehl überfiel Domingo Muñoz, Befehlshaber von Andujar, die Stadt bei stürmischer Nacht am 8. Januar 1236 und bemächtigte sich eines ihrer Hauptthürme. Ferdinand III. eilte sogleich mit einem starkem Heere herbei, um dem geringem Häuflein der Spanier zu Hülfe zu kommen, würde aber die Stadt kaum erobert haben, hätte sich nicht der mittlerweile zurückgekehrte Sultan, durch einen Renegat über die wahre Sachlage getäuscht, mit seinem Heer zurückgezogen und Cordoba seinem Schicksale überlassen. Dies capitulirte endlich am 29. Juni und sämmtliche Einwohner verließen noch an demselben Tage die Stadt. Alle Mauren, welche den Spaniern während der Be-

lagerung in die Hände gefallen waren, wurden von Ferdinand zu Sclaven gemacht und gezwungen, jene Glocken, die Almanzor aus der Cathedrale von Santiago geraubt und als Trophäen in der Moschee von Cordoba aufgestellt hatte, auf ihren Schultern wieder nach Santiago zurückzutragen. Die Stadt blieb nun entvölkert und verfiel rasch. Die große Moschee wurde in eine Cathedrale umgewandelt, die übrigen niedergerissen und durch unbedeutende christliche Kirchen ersetzt; bald gingen auch die von den Kalifen gegründeten Akademieen und Schulen zu Grunde. Unter Johann II. und Heinrich IV. ward die Bürgerschaft Cordobas durch blutige Fehden zwischen den beiden mächtigen Familien der Cabras und Aguilars zerfleischt und die Einwohnerschaft sank progressive so rasch, daß sie schon im sechzehntem Jahrhunderte wenig mehr als 60,000 Seelen betrug. Gegenwärtig besitzt Cordoba blos noch 57,000, eine im Verhältnisse zu seinem Umfange viel zu geringe Zahl, denn auch das jetzige Cordoba könnte sehr bequem mehr als 100,000 Einwohner fassen. Daraus erklärt sich die Verödung, welche jetzt so schauerlich aller Orten hervortritt. Noch in neuester Zeit hat Cordoba viel gelitten. Im Independenzkriege wurde es am 7. Juni 1808 nach dem für die Spanier unglücklichem Gefechte von Alcolea von dem Heere des General Dupont mit Sturm genommen und drei Tage lang auf das Abscheulichste geplündert. Die Franzosen ergaben sich damals vom unterstem Soldat an bis zum General en chef hinauf dem Raube. In dem Gepäck des letztern allein fand man nach dem Siege von Baylen die ungeheuere Summe von 8000 Goldunzen oder 650,000 Franken! — Auf diese Weise ist es gekommen, daß Cordoba, einst die reichste, mächtigste, größte und luxuriöseste Stadt von Westeuropa, das Athen und Damascus des Occidents, „la flor de saber y caballeria," wie Juan de Mena, ein lyrischer Dichter des 15.

Jahrhunderts und Sohn Cordobas, singt, gegenwärtig nicht einmal mehr ein Schatten seiner ehemaligen Größe und Herrlichkeit zu nennen ist. Von dem prachtvollem Alcazar oder dem Residenzschlosse der Kalifen existiren blos noch einige verwitterte Thürme, die jetzt als Staatsgefängnisse dienen, und nur die Moschee Abderrhamans I. zeugt von dem Glanze der einstigen Kalifenstadt.

Ich besuchte dieses stolze Monument maurischer Architektur gleich den ersten Morgen nach meiner Ankunft. Ich war nach der Post gegangen, um zu sehen, ob ein Brief aus der fernen Heimath angekommen sei, und verirrte mich auf dem Rückwege nach meiner Wohnung total in dem ödem Gassengewirr der Stadt. Nach beinahe einstündigem Herumlaufen stand ich plötzlich auf dem Platze, welcher die Cathedrale umgiebt und wegen seiner Kleinheit nirgends eine vollständige Ansicht dieses Riesenbaues gestattet. Dieser imponirt zwar durch seine Massenhaftigkeit, besitzt aber wie alle Bauwerke der Mauren von außen kein besonders schönes Ansehen. Man erblickt nichts als hohe zinnengekrönte Mauern, welche in regelmäßigen, aber weiten Zwischenräumen von kleinen, zu drei neben einander gestellten, durch weiße Marmorsäulen geschiedenen und von Hufeisenbogen überspannten Fenstern durchbrochen sind. Aus der östlichen Hälfte des ungeheuern Vierecks, das auf einer Terrasse ruht und auf jeder Seite 600 Fuß lang ist, ragt das Gebäude des in die Moschee hineingebauten katholischen Chors mit seiner hohen Kuppel empor, während sich an dem nördlichem Rande der gewaltige kegelförmige Glockenthurm erhebt. Die gesammte Außenwand des Gebäudes ist oder war vielmehr mit prächtigem Arabeskenstuck bekleidet, denn gegenwärtig ist nicht mehr viel davon zu sehen, indem man die Barbarei begangen hat, alle Wände fingerdick mit gelblichweißer Farbe zu übertünchen. Blos die

westliche Seite des Vierecks, die Hauptfaçade, ist ziemlich verschont geblieben und imponirt nicht wenig durch ihre herrlichen Verzierungen, zumal da sich hier der hohe Thurm sowie das prachtvoll verzierte, von einem hochgeschwungenem Hufeisenbogen überspannte Hauptportal befinden. Durch dieses tritt man in den Orangenhof, welcher die nördliche Hälfte des ganzen Vierecks einnimmt. Er ist um Vieles größer, als der gleichnamige Hof der Cathedrale von Sevilla, denn er besitzt eine Länge von 600 und eine Breite von 180 Fuß, wird rings von einem durch 72 Säulen getragenen Porticus umgeben und ist mit Marmor getäfelt, mit vielen Fontainen aus weißem Marmor geschmückt und mit prächtigen Orangen- und Citronenbäumen bepflanzt. Aus diesem Hofe führten ehemals 17 nahe neben einander liegende Portale, die jetzt bis auf zwei zugemauert sind, in das Innere der eigentlichen, die östliche Hälfte des Vierecks einnehmenden Moschee. Noch gab es 7 andere Thore in der äußern Peripherie derselben, von denen mehrere noch jetzt existiren, im Ganzem also 24 Eingänge. Sämmtliche Pforten besaßen zur Kalifenzeit bronzene, mit vergoldeten Sculpturen bedeckte Thorflügel; diese sind jetzt durch bescheidene Thüren aus Eichenholz ersetzt. Mit bebender Hand schlug ich den ledernen Vorhang zurück, welcher in den spanischen Kirchen die innere Oeffnung der offenstehenden Pforten zu verschließen pflegt, und trat zitternd vor Erwartung in das von einem geheimnißvollem Dunkel erfüllte Gebäude. Staunend blieb ich neben dem weißmarmornem Weihbecken stehen, denn ich sah mich am Eingange eines Säulenwaldes, der nach allen Seiten hin endlose Perspectiven bildet. Eine feierliche Stille herrschte in den gewaltigen Räumen, blos sanfte Orgelklänge hallten wie Aeolsharfentöne dann und wann an dem Gewölbe wieder. Schlürfenden Schrittes kam mir ein von der kurzen Alba umhüllter Kirchendiener mit

seinem silbernem Stabe entgegen und flüsterte mir zu, noch ein Weilchen zu warten, bis die Messe geendet haben würde, worauf er bereit sei, mich in dem Dome herumzuführen. Ich benutzte diese Pause, um meinen eigenen Träumen nachhängend zwischen den Säulenreihen herumzuwandeln. Diese bilden 32 vierzehn Fuß breite und 250 Fuß lange von Westen nach Osten gerichtete und 16 viel breitere, 600 Fuß lange, von Norden nach Süden laufende Schiffe! Alle Säulen bestehen aus einem einzigem Marmorblock und sind durch graziöse Hufeisenbogen unter sich verbunden, zwischen denen an einigen Stellen das Licht von oben hereinfällt. Da sie symmetrisch in regelmäßigen Zwischenräumen stehen, so gruppiren sie sich, wohin man sich immer stellen möge, zu langen sich allmälig verjüngenden Gängen. Doch besitzen blos noch die in der Peripherie liegenden Schiffe ihre vollständige Länge, die übrigen sind wegen des in das Centrum der Moschee hineingebauten katholischen Chors, dem zu Liebe man Hunderte von Säulen herausgeschlagen hat, nur theilweis vorhanden. Noch will ich bemerken, daß es unter allen Säulen — und ihre Anzahl beläuft sich immer noch auf 860 — kaum zwei giebt, die aus ein und demselben Marmor beständen. Alle sind rund, glatt polirt und 1½ Fuß dick. Dieser ungeheuere Tempel würde einen noch gewaltigeren Eindruck machen, wären die Schiffe höher. Die Säulen besitzen nämlich blos eine Höhe von 20 Fuß, so daß das Gewölbe im Ganzem blos etwa einige dreißig Fuß über dem Boden erhaben ist. Man denke sich aber diese Hallen bei Nacht blendend hell erleuchtet, wie es zur Zeit der Mauren war, wo 4700 Lampen aus geschliffenem Krystallglase einen mährchenhaften Glanz in diesen Säulengängen verbreiteten, und man wird jenen Uebelstand kaum mehr bemerken. Der Fußboden bestand damals aus einem kunstvollem, mosaikartigem Getäfel von „Azulejos“, kleinen, zierlichen, buntfarbi-

gen, in Form von Sternen, Arabesken und andern mathematischen Figuren gestalteten Thon- und Porcellanplatten, mit denen auch in dem Alhambrapalaste einzelne Partieen ausgelegt sind; gegenwärtig bildet ihn blos ein schlechtes Pflaster aus Backsteinen. — Die Messe war bald vorüber und geleitet von dem Kirchendiener betrachtete ich nun die einzelnen Schönheiten der Moschee sowohl als des hineingebauten Chors genauer. Kein Theil des genannten Gebäudes giebt einen so guten Begriff von der einstigen Pracht der Moschee Abderrhamans und legt einen so glänzenden Beweis von der hohen Cultur ab, welche die spanischen Araber bereits zu jener Zeit erreicht hatten, als die dem Orangenhof gegenüber an dem östlichen Rande der Moschee befindliche Capelle des Gebets, die glücklicher Weise größtentheils von den Händen der Christen verschont geblieben ist. Weder die Säale des Alcazar zu Sevilla mit ihrem in den brillantesten Farben erglühendem Holzgetäfel noch die Zauberhallen der Alhambra erreichen die Schönheit dieser mit wahrhaft asiatischem Luxus verzierten Capelle, wo die Kalifen ihr Gebet zu verrichten pflegten. Diese besteht aus drei neben einander befindlichen, mit Marmor getäfelten Abtheilungen, deren Wände größtentheils mit weißem Marmor bekleidet sind, in welchen man wunderbar schöne Arabesken und Blumengewinde en basrelief eingegraben sieht. Alle drei Hallen, die durch Pforten mit halbmondförmig ausgezackten Hufeisenbogen, an denen man ebenfalls das zierlichste Arabeskenwerk auf rosenrothem Grunde bemerkt, mit einander in Verbindung stehen, werden von hohen Kuppeln aus weißem arabeskenbedecktem Marmor überwölbt. Die der mittlern Halle ist die größte und wird von 16 Säulen aus verschiedenfarbigem Marmor mit vergoldeten Capitälen getragen. Sowohl die hintere Wand aller drei Hallen als die Eingangspforten sind mit einer prachtvollen Mosaik aus kleinen, viereckigen, kaum ⅙ Qua-

breitzoll großen Steinchen incrustirt, welche die graziösesten Arabesken, durchschlungen von zarten Guirlanden phantastischer Blumen von den brennendsten Farben auf Goldgrund, darstellt. Rings um die Simse laufen arabische Schriftzüge, Sprüche aus dem Koran, ebenfalls aus Mosaik. Hinter der mittlern Halle liegt noch ein kleineres achteckiges Gemach, in welches eine mit allem Luxus der maurischen Architektur verzierte, durch die Mosaikwand gebrochene Pforte führt. Dieses Gemach muß man bei Fackelschein besichtigen, da kein Licht von außen hineinfällt. Seine Bestimmung kennt man nicht genau; es ist aber noch prachtvoller als die eben geschilderte Halle. Anstatt der Kuppel besitzt es eine reizend geformte, aus einem einzigem ungeheuren Stück weißen Marmors gearbeitete Muschel. Leider ist auch in der Capelle des Gebets der Genuß, den die Schönheit der arabischen Kunst gewährt, durch die Christen gestört worden. Man hat nämlich abgeschmackter Weise in der linken Seitenhalle dieses Allah geweihten Heiligthums einen christlichen Altar angebracht und durch ein großes, das heilige Abendmahl darstellendes Gemälde fast die ganze herrliche Mosaik des Hintergrundes verdeckt. Dies Gemälde, eine Schöpfung von Pablo Céspedes, eines als Maler und Bildhauer rühmlichst bekannten cordobanischen Künstlers, dessen Gebeine in der Cathedrale ruhen, ist sicher ein Kunstwerk von hohem Werth; man hätte ihm aber doch eine bessere und passendere Stelle einräumen können und den schönsten, wie durch ein Wunder wohl erhaltenen Theil der Moschee Abderrhamans gänzlich vom christlichem Cultus unberührt lassen sollen. Noch giebt es einige andere, jetzt ebenfalls in christliche Capellen umgewandelte Hallen, die zwar sehr schöne Formen besitzen, jedoch blos mit Arabesken aus Stuck verziert sind, ganz in der Weise der Säle des Alhambrapalastes. — Der im 15. Jahrhunderte erbaute katholische Chor, groß genug, um für sich

allein eine ganze Kirche darzustellen, ist zwar ein Meisterwerk neuerer Architektur zu nennen, paßt aber zu dem ihn umgebenden Säulenwalde der arabischen Moschee wie die Faust aufs Auge und man hätte wahrlich besser gethan, diese unangetastet zu lassen und dem christlichem Cultus einen besondern Dom zu errichten. Dieser Chor ist in florentinischem Style erbaut, zerfällt in drei Schiffe, besitzt eine bedeutende Höhe und wölbt sich über dem Hochaltare zu einer schöngeformten reichverzierten Kuppel empor. Seinen Fußboden bildet ein prächtiges Getäfel verschiedenfarbigen Marmors; das Tabernakel des ebenfalls aus verschiedenen Marmorarten bestehenden Hochaltars hat die Form eines Tempels, dessen alabasterne Kuppel von Jaspissäulen mit vergoldeten Capitälen getragen wird. Sowohl das Hauptschiff als die Seitencapellen enthalten manches gute Gemälde cordobanischer und sevillanischer Meister so wie verschiedene schöne Marmorreliefs; die prächtigsten Kunstwerke sind aber die beiden Kanzeln und die Betstühle der Canonici, die sämmtlich aus Caobaholz geschnitzt und mit Basreliefs, alt- und neutestamentliche Scenen darstellend, bedeckt sind, die an Schönheit Alles übertreffen, was ich in dieser Beziehung in spanischen Kirchen gesehen habe. Der Schatz der Cathedrale, welcher in dem Kapitelsaale aufbewahrt wird, wo sich außer mehrern hübschen Gemälden zwei Meisterwerke von Céspedes befinden, nämlich eine Statue der heiligen Cäcilie und eine andere des heiligen Petrus, beide aus Holz, ist sehr reich, obwohl die Franzosen bei der oben erwähnten Plünderung eine Menge von Kostbarkeiten geraubt haben. Doch entgingen die bedeutendsten Schätze, unter denen namentlich die 350 Pfund wiegende Custodia aus massivem Silber zu erwähnen ist, welche der von Sevilla zwar an Größ nachsteht, sie aber durch Schönheit der Form und Eleganz der Arbeit weit übertrifft, den Blicken jener Tempel-

räuber, indem man sie bei Zeiten in die unter dem Orangenhof gelegene Kirche gebracht hatte, von der die Franzosen keine Kunde besaßen. Diese unterirdische Kirche habe ich nicht gesehen, da an ihr gebaut wurde. Weniger Bewunderung als die Schönheiten der arabischen und christlichen Kunst konnte mir die plumpe, etwa fußlange Figur eines gekreuzigten Christus abgewinnen, den ein von den Mauren gefangener und zum Tode verurtheilter Christ mit seinen Fingernägeln in die Marmorsäule, an die er gekettet war, eingegraben haben soll. Der Mann muß bedeutend lange und harte Nägel gehabt haben, um dieses Stück Arbeit zu Stande zu bringen, indessen der christlichen Glaubensstärke ist ja kein Ding unmöglich! Jetzt ist dieses Gekritzele mit einem Gitter überzogen, damit es ja kein Ungläubiger durch profane Berührung entweihe, und eine Marmortafel mit folgenden Distichen:

„Hoc sua dum celebrat Mahometicus orgia templo,
Captivus Christi numina vera vocat,
Et quem corde tenet, rigido saxo ungue figurat,
Laureolam pro quo fune peremtus habet."

läßt keinen Zweifel an der Wahrheit der Geschichte noch an die wunderbare Macht des Glaubens aufkommen! — Der hohe Thurm der Cathedrale rührt bis zur Hälfte, bis wohin er viereckig und auf allen Seiten mit Arabesken bekleidet ist, von den Mauren her. Das obere, achteckige, in mehrere Absätze zerfallende und 16 Glocken enthaltende Stück haben die Christen darauf gesetzt. Eine bequeme helle Steintreppe führt bis zum obersten Kranz, welcher der geeignetste Punct ist, sich einen Ueberblick über das vielfach verwickelte Labyrinth der Gassen von Cordoba zu verschaffen. Ein sehr anmuthiges Bild gewährt die dunkelbewaldete, mit zahllosen Landhäusern besäte Sierra, die sich in

weitem Halbkreise wie ein blühender Lorbeerkranz um die alte verwitterte Kalifenstadt schlingt. Vier Leguas unterhalb Cordobas rückt das Gebirge bis an die Ufer des in anmuthigen Krümmungen durch grüne, mit Orangen- und Olivenplantagen bestreute, aber sehr wenig bevölkerte Ebenen dahineilenden Guadalquivirs und bildet hier einen steilen felsigen Vorsprung, auf dem das alterthümliche Schloß von Almodovar del Rio steht, die Stammburg der Herzöge von Almodovar, einer reichen Grandenfamilie Cordobas.

Die beste Ansicht der Cathedrale hat man von der über den Strom führenden Brücke, welche aus 15 Bogen besteht. Am jenseitigem Ufer wird diese durch ein sehr wohl erhaltenes maurisches Castell vertheidigt, das noch gegenwärtig als Fort dient. Auch liegt hier eine lebhafte Vorstadt, das Campo de la Verdad, ein geringer Ueberrest von den weitläufigen Stadttheilen, die ehedem auch dieses Ufer des Guadalquivir einnahmen. Außer der Cathedrale besitzt das jetzige Cordoba wenig Sehenswürdigkeiten. Seine übrigen Kirchen und Klöster, deren es eine große Menge giebt, sind in architektonischer Hinsicht von keiner großen Bedeutung und schließen nur wenig Kunstwerke von Werth ein. Eine gute Sammlung von Gemälden von dem Pinsel Canos, Céspedes, Carreños und Murillos soll es im bischöflichem Palast geben; ich habe sie nicht gesehen. In der Kirche des Dominicanerklosters San Hipolito ruhen die Gebeine zweier castilianischen Könige, Ferdinands IV. und Alphons XI. Ihre Grabmäler waren zu meiner Zeit noch aus Holz und ziemlich unscheinbar; im vorigem Jahre hat man diese weggerissen und ein marmornes Monument an ihre Stelle gesetzt. Auch wurde hier der Leichnam Don Alonsos de Aguilar beigesetzt; sein Grabmal ist aber verschwunden.

Cordoba ist wie die meisten maurischen Städte arm an großen und schönen Plätzen. Blos der Constitutionsplatz macht hiervon eine Ausnahme. Dieser ist ein regelmäßiger viereckiger Platz von bedeutender Größe, rings von schönen dreistöckigen Häusern umschlossen, die sämmtlich auf einem Säulenporticus ruhen und mit drei Reihen fortlaufender Balcons geziert sind. Hier herrscht namentlich des Morgens viel Leben, weil dieser Platz zugleich als Markt dient und deshalb alle Erzeugnisse der Umgegend von den Landleuten hierher zum Verkauf gebracht werden. Namentlich gab es um jene Zeit ungeheuere Massen von Melonen und Oliven, beide von ausgezeichneter Qualität. Auch die Früchte des Erdbeerbaums (Arbutus Unedo L.), der in der benachbarten Sierra sehr häufig wild vorkommt, wurden hier in Menge verkauft. Diese sehen ungefähr aus wie Erdbeeren, nur sind sie größer und vollkommen rund. Sie haben einen nicht unangenehmen, säuerlich-süßen, etwas zusammenziehenden Geschmack, wirken aber berauschend, wenn man viel davon genießt. In Malaga und an andern Orten der Küste, wo dieser schöne Strauch nur sparsam wächst, pflegen die Fruchthändler die „Madroñas", wie seine Früchte genannt werden, an dünne Stäbchen zu spießen und so zum Verkauf auszubieten, hier aber gab es ganze Körbe voll.

Zu Anfange des September wird in Cordoba ein Jahrmarkt gehalten, die Feria de la Natividad de N. S. (Mariä Geburt), der bei meiner Ankunft eben zu Ende ging. Den hauptsächlichsten Verkaufsartikel bilden die Pferde, derenwegen Cordoba berühmt ist. Innerhalb des sogenannten königlichen Palastes, eines großen modernen Gebäudes unweit der Cathedrale, befindet sich die größte Stuterei von ganz Andalusien. Jener Pferdemarkt wird außerhalb der Stadt gehalten und war leider schon vorüber. Dagegen ging es noch sehr lebhaft in der

Calle de la Feria zu, einer der wenigen Gassen, die man allenfalls breit, gerade und hübsch nennen kann. Ich besuchte diese Straße gleich am ersten Abend, um wenigstens ein flüchtiges Bild cordobanischen Volkslebens mitzunehmen. Das geräuschvolle Toben, welches ich schon in beträchtlicher Entfernung vernahm, bildete einen eigenthümlichen Contrast mit der unheimlichen Stille der übrigen Theile der verödeten Stadt. Rother Feuerschein zuckte über die Häuser empor, lustige Lieder, Guitarren- und Castagnettentöne klangen durch die nächtliche Stille, kreischendes Geschrei hallte in den stillen, spärlich beleuchteten Gassen wieder. Als ich die Calle de la Feria betrat, empfing mich eine in ausgelassenster Fröhlichkeit rasende Volksmenge. An den Ecken aller einmündenden Gäßchen, ja zum Theil mitten auf der Straße loderten Feuer, die man mit harzigem Reißig unterhielt und von denen aller Augenblicke Schwärme glühender Kohlen und leuchtender Funken vom lauem Nachtwind fortgejagt lustig über die blutroth beleuchteten Dächer hinweg zum schwarzblauem Himmel emporflogen. Um diese hatten sich theils malerisch zerlumpte Gassenbuben geschaart, die sich damit vergnügten, unter unbändigem Geschrei Schwärmer und andere Feuerwerksachen loszubrennen; theils waren große Kessel über ihnen aufgehängt, in welchen die beliebten „Buñuelos„ brodelten oder Fische geröstet wurden. Braungelbe Zigeunerweiber, das Haupt von einem buntem schmutzigem Tuche umwunden, unter dem das schwarze Haar in ungeordneten Büscheln hervorquoll, fachten die prasselnden Feuer von Zeit zu Zeit mit aus den Blättern der Zwergpalme verfertigten Wedeln an, deren man sich überall in Südspanien zu bedienen pflegt, und rührten unaufhörlich mit langen Gabeln in diesen Kesseln herum, deren fetten Oelqualm der Wind gassenweit trieb, unter gellendem Geschrei ihre Waaren den Vorübergehenden anpreisend. Dazwischen

verführten die Wasserträger, die Oliven- und Feigenverkäufer, die Romanzenhändler und Bänkelsänger einen Heidenlärm und nicht minder schrieen die Inhaber der zahlreichen Buden, wo allerhand Kleinigkeiten aufgestapelt lagen. Mitten in den Wellen dieses tobenden, den größten Natürlichkeiten sich hingebenden Volksstroms, der durch die bunten Trachten in der mährchenhaften Beleuchtung der sprühenden Feuer und Hunderten von bunten Papierlampen, überspannt von der sternenbesäten Azurkuppel des Himmels einen höchst malerischen Effect hervorbrachte, wandelten schöne Damen, umrauscht von schwarzseidenen Gewändern, den ewig beweglichen Fächer graziös handhabend, und schlanke Herren, theils in eleganter französischer Kleidung, theils in prächtig gesticktem Nationalcostüm, langsamen Schrittes auf und nieder, blieben dann und wann an den buntbemalten, geschmackvoll aufgeputzten Buden der Limonaden- und Eisverkäufer stehen, um eine Erfrischung zu sich zu nehmen, oder verkehrten in heiterm Gespräch mit ihren auf den Balcons sitzenden Freunden. Erst spät in der Nacht, als die Feuer zu erlöschen begannen, kehrte ich in meine stille Wohnung zurück, wo ich in einem Briefe aus Leipzig die erste Nachricht von den blutigen Vorgängen des 12. August erhielt. Schon Tags darauf las ich dieselben auch in den Zeitungen, die sich ziemlich lange mit dieser Angelegenheit beschäftigten. Die Spanier konnten namentlich das nicht begreifen, wie es in einem so aufgeklärtem Lande wie Sachsen (denn dafür gilt Sachsen sowie überhaupt ganz Deutschland in Spanien) möglich sein könne, daß das Militär die Schießwaffe gebrauche, ohne daß vorher die Aufruhracte verkündet worden sei. Daß wir Sachsen noch kein derartiges Gesetz besitzen, konnten sie ebenso wenig einsehen. In Spanien, wo trotz der häufigen und sicher zehnmal gefährlicheren Aufstände

die Behörde gewiß niemals unterlassen wird, bei einem ähnlichem Vorfalle die „Ley marcial" verlesen zu lassen, würde ein Verfahren wie zu Leipzig allerdings sehr bedenkliche Auftritte hervorrufen; die Deutschen sind glücklicher Weise ruhigeren Blutes und lassen sich daher eher etwas gefallen als die leidenschaftlichen Söhne des Südens. —

Cordoba besitzt hübsche Promenaden, nur stehen sie größtentheils verlassen wie die ganze Stadt. Der Paseo de la Victoria oder die eigentliche Alameda ist ein weitläufiger Ulmenspaziergang, außerhalb der Stadt nach der Sierra zu gelegen; aber das Gras wächst allenthalben in den breiten Sandgängen und nur wenige Leute gehen hier in abendlicher Stunde spazieren, trotz der schönen Aussicht, die man von hier nach dem Gebirge zu genießt. Besuchter ist der Paseo de San Martin hinter der Kirche San Nicolas innerhalb der Stadt. Hier pflegt sich namentlich des Sonntags die schöne Welt nach Sonnenuntergang zu ergehen. Sehr gern bin ich des Abends am Quai des Guadalquivir auf und nieder gewandelt, der mit einer breiten, mit Steinbänken gezierten Terrasse versehen ist. Die breite glitzernde Wasserfläche, in welcher sich die Sterne abspiegeln, die lange, von den am Ufer brennenden Feuern der Fischer grell beleuchtete Brücke mit ihrem schwarzem maurischem Castell, die rauschenden, am Flusse liegenden Mühlen bilden in später Abendstunde ein sehr malerisches Ensemble. Auch hier auf dem Flußquai sieht man allabendlich Feuer brennen, in deren Schein sich lustige Gruppen zum Tanz und Zechen versammeln, unbekümmert um den Wind, der vielleicht die sprühenden Funken nach allen Richtungen hin forttreibt. Diese Feuerfreiheit herrscht übrigens nicht allein in Cordoba; ich habe dieselbe in allen Orten Südspaniens beobachtet. Sehr oft habe ich es mit angesehen, wie sich ein Paar Gassenbuben in irgend einer Schreinerwerk-

statt einen Arm voll Hobelspäne stahlen, darauf auf den ersten besten Platz liefen, mitten unter den Menschen sich hinkauerten, ein Feuer anmachten und nun unter lautem Jubel um die Wette durch dasselbe hindurchliefen, damit die glühenden Brände ja recht herumfliegen möchten. Was würde unsere Policei, die jede brennende Cigarre scheel ansieht, zu dieser Wirthschaft sagen! — Freilich ist in Spanien nicht viel Gefahr dabei vorhanden, weil alle Gebäude, selbst die elendesten Hütten, von unten bis hinauf unter das Dach aus Stein bestehen und deshalb nicht leicht anbrennen können. Auch habe ich, so lange ich in Spanien gewesen bin, weder eine Feuersbrunst erlebt noch gelesen, daß es irgendwo gebrannt habe. —

Hätte ich nicht die Wiederkehr meines Bedienten abwarten müssen, welcher mit einem Pflanzentransport nach Granada geritten war, so würde ich mich schwerlich länger als ein Paar Tage in Cordoba aufgehalten haben, da seine wenigen Sehenswürdigkeiten bald abgethan sind, das Volksleben beinahe ganz dieselben Erscheinungen darbietet wie in andern Städten Niederandalusiens und für geistige Unterhaltung so viel wie gar nicht gesorgt ist. Es giebt zwar ein Theater, aber keine stationäre Schauspielergesellschaft. Ob irgend eine Anstalt, wie ein Museum oder Leseverein, bestehe, ist mir unbewußt, doch bezweifle ich es. In den wenigen und schlechten Cafés gab es nur eine geringe Anzahl spanischer Blätter; ausländische Zeitungen habe ich nirgends gesehen. Wohl besteht ein „Liceo", an dem die junge gebildete Welt Theil nimmt und von Zeit zu Zeit Vorlesungen, theatralische Vorstellungen und Concerte veranstaltet; während meiner Anwesenheit fand jedoch nichts der Art statt. Ich würde mich daher entsetzlich gelangweilt haben, namentlich des Abends, — denn während des Tages schlenderte ich in der Umgegend umher, um die Vegetation zu beobachten, die aller-

dings im September, dem für botanische Untersuchungen in Spanien ungünstigstem Monate, nur von sehr geringer Bedeutung ist, — hätte ich nicht in meiner Wohnung selbst eine angenehme Unterhaltung gefunden. Es wohnten nämlich außer mir noch zwei Officiere in dem Hause, von denen der eine aus Navarra, der andere von Ceuta in Africa gebürtig war. Beide besaßen eine leibliche Bildung und hatten den Bürgerkrieg mitgemacht, und so fehlte es nie an interessanten Gesprächen. Um des Abends für unsere Unterhaltung zu sorgen, lud unsere Wirthin, eine gutmüthige Frau, die sehr gern schwatzte, ihre Freunde und Bekannten zur Tertulia ein. Es versammelten sich da immer gegen ein Dutzend junger Leute und die Zeit verstrich, ehe man es dachte, theils unter heiterm Geplauder, theils unter Gesellschaftsspielen, namentlich „Juegos de Prendas" (Pfänderspiele), die in Spanien sehr beliebt sind. Manchmal brachte auch wohl Einer oder der Andere eine Guitarre mit und dann wurde ein kleiner Ball improvisirt oder die jungen Schönen genöthigt, uns mit Gesang nationaler Lieder zu erfreuen. Namentlich zeichnete sich die hübsche Isabelita, ein graziöses schwarzäugiges Mädchen der Nachbarschaft, welche erst vor Kurzem aus einem Nonnenkloster des Städtchens Pozo-Blanco, wohin man sie zur Erziehung geschickt hatte, zurückgekehrt war, durch eine glockenhelle Stimme und höchst naiven Vortrag aus und mußte deshalb fast allabendlich eins ihrer Liedchen zum Besten geben, was sie auch bereitwillig that, ohne sich im Geringsten zu zieren, wie es wohl unsere jungen Damen zu thun pflegen. Endete endlich die Tertulia gegen Mitternacht, so geleiteten wir die Schönen pflichtschuldigst nach Haus und wandelten oft noch lange am Ufer des rauschenden Stromes

oder unter den duftenden Citronen- und Pomeranzengängen des Orangenhofs der alten Moschee auf und nieder, um die warme würzige Nachtluft zu schlürfen, zumal wenn Diana ihr leuchtendes Boot durch die Azurwellen des Himmels schaukelte und einen silbernen Glorienschein um die grauen Zinnen der altersschwachen Kalifenstadt wob. —

Sechstes Kapitel.

Die Sierra Morena und ihre Bewohner.

„Sinnend am Waldstrom ruhn, auf Stein' und Klippen,
Bei Wesen, die nach Herberg' nicht verlangen,
In Wäldern streifen, Oeden und Gestrüppen,
Wo selten oder nie ein Fuß gegangen;
Allein, bei Heerden, die kein Hirt darf hegen,
Bei'm Wassersturz, wo Felsen niederhangen:
Das heißt nicht einsam sein, nein, Zwiesprach pflegen
Mit Reizen der Natur, enthüllt sehn ihren Segen."

Byron, Childe Harold.

Das Reisen ist nichts als ein fortwährendes Abschiednehmen! — Ist man mit einem Ort einigermaßen bekannt geworden, hat man seine Bewohner lieb gewonnen, fängt man an, sich heimisch zu fühlen, so muß man wieder fort, oft mit der bittern Gewißheit im Herzen, nie wieder zurückzukehren. Dies vergällt die Lust des Reisens sehr oft und führt häufig tagelange Verstimmung herbei, namentlich wenn man ganz allein zu reisen gezwungen ist. So erging es mir, als ich bei regnerischem Wetter am 24. September von Cordoba schied, in dessen finstern Mauern ich mich trotz der Verödung der Stadt doch recht wohl befunden hatte. Wenige Stunden später befand ich mich wieder in den waldigen Einöden der Sierra Morena und brachte die Nacht in einem elendem Wirthshause, der Venta de Arenales, einige Stunden hinter Villaharta, zu. Meine Absicht war nämlich, die Zinnoberbergwerke von Almadén zu besuchen und sodann den ganzen westlichen Theil der Sierra Morena bis an die Gränzen von Portugal zu bereisen, um auf diese Weise meine frühe-

ren Forschungen zu vervollständigen, deren Gegenstand der centrale und östliche Theil dieses ungeheuern Gebirges gewesen waren. Da ich glaube, daß es meine Leser in hohem Grade ermüden würde, wollte ich ihnen alle meine Kreuz- und Queerzüge durch dieses durch ungemein große Einförmigkeit ausgezeichnete Gebirge ausführlich schildern; so will ich im Folgendem blos eine allgemeine Schilderung der Sierra Morena versuchen, einzelnen besonders interessanten Puncten und Erlebnissen eine größere Aufmerksamkeit widmen und zuletzt einige vergleichende ethnographische Notizen über die Bewohner der Sierra Morena und der an sie gränzenden Provincen hinzufügen. Ich bemerke blos noch, daß ich die Sierra Morena in ihrer ganzen Ausdehnung bereist und im Ganzem 35 Tage, theils in Spanien, theils in Portugal, in ihrem uncivilisirtem Innerem zugebracht habe. Leider konnte ich dieses Waldgebirge nur zu zwei für botanische Forschungen höchst ungünstigen Zeiten besuchen, nämlich im Herbst und im erstem Frühjahr, weshalb meine Bemühungen nur durch einen sehr spärlichen Erfolg belohnt wurden. Die besten Monate zu einer botanischen Untersuchung der Sierra Morena, welche jedenfalls zu sehr interessanten Resultaten führen würde, sind der März, April und Mai. —

Die Sierra Morena ist das längste Gebirge der pyrenäischen Halbinsel, denn sie besitzt eine Ausdehnung von beinahe 80 geographischen Meilen. (Die Pyrenäen sind noch nicht 60 Meilen lang.) Ihre Breite ist verschieden, zwischen 4 und 10 Meilen wechselnd. Die Hauptrichtung des Gebirges geht von Nordost nach Südwest, seine Höhe ist nicht bedeutend. Die Sierra Morena beginnt auf der Gränze zwischen Neu-Castilien und dem Königreich Murcia, wo sie mit dem Waldgebirge der Sierra Segura und mit den Zweigen der Serrania de Cuenca zusammenhängt, läuft fortwährend zwischen Andalusien, der

Mancha und Estremadura hin, große Strecken dieser Provincen gänzlich bedeckend, überschreitet den Guadiana und tritt in Portugal ein, wo sie unter dem Namen des algarbischen Scheidegebirgs die Provincen von Algarbien und Alem-Tejo theilweis überzieht und endlich in den Sandsteinklippen des Cabo de S. Vicente, der südwestlichsten Spitze von Europa, endet. Die Volkssage läßt sie sich noch weit gen Westen unter dem Meere fortsetzen. Da, wo sie von dem Guadiana durchbrochen wird, welcher in seinem obern Verlaufe ihren nördlichen Fuß bespült, während sich ihr Südrand in den Wogen des Guadalquivir badet, spaltet sie sich in drei Aeste. Der bedeutendste von ihnen behält die Hauptrichtung des Gebirges bei und ist die eben geschilderte Fortsetzung, die das algarbische Gebirge ausmacht. Ein zweiter läuft gen Süden bis an die Mündung des Guadiana, dessen östliche Thalwand er bildet, während der dritte und unbedeutendste sich nach Südosten wendet, das Becken von Sevilla im Nordwesten begränzt und die Thäler des Rio Tinto und des Guadalquivir von einander scheidet.

Der größte Theil der Sierra Morena besteht aus Thonschiefer und Grauwacke. Diese Felsarten nehmen die Mitte des breiten Bandes ein, das die Sierra Morena bezeichnet, besitzen durchschnittlich eine Mächtigkeit von drei bis vier Meilen und bilden höchst gleichförmig gestaltete, sanftgerundete, durch flache Thäler getrennte Wellenberge, die keinen vorspringenden Punct zeigen, weshalb es sehr schwer ist, sich hier zurecht zu finden. Dazu kommt, daß dieses ganze Wellengebirge überall von einem dichtem Teppich vier bis sechs Fuß hohen immergrünen Gebüsches *)

*) Das Gebüsch der Thonschieferformation besteht vorzugsweis aus harzreichen aromatischen Cistrosen, namentlich aus Cistus ladaniferus L. und Cistus monspeliensis L., welche ganze Quadratmeilen

überzogen ist, weshalb es im Scheine der Sonne einem vom Sturm aufgeregten und plötzlich erstarrten Meere gleicht. So angenehm diese Wellenberge wegen ihres dunkeln saftigen Grüns auf die Augen wirken, so sehr ermüden sie doch durch die außerordentliche Gleichheit ihrer Formen, ja machen sogar wegen ihrer Leblosigkeit einen düstern Eindruck. Denn nur wenige Ortschaften liegen in seinen Thälern, indem es fast überall an Trinkwasser mangelt. Quellen giebt es fast nirgends und das Brunnenwasser ist äußerst schlecht. Die wenigen Bäche und Flüsse, welche die großen Thäler durchströmen, führen meist ein trübes ungesundes Wasser. Im hohem Sommer schrumpfen sie fast alle zu einzelnen Tümpeln zusammen und wimmeln dann von Blutegeln. Diesen gleichförmigen melancholischen Charakter bewahrt die Thonschiefer- und Grauwackenformation an 50 Meilen weit; erst im westlichstem Theile von Andalusien nimmt sie eine veränderte Gestalt an. Hier erhebt sich das Gebirg höher, bildet schroffere, durch tiefe, walderfüllte und von muntern Bächen durchrauschte Thäler geschiedene Berge von mehr als 3500 Fuß Höhe, zeigt eine größere Mannigfaltigkeit in den Formen und birgt zum Theil sehr schöne, mit allen Reizen der wildesten Romantik geschmückte Partieen in seinem Schooße. An beide Ränder dieses mächtigen Thonschiefer- und Grauwackengebirges lehnen sich verschiedene Formationen an, die stellenweis eigenthümlich gestaltete Berge zusammensetzen. So z. B. im östlichem Theile der Sierra Morena an ihrem Südrande die schon früher erwähnten, höchst seltsam geformten, kahlen, rothen Sandstein-

---

ausschließlich bedecken. Stehen diese Sträucher in voller Blüthe, wie es im März und April der Fall ist, so muß das ganze Gebirge wie beschneit aussehen.

berge von San Estevan del Puerto. An diese schließt sich weiter gen Westen ein Wall von gelbem Sandstein an, welcher langgestreckte, von Norden nach Süden gerichtete Kämme bildet, den südlichen Fuß der Sierra Morena bis nach Anduxar umgürtet und so wie die konischen Berge der mit ihm zusammenhängenden Schleifersteinformation, die sich bis in die Gegend von Cordoba hinzieht, theils mit immergrünem Gebüsch, theils mit Immergrüneichen, im untersten Theile gänzlich von Oelbäumen bewaldet ist. Die schönste Bewaldung besitzen aber die malerischen, aus einem feinem weißem Quadersandstein bestehenden Berge, welche den Namen der Sierra de Cordoba führen und sich bis in die Provinz von Sevilla hineinerstrecken. Diese sind nämlich über und über von einem klafterhohem Buschwerk der prächtigsten immergrünen Sträucher bedeckt, unter denen der Steinlorbeer, die Myrte, der Erdbeerbaum, im September mit hellrothen, an langen Stielen hängenden Früchten und mit weißen Blüthentrauben besät, die Kermeseiche, der wilde Oelbaum, die Terebinthe und Pistacie die Hauptrolle spielen. Dazwischen erheben sich schöne Gehölze schlanker Pinien oder verknorrter Korkeichen und im Grunde der Thäler spinnen Weinreben und andere Schlinggewächse undurchdringliche Netze zwischen den breiten Kronen herrlicher Eschen, Erlen, Ulmen und Silberpappeln, in deren Schatten einzelne Mühlen an von üppigen Oleandergebüschen und grotesken Felsen eingefaßten Bächen ruhen. Die tiefen Waldschluchten des Rio Cuzna, Guadabarbo und Guadiato, welche die Sierra von Cordoba durchspalten, gehören zu den wildromantischsten Gebirgseinsamkeiten, die ich kenne. Am entgegengesetzten Rande des centralen, die ganze nördliche Hälfte der Provinz von Cordoba einnehmenden Theiles der Sierra Morena breitet sich eine gewaltige Granitformation in

Gestalt einer hügligen, wasserarmen, fleckentheis von ausgedehnten Gehölzen der Immergrüneiche bewaldeten Hochebene aus. Diese führt den Namen los Pedroches und wird im Osten, Norden und Westen halbmondförmig von einem hohem, aus mehreren parallelen Ketten zusammengesetzten Gebirge umsäumt, dessen ungemein schön geformten Felsenberge aus einem feinem, sehr quarzreichem Sandstein bestehen, sich bis über 4000 Fuß Höhe erheben und mit ihren viel verzweigten Ausläufern einen nicht unbeträchtlichen Theil der Mancha alta und Estremaduras einnehmen. In dem zwischen der Provinz von Cordoba und dem Guadiana gelegenem Theile der Sierra Morena bricht an mehrern Stellen Gneis durch das Thonschiefergebirge, wodurch die schroffen mannigfaltigen Formen, welche die Sierra Morena hier annimmt, sowie ihr Wasserreichthum erklärlich werden. Dieses Stück besitzt prachtvolle Wälder uralter Kork- und Immergrüneichen, sowie an einzelnen Stellen, namentlich in den Umgebungen des reizend gelegenen Aracena, üppige Castanienhaine. Was endlich den westlichsten Theil der Sierra Morena oder das algarbische Scheidegebirge anlangt, welches namentlich dadurch interessant ist, daß sich in ihm unverkennbare Spuren von Vulcanismus vorfinden, so will ich von diesem später sprechen, wenn ich meine Leser nach Portugal führen werde.

Die bevölkertsten Theile der Sierra Morena sind das von den Wellenbergen der Thonschieferformation und der Sierra de Cordoba umschlossene Plateau von Fuente-Ovejuna, auf dem sich die Quellen des Guadiato befinden, die bereits erwähnte Granithochebene des Nordens, wo die beiden Städte Pozo-Blanco und Hinojosa liegen, und die Umgebungen von Aracena. Sonst kann man Tage lang reisen, ohne auf ein Dorf, ja ohne auf ein einziges Haus zu stoßen. Alle

Ortschaften der Sierra Morena mit Ausnahme weniger Städte, wie Carolina und Aracena, zeichnen sich durch große Uncultur aus, wodurch das Reisen in diesem Gebirge sehr beschwerlich wird. Zwar findet man fast überall Posaden, aber sie verdienen eher den Namen von Viehställen als von Wirthshäusern. Nur in den wenigsten steht dem Reisenden ein Zimmer zur Verfügung und wo es ein solches giebt, ist es gewöhnlich ein finsteres fensterloses Loch voll Ungeziefers, das häufig nicht einmal eine verschließbare Thüre besitzt. In den meisten Fällen aber bestehen die Posaden blos aus einem einzigem Raume, von dem ein Winkel als Küche dient, alles Uebrige zur Lagerstätte der Pferde, Maulthiere und Esel bestimmt ist, weshalb eine Menge von Krippen rings um die unbeworfenen Wände laufen. Die Familie des Hauses besitzt bisweilen noch ein Gemach für sich; die etwaigen Gäste müssen sich zwischen oder neben dem Vieh placiren, wie es eben geht. Gewöhnlich giebt es blos ein Paar Thorwege, selten Fenster. Dies ist auch nicht nöthig, denn das Haus wird hinlänglich durch das Licht erhellt, welches durch das meist zerlöcherte Dach und den umfangreichen, glockenförmig gestalteten Schornstein hereinfällt. Daß in diesen Höhlen von Reinlichkeit keine Rede ist, brauche ich wohl nicht erst zu bemerken. Ich könnte in dieser Beziehung Abentheuer erzählen, welche die kühnsten Vorstellungen übertreffen, wenn dies mir nicht die Wohlanständigkeit verböte! — Ungefähr wie die Posaden sind die meisten Häuser der Gebirgsdörfer beschaffen, wenigstens im östlichem und centralem Theile der Sierra. Fast alle sind blos einstöckig, haben eine erdfahle Farbe und flache Dächer aus graubraunen Ziegeln. Am unfreundlichstem sehen die Ortschaften der Hochebene von los Pedroches aus. Diese sind zwar meist ziemlich umfangreich und zeichnen sich durch

sehr hohe Kirchthürme aus, aber man sieht fast nie einen Baum in ihrer unmittelbaren Umgebung, auch wenig grünes Gemüseland; mit einem Wort, keine Huerta. Außerdem haben die Bewohner dieser Ebene die Gewohnheit, ihre Aecker mit Mauern aus lose über einander gelegten Steinen zu umgeben. Schon in einer Entfernung von einer halben Stunde und mehr verkündigen diese Mauern die Nähe eines bewohnten Ortes, tragen aber durch ihr ruinenartiges Aussehen nicht eben zur Erhöhung der Reize jener ohnehin öden Gegend bei. Einen anmuthigeren Eindruck machen die Dörfer und Flecken der westlichen Sierra, die auch civilisirter zu sein scheinen. Diese sind besser gebaut und besitzen immer eine baumreiche Vega, in deren grünem Schooße sich die weißen, von hellrothen Ziegeldächern überspannten Häuser recht lustig ausnehmen.

Die Sierra Morena ist von Alters her wegen ihrer Unsicherheit berüchtigt gewesen. Wer sie nur einmal passirt hat, wird sich darüber nicht wundern. Selbst der besten Gendarmerie dürfte es unmöglich sein, alle Winkel dieses ungeheuer langen und breiten, von zahllosen sich labyrinthartig durchkreuzenden Thälern und Schluchten durchfurchten, von Felsen und Höhlen erfüllten Waldgebirges zu überwachen. Wohl kann man wirklicher organisirter Räuberbanden Herr werden; den „Rateros" aber wird man auf keine Weise steuern können. Könnten die Berge sprechen, so würde manche Scheußlichkeit an den Tag kommen, die in den Wildnissen der Sierra Morena verübt worden und ungestraft geblieben ist. Zahllose hölzerne Kreuze, sogenannte Milagros, erinnern auf allen Saumpfaden, die durch das Gebirge laufen, an verübte Raubmorde. Deshalb ist es hier nöthig, stets wohl bewaffnet zu reisen. In diesem Falle hat man wenig von den Rateros zu fürchten, denn dieses Lumpengesindel besitzt gerin-

gen persönlichen Muth und läuft häufig beim Anblicke einer vielleicht nicht geladenen Pistole auf und davon. Eine Bewaffnung ist auch schon deshalb anzurathen, weil in den sumpfigen Waldschluchten der Sierra Morena eine Menge wilder Schweine hausen oder hausen sollen; denn ich selbst bin keinem einzigem begegnet. —

Ich will jetzt meine Leser an einige besonders interessante Puncte geleiten. Die, was Romantik betrifft, bedeutendste und sehenswertheste Partie des ganzen Gebirges ist unstreitig die prachtvolle Schlucht des Rio Magaña, welche den berüchtigten Felsenpaß von Despeñaperros bildet, von dem ich schon im erstem Bande gesprochen habe, weshalb ich mich hier nicht wiederholen will. Ein anderer von der Natur vorzugsweis begünstigter Punct ist der wegen seiner Schwefelquellen in ganz Andalusien berühmte Badeort Fuencaliente, welcher bereits zur Mancha gehört. Ich besuchte dieses Bad auf meiner zweiten Reise durch die Sierra Morena, die ich von Montoro aus unternahm. Ueber oliven- und eichenbewaldete Hügel, deren Kuppen prächtige Aussichten in das Thal des Guadalquivir und auf die Ebenen der Campiña von Cordoba darbieten, gelangte ich gegen Sonnenuntergang nach dem Flecken Adamuz, dessen Posada so von Badereisenden und Arrieros überfüllt war, daß ich kaum noch einen Winkel in der Hausflur finden konnte, um mir ein Lager aus den Sattelbecken meines Pferdes zu bereiten. Adamuz liegt bereits tief im Gebirge und mag früher, als die Chaussee durch den Paß von Despeñaperros noch nicht gebaut war, ein sehr belebter Ort gewesen sein. Damals gab es keine andere Straße aus Andalusien nach Madrid als den breiten Saumpfad, welcher von Cordoba durch die Sierra nach Ciudad-Real führte, und Adamuz war eine von den we-

nigen Ortschaften, die sich an dieser Straße befanden. Sie steht jetzt ganz verlassen, heißt aber noch immer der „Camino de la Plata" (der Silberweg), weil in alter Zeit alle Schätze, welche die Silberflotten nach Spanien brachten, auf diesem Wege von Sevilla nach Madrid geschafft wurden. Wegen der äußerst geringen Anzahl von Dörfern entstanden nach und nach eine Menge von Ventas, die noch existiren, aber jetzt größtentheils völlig unbewohnt stehen oder räuberischem Gesindel zum Aufenthalte dienen. Aus diesem Grunde zog ich es vor, in Gesellschaft einiger Badereisenden auf einem kleinem Umwege über Villanueva de Cordoba nach Fuencaliente zu gehen, welches wir nach anderthalbtägiger Wanderung am Nachmittage des 6. September glücklich erreichten. Dieser Ort überrascht außerordentlich wegen seiner eigenthümlichen, höchst pittoresken Lage. Er ist nämlich in ein tiefes Thal versteckt, das von dem Rio de las Yeguas, einem Zuflusse des Guadalquivir, durchströmt und von zwei parallelen Ketten des oben erwähnten Sandsteingebirges eingeschlossen wird, welches die Pedroches von der Mancha alta scheidet. Ohne eine Ahnung von dem Thale des genannten Flusses zu haben, steigt man am Südabhange der ersten Bergkette allmälig empor, bis man auf einem Kamme angelangt in einen tiefen Hohlweg eintritt. An seinem entgegengesetzten Ausgange befindet man sich plötzlich im Angesicht der in schroffen, phantastisch zerklüfteten Felskuppen sich erhebenden zweiten Kette und zu Häupten Fuencalientes, dessen ärmliche Hütten amphitheatralisch am Abhange der ersten Kette im Schatten fast überhängender senkrechter Felswände ruhen. Die Sohle des Thales ist von Maisfeldern, Gemüsegärten und Obstplantagen erfüllt, durch welches sich der unbedeutende Fluß wie ein schmales Silberband hindurchschlängelt.

Man würde in diesem idyllisch-schönem Gebirgsthale kaum inmitten der unwirthbaren Waldberge der Sierra Morena oder gar innerhalb der verrufenen Mancha zu sein glauben, erinnerte nicht das Dorf selbst daran. Dieses ist, obwohl ein stark besuchter Badeort, ein elendes, von Koth starrendes Nest, das auch aller und jeder Bequemlichkeit für Badegäste völlig entbehrt, geschweige denn die geringste Anstalt zur Belustigung und Zerstreuung derselben besitzt. Kaum giebt es an dem Platze einige anständige Häuser. In der daselbst befindlichen einzigen Posada ward mir anstatt eines Gemachs eine Art von Schuppen oder Vorrathskammer angewiesen, die blos durch eine zerlöcherte Bretterthür ohne Schloß von der Gasse geschieden war. Es giebt drei Mineralquellen, von denen die eine kalt, die andere lau, die dritte bedeutend heiß ist. Sie sind sämmtlich in schlechte Bassins gefaßt, welche sich in drei finstern Gewölben in den Souterrains der Kirche befinden, haben sich aber bei vielen Krankheiten, namentlich bei chronischen Hautausschlägen und Unterleibsübeln als sehr heilkräftig bewiesen. Was könnte dieser reizend gelegene Ort sein, wenn man nur irgend etwas für seine Verschönerung thun und seinen Besuch durch Anlegung von Fahrstraßen nach Castilien und Andalusien bequemer machen wollte! —

Das Dorf war von Badegästen überfüllt und wimmelte außerdem von einer Menge Bewohner der Umgegend, die theils eine Feria, welche die folgenden Tage zur Verherrlichung des den 8. September fallenden Festes der Geburt Mariä, Patronin von Fuencaliente, gehalten werden sollte, theils die Neugierde, einige eben deshalb stattfindende Stiergefechte zu sehen, herbeigelockt hatte. Das erste Stiergefecht sollte wenige Stunden nach meiner Ankunft beginnen. In Ermangelung eines wirklichen Circus mußte der Platz des Dorfes als solcher dienen. Man hatte deshalb die Eingänge der Häuser verbarricadirt und Ge-

rüste für die Zuschauer an den Ecken des Platzes errichtet. Um 5 Uhr begann die sogenannte Corrida, die wenig mehr als eine Hetzerei war. Man jagte nämlich die Stiere blos auf dem Platze herum und spielte mit ihnen, indem keine gelernten Toreros zugegen waren und die Bewohner des Ortes selbst, wer sich dazu hergeben wollte, die Rolle der Kämpfer übernahmen. Es gab ein unbändiges Lärmen; Alles schwamm in Freude und Jubel und nichts war an diesem Tage von jener düstern Melancholie zu bemerken, welche sonst die Manchegos charakterisirt. Auf den hölzernen Gallerieen der den Platz umgebenden Häuser hatten sich die Honoratioren des Ortes und die Badegäste postirt, meist Andalusier, die sich in ihrer bunten Tracht wie Papageien zwischen den dunkelfarbigen Bewohnern der Mancha ausnahmen, welche sämmtlich einfache Jacken, kurze Beinkleider und Gamaschen aus grobem braunem Tuche, eine dunkelblaue Schärpe und einen niedrigen schwarzen Filzhut oder eine schwarztuchene Montera trugen. Nachdem man sieben ziemlich zahme Stiere, einen nach dem andern, eine Zeit lang herumgejagt hatte, ertönte ein Trompetenstoß, worauf sich Alles unter dem Geschrei: „el toro de muerte!“ (der Todesstier) hinter die Barrieren flüchtete. Das Thor des Hofes, der als Zwinger benutzt wurde, öffnete sich zum letztem Male und es schoß der Held des Tages, ein prächtiger schwarzer Stier, wild, wie ich kaum je einen gesehen habe, auf den Platz. Dies war „der Stier der Jungfrau“, so genannt, weil sein Ankauf aus dem Kirchenvermögen bestritten wird, wie es in Fuencaliente und überall in Südspanien, wo am Tage des Schutzheiligen Stiergefechte gegeben werden, üblich ist, und dieser sollte sterben. Niemand wollte es aber wagen, der wüthenden Bestie, die mehrmals Miene machte, die Schranken zu durchbrechen, entgegenzutreten. Auch gab es weder eine Pike noch ein Schwert, um den Stier damit zu tödten. Man

zog es daher vor, von den Barricaden und den Dächern aus das unglückliche Thier auf die scheußlichste Weise todt zu schlagen. Es begann eine Scene, bei der das göthesche Wort: „Die Bestialität wird sich gar herrlich offenbaren," in voller Wahrheit hervortrat. Unter rohem Gelächter und wildem Gebrüll schleuderten die entmenschten Söhne der Mancha Steine, Holzstücke, Messer, Aexte, Brecheisen, Hämmer, mit eisernen Nägeln bespitzte Stangen, kurz, alle nur möglichen Mordinstrumente nach dem Stiere, bis dieser aus hundert Wunden blutend mit halb zerschmetterten Gliedmaßen zu Boden sank. Nun warfen ihm einige Kerls einen Strick um die Hörner, um ihn festzuhalten, worauf ein anderer ihm den Gnadenstoß mit einem Dolch ins Genick versetzte. Kaum war dies geschehen, als der ganze Troß der Dorfbewohner, Männer, Weiber und Kinder, unter tigergleichem Gebrülle sich auf das gefallene Thier stürzte und dasselbe unter viehischem Jauchzen durch alle Gassen schleifte, worauf ein Metzger den Cadaver zerlegte und das bluttriefende Fleisch verkaufte! —

Interessanter als diese abscheuliche Mordscene war ein „Encierro" (Einfangen wilder Stiere), das am folgendem Morgen veranstaltet wurde. Gegen zwanzig Bauern, mit langen Flinten und dem „Lazo" bewaffnet, jener auch in America gebräuchlichen Fangschlinge, die aus einem langen ledernen Riemen besteht, welcher an dem einem Ende eine zuziehbare Schlinge und eine Bleikugel besitzt, zogen auf starken flüchtigen Pferden aus, um die für das Nachmittagsgefecht bestimmten Stiere einzufangen. In Gesellschaft mehrerer als Badegäste anwesender Andalusier ritt ich ebenfalls mit. Die Stiere befanden sich in einer weiten, von Felsen umringten und außerdem eingehegten Niederung eine halbe Stunde von Fuencaliente. Wir Zuschauer nahmen in der Nähe des Einganges Platz, woselbst man eine

Heerde zahmer Ochsen postirt hatte. Die Fänger ritten nun in geschlossener Reihe dem Gebüsch entgegen, welches die wilden Stiere beherbergte. Von den Treibern aufgescheucht, zeigten sich bald mehrere und stürzten, sobald sie die Pferde ansichtig wurden, mit hocherhobenem Schweife und gesenktem Kopfe auf dieselben zu. Die Reiter erwarteten sie ruhig, prallten geschickt wie wohl einexercirte Cavalleristen aus einander und ließen die Stiere hindurch. In demselben Augenblicke aber wandten sie um, gaben ihren Pferden die Sporen und warfen, im gestrecktem Galopp bei den Stieren vorübereilend, diesen den Lazo über die Hörner. Hierzu gehört eine außerordentliche Gewandheit, die ich den ziemlich unbeholfen aussehenden Manchegos nicht zugetraut hätte. Sobald nämlich der Stier die bleierne Kugel des Lazo fühlt, prallt er zurück und giebt einen furchtbaren Stoß mit dem Kopfe. Berechnet nun der Reiter nicht genau die Länge des Lazo, den er um den Leib geknüpft hat, und hält in dem Moment, wo sich die Schlingt zuzieht, sein galoppirendes Pferd nicht rasch an, so wird er durch den zurückprallenden Stier aus dem Sattel gerissen und kann dann sehr übel wegkommen. Ein Lazo zieht gewöhnlich noch nicht, die Bleikugel müßte denn den Stier mit solchem Nachdruck an den Kopf getroffen haben, daß er dadurch betäubt worden wäre; sind ihm aber erst mehrere Lazos übergeworfen, so muß er wohl oder übel den Reitern folgen, die ihn nun bis an den Eingang des Geheges schleppen, wo ihn die zahmen und ordentlich abgerichteten Ochsen in ihre Mitte nehmen. Man macht hierauf die Lazos los, denn der Stier läuft nun ganz sicher, wohin man ihn haben will, mit den zahmen Ochsen, die er für seines Gleichen hält. Diese lassen ihn nirgends aus ihrer Mitte und verweisen ihn, will er sich eine Extravaganz erlauben, mit einigen freundschaftlichen Rippenstößen zur Ruhe. Man glaubt gar nicht, was alles für Talente

ein spanischer Ochse besitzt! — Nach Beendigung des Encierro gab es eine höchst komische Scene auf dem Platze des Dorfes. Da nämlich das Thor des improvisirten Zwingers zu schmal war, als daß man die ganze Ochsenheerde, in deren Mitte die wilden Stiere gingen, hätte hineintreiben können, wie man es bei der Ankunft der Stiere in einer wirklichen Plaza de Toros zu machen pflegt, so stürzten sich eine Menge starker und beherzter Kerls mitten unter die Ochsen, ergriffen die wilden Stiere bei den Hörnern, Beinen und Schweifen und zerrten und schoben so lange an den Beestern herum, bis sie dieselben, eins nach dem andern, glücklich in den Zwinger hineinbuxirt hatten. Gar nicht selten geschah es, daß die ganze Gesellschaft, die sich an einen Stier gehängt hatte, bei einem kräftigem Kopfnicken desselben auf den Boden flog, zum großem Ergötzen der versammelten Zuschauer. — Noch denselben Tag verließ ich Fuencaliente und reiste in mehreren Tagemärschen über Pozo-Blanco nach Cordoba. —

Die Sierra Morena besitzt einen außerordentlichen Metallreichthum. Silber mit Blei, Kupfer und Eisen finden sich in ziemlicher Menge bei Linares in der Provinz von Jaen, bei Guadalcanal, Almadén de la Plata und el Ronquillo in der Provinz von Sevilla; Schwefelkies mit Spuren von Gold bei Paimogo in der Provinz von Huelva unweit der portugiesischen Gränze; Antimon bei Sta. Cruz de Mudela in der Mancha und in neuester Zeit hat man auch reichhaltige Steinkohlengänge in der Provinz von Cordoba zwischen Fuente-Ovejuna und Villaharta entdeckt. Die bedeutendsten von allen Bergwerken sind aber die Kupferminen des Rio Tinto in der Provinz von Huelva und die weltberühmten Zinnobergruben von Almadén del Azogue*) in der Mancha alta. Beide sind Eigenthum

*) Almadén ist ein arabisches Wort und bedeutet Bergwerk, Azogue

der Krone, während alle übrigen Bergwerke sich in Besitz von Actiengesellschaften befinden. Die Minen von Rio Tinto, welche große Massen des vortrefflichsten Cementkupfers liefern (ihr Hauptschatz ist ein Bach von schwarzer Farbe, der aus einer Felskluft hervorströmt und dessen Wasser eine gesättigte Kupfersolution ist), habe ich nicht besuchen können, wohl aber die Zinnoberbergwerke von Almadén. Dieser Ort ist am nördlichem Saume der Sierra Morena zwischen den parallelen Ketten des schon mehrfach erwähnten Gränzgebirges gelegen, das sich von Fuencaliente aus halbmondförmig um die Granitebene von Pozo-Blanco und Hinojosa herumzieht und in der Mitte durch das Thal des Rio Guadalméz, eines Zuflusses das Guadiana, durchbrochen wird. Unweit der Gränze der Mancha alta, einer Provinz voll der romantischsten Berglandschaften, liegt am Abhange eines felsigen burggekrönten Waldkammes der große Flecken Santa Eufemia, woselbst ich die letzte Nacht vor Almaden zubrachte. Dieser Ort, der ehemals eine befestigte Stadt gewesen zu sein scheint, besitzt blos eine einzige Posada, obgleich er eine von den wenigen Ortschaften ist, welche sich an dem von Cordoba nach Almaden führenden Saumpfade befinden, und diese ist noch dazu die schlechteste, welche nicht blos in der Sierra Morena, sondern wo möglich in ganz Spanien existirt. Um meinen Lesern einen Begriff von den Genüssen zu geben, die man in den Wirthshäusern der Sierra Morena zu gewärtigen hat, erlaube ich mir eine ausführliche Schilderung jener Nacht. Die Sterne strahlten schon am Himmel, als ich Santa Eufemia erreichte. Ich war ermüdet von einem langem Marsch und bedeutend hungrig, denn ich hatte seit 9 Uhr nichts

---

Quecksilber. Letzteres Wort ist gänzlich in die spanische Sprache übergegangen.

mehr gegessen. Beim Eintritt in die Posada schwand mir aber die Hoffnung, sowohl ein Abendessen als ein bequemes Nachtlager zu erhalten. Ein dicker, stinkender, fettiger Qualm schlug mir entgegen und biß mich so in die Augen, daß ich Anfangs gar nicht sehen konnte, wo ich mich eigentlich befand. Allmälig gewöhnte ich mich hieran und bemerkte nun, daß das Innere der Posada aus einem einzigem Gemach bestand, auf dessen Wänden unmittelbar das ziemlich zerlöcherte Ziegeldach ruhte. Die ganze eben nicht sehr große Halle war größtentheils mit unebenen Steinen gepflastert; blos eine Ecke, wo der Schornstein herabhing, war mit Ziegeln belegt. Rings um die Wände lief eine Krippe, an welcher bereits viele Lastthiere aller Art angekettet standen. Einen Tisch oder Stuhl konnte ich in dem ganzem Hause, dessen Pflaster von sehr verschiedenartigem Schmutz schlüpfrig war, nicht bemerken. Wer etwa kam, benutzte sein eigenes Gepäck als Sitz, so gut es gehen wollte. Trotz dem, daß mir bei diesem Anblick der Appetit etwas verging, fragte ich die Wirthin, eine entsetzlich dicke, von Schmutz triefende Frau, was es zu essen gäbe. Ich bekam die schon gewohnte Antwort: „Alles, was der gnädige Herr befehlen," bei welcher man stets annehmen kann, daß so viel wie gar nichts vorhanden ist. Dieses „Alles" reducirte sich denn auch wirklich auf ein halbes Dutzend Eier und etwas schlechtes Brod. Hungrig, wie ich war, bestellte ich rasch „huevos estrellados" (Spiegeleier), allein die alte Vettel schien gar keine Anstalt zu deren Zubereitung treffen zu wollen. Bei meiner Ankunft saßen drei zerlumpte Arrieros aus Estremadura in der Mitte des Gemachs auf ihren Kohlensäcken, beschäftigt, ihr Abendbrod zu verzehren. Dieses bestand aus in ranzigem Oel geschmortem Reis mit hineingebrocktem Brod, Zwiebeln, Liebesäpfeln und was weiß ich Alles für Ingredienzien, den sie in Ermangelung von Gabeln höchst ungenirt mit ihren

schmutzigen Fingern aus einem rauchgeschwärztem Casserole herauslangten, welches auf ihren Knieen ruhte. Als diese Kerle ihre ekelhaft stinkende Mahlzeit verzehrt hatten, nahm meine liebenswürdige Wirthin das Casserol, ergriff den Zipfel ihrer von tausend Brühen strotzenden Schürze, wischte das Gefäß damit etwas aus und schickte sich schon an, die bestellten Eier hineinzuschlagen, als ich es fluchend noch zur rechten Zeit verhinderte, ihr bemerkend, daß sie eine Erzsau sei. „Qué lo hace, Señor? El sárten está bastante limpio, pues el acéyte freyendo quita todo lo asqueroso de los huevos,“ (Was thut das, mein Herr? Das Casserol ist rein genug, denn das Oel, wenn es siedet, befreit die Eier von jedem Schmutz) entgegnete mir diese keck und bequemte sich nur widerstrebend und brummend dazu, das Gefäß erst auszuwaschen. Während sie endlich die Eier zubereitete, bemerkte ich noch zum Ueberfluß, daß ihre Hände auf höchst zweideutige Weise röthlich gefleckt waren, was mir den Genuß des Abendbrods noch um ein Bedeutendes erhöhte. Endlich war dies Alles überstanden und ich streckte mich auf ein hartes Lager, das mir Vicente nahe am Heerde aus dem Sattel meines Pferdes bereitet hatte. Gegenüber lagerte sich die Familie des Hauses höchst ungenirt zwischen Esel, Pferde und Arrieros. Das Feuer erlosch endlich und blos eine kleine Oellampe erhellte dürftig das räucherige Gemach. Trotz der zahllosen Schaaren allerhand beißender Thierchen, deren verschiedene Geschlechter zu bestimmen die Düsterheit nicht gestattete, war ich endlich etwas eingeschlummert. Plötzlich wachte ich wieder auf, indem es mir vorkam, als würde ich begossen. Anfangs glaubte ich, es regne, allein die Flüssigkeit besaß eine höhere Temperatur, als dem Regenwasser gewöhnlich eigen zu sein pflegt. Ich schlug nun die Augen auf und erblickte mich zu meinem Erstaunen unter einem Maulthier, das sich losgerissen und just meine Lagerstätte aus-

gesucht hatte, um es sich bequem zu machen. Dieses Beest wurde nun zwar sogleich durch einige kräftige Fußtritte wieder entfernt, indessen die Schlaflust war für diese Nacht vorüber. Einigen Arrieros mochte es ebenso gehen wie mir. Sie schürten daher das Feuer wieder an, kauerten sich daneben und vergnügten sich unter Cigarrenrauchen damit, die schnellfüßigen Insassen ihrer Kleider zu fangen und in die Flammen zu werfen. Je lauter es knallte, desto mehr Freude schien es ihnen zu machen. Als diese ihr seltsames Jagdvergnügen beendet hatten, erhob sich die Magd, die an Schmutz mit der Wirthin wetteiferte, um eine ähnliche Operation im Scheine des Feuers vorzunehmen; — hier aber will ich den Schleier der Nacht über das Schauspiel fallen lassen, das sich unwillkürlich meinen Blicken darbot, denn dieses überschritt beinahe die Gränzen südlicher Natürlichkeit! — Außer dieser höchst vorzüglichen Posada besitzt Santa Eufemia — oder, wie die Bergingenieure von Almadén sehr bezeichnend sagten, Santa Infamia — durchaus keine Merkwürdigkeit irgend einer Art. Bald hinter diesem amüsantem Neste tritt man in das von Eichenwäldern erfüllte Thal des Guadalméz ein, aus welchem man in eine Felsschlucht gelangt, durch die der Valdeazogues, ein unbedeutender Bach, herabrinnt und die von Sevilla kommende Heerstraße nach Almadén aufwärts führt. Lange Züge von Maulthieren, jedes mit zwei cylindrischen, eisernen, von Quecksilber erfüllten Büchsen von zwei Fuß Länge und drei bis vier Zoll Durchmesser belastet, verkündeten die Nähe jenes berühmten Ortes, dessen Thürme wir auch bald auf einem steilem kahlem Bergkamm vor uns erblickten. Hier fand ich glücklicher Weise eine leidliche Posada, deren Wirth, ein Franzose, mir ein hübsches Zimmer anwies, von dessen Fenster aus ich einen großen Theil der unter mir ruhenden Stadt, die Bergwerke und einige Zweige der malerischen Gebirge der Mancha alta überschauen konnte.

Almadén zeichnet sich durch seine freundlichen, gutgebauten Häuser und seine reinlichen regelmäßigen Gassen vortheilhaft vor den sonst so elenden Ortschaften der Mancha aus. Mitten in der sehr belebten Stadt, die jetzt gegen 10,000 Einwohner zählt, erblickt man die Reste einer alten Burg, von der noch ein Thurm übrig ist. Dieser diente im Jahre 1836, wo Almaden von den Banden des Carlistenchefs Gomez überfallen ward, der Nationalgarde als Veste, die sich von hier aus lange auf das Hartnäckigste vertheidigte. Die Umgebungen von Almaden sind wie alle metallreichen Gegenden dürr, aber wegen der schönen Gebirgsansichten, die sich nach allen Seiten hin eröffnen, anmuthig und unterhaltend. Der schönste Punct ist unstreitig die auf einem Felsenberge im Westen der Stadt gelegene Eremitage von Nuestra Señora del Castillo, welche einen prächtigen Ueberblick der romantischen Bergketten der hohen Mancha und des benachbarten Estremadura gewährt.

Die Zinnobergruben von Almadén waren schon den Römern bekannt und bilden gegenwärtig den Hauptschatz der spanischen Krone. Im Jahre 1835 mußte sie die Regierung in ihrer Noth an Rothschild verpachten, welcher sie bis 1837 ausbeutete, wo die Cortes den Pachtcontract zurücknahmen. Seitdem sind sie in den Händen mehrerer reicher, meist ausländischer Handelshäuser gewesen. Erst jetzt (am 11. Juni 1847) hat man sie wieder an Spanier verpachtet. Anno 1836 wurden sie von den Carlisten theilsweis zerstört und ersäuft, doch gewahrt man nichts mehr von dieser Verwüstung. Im Gegentheil überraschte mich die Ordnung und Sauberkeit, die in ihnen aller Orten herrscht, ihre zweckmäßige wissenschaftliche Anlage, die genaue und planmäßige Ausbeutung und dies um so mehr, je planloser und nachlässiger die übrigen spanischen Bergwerke, die ich bisher gesehen hatte, betrieben werden. Begünstigt durch specielle Empfehlungen an

den damaligen Gouverneur von Almaden, General Don Francisco de la Valet, ward mir eine ungemein zuvorkommende Aufnahme von Seiten der gesammten Bergbeamten, was mich bewog, drei Tage in Almaden zu verweilen, um alle Sehenswürdigkeiten gemächlich in Augenschein nehmen zu können. — Gleich den ersten Tag nach meiner Ankunft begleitete ich den Director sämmtlicher Minen von Almaden und Almadenejos, welcher in Almaden residirt, auf seiner Generalvisite, die er von Amtswegen jeden Sonnabend machen muß, in die Bergwerke und durchkroch an seiner Seite alle Winkel derselben. Ein langer, tunnelartiger, ganz aus Quadersteinen erbauter Stollen, der „Socabón del Castillo“ (Burgstollen), geräumig genug, daß ein mit zwei Pferden bespannter Karren hineinfahren kann, auf beiden Seiten mit granitnen Trottoirs versehen, führt aus dem flachem Thale am südlichem Fuße des Kammes, auf dem Almaden liegt, in das Bergwerk, durch welches die ganze Stadt unterminirt ist. Dieser Tunnel spaltet sich an seinem Ende in mehrere in den Thonschiefer, welcher das Muttergestein des Erzganges bildet, gehauene Stollen, von denen der eine in die Bóveda de Santa Clara mündet, eine runde, kuppelförmige, aus Quadersteinen errichtete Halle von 42 Fuß Breite und 51 Fuß Höhe, wo ehedem ein Pferdegöpel zur Herausschaffung der Erze stand. Gegenwärtig geschieht dies durch den „Pozo maestro“, den Hauptschacht, welcher mit allen Stockwerken communicirt und in senkrechter Richtung bis auf die Sohle des Bergwerkes hinabgeht. Aus einem der anderen Gänge, in die sich den Burgstollen spaltet, steigt man auf einer bequemen Felsentreppe in das erste Stockwerk hinab. In die übrigen Stockwerke führen Leiterfahrten wie in unsern Gruben, jede aus vier Leitern zusammengesetzt. Die Minen von Almaden bestehen im Ganzem aus neun Stockwerken — Pisos — und erreichen eine Tiefe von

1140 Fuß. Die Schächte sind weit, die Fahrten kurz und bequem, die Stollen sämmtlich so hoch, daß man in ihnen aufrecht gehen kann. Nur wenige sind ausgezimmert, die meisten entweder gemauert oder blos in das Gestein gehauen. Aus dem Pozo maestro, durch welchen die Erze und die Verunglückten vermittelst eines Pferdegöpels in großen Espartokörben zu Tage gefördert und alle Instrumente und Utensilien hinabgeschafft werden, gehen verschiedene Lüftungsstollen aus, die mit allen Stockwerken in Verbindung stehen. Die obern Stockwerke sind fast ganz trocken, die untern dagegen sehr schmutzig; doch ist das Wasser von keiner Bedeutung. Es wird durch Handpumpen von Stockwerk zu Stockwerk in ein großes unterirdisches Reservoir geleitet, welches man allwöchentlich einmal durch eine Dampfmaschine von 54 Pferdekraft leeren läßt. Der Zinnobergang, auf den die Gruben von Almaden bauen, besitzt eine fabelhafte Mächtigkeit. Er streicht von Ost nach West und ist im obern Theile des Bergwerkes unter 60—70° geneigt; in den untern Stockwerken nimmt er eine beinahe ganz senkrechte Richtung an. Im erstem Stockwerke beträgt seine Mächtigkeit 6 Varas Castellanas = 18 Fuß, im unterstem dagegen 20 Varas = 60 Fuß, denn der Erzgang wird, je tiefer hinab, desto breiter und dicker! Dieser Umstand, verbunden mit der geringen Menge von Wasser, die eine noch einmal so tiefe Abteufung der Werke gestattet, verbürgt den Gruben von Almaden noch eine sichere Existenz von einigen Jahrtausenden. Gegenwärtig gräbt man nicht mehr tiefer, sondern begnügt sich, den Erzgang in den bereits angelegten Stockwerken auszubeuten, in welchen, wie mir der Director versicherte, für 300 Jahre hinlänglich Erz vorhanden ist! Prachtvoll ist der Anblick dieses kolossalen Erzganges an den „Planes" oder Arbeitsstellen wegen der dunkelrothen schillernden Farbe des Zinnobers, der bald erdig, bald in com-

pacten krystallinischen Massen, bald, wiewohl seltener, schön krystallisirt auftritt. Dazwischen bemerkt man wunderbar schöne Krystalldrusen von Kalkspath und an vielen Stellen kleine, mit gediegenem Quecksilber gefüllte Höhlen und Risse. Mehrmals habe ich es mit angesehen, daß, wenn ein Häuer einen Erzblock mit dem Brecheisen losbrach, Quecksilbertropfen von der Größe eines Taubeneies aus dem Risse hervorrollten und auf den Boden hüpfend in Tausende kleiner Kügelchen zerschellten. Dieses Herausfallen kann man nicht verhindern, schadet aber nichts, weil das Quecksilber nicht verloren geht. Man sammelt nämlich den ganzen Schmutz, welcher die Stollen überzieht, sorgfältig, formt daraus backsteinartige Klumpen — Bolas — und unterwirft diese dem Destillationsproceß, so gut wie das Erz selbst. Diese Bolas geben noch acht Procent Quecksilber. Die jährliche Gesammtausbeute der Bergwerke von Almaden beträgt durchschnittlich eine Million Centner Zinnobererz und diese liefern 80,000 Centner reines Quecksilber! Das Pfund Quecksilber blos zu 15 Realen und den Centner zu 100 Pfund gerechnet, beträgt die jährliche Gesammteinnahme der Gruben 120 Millionen Realen oder 8 Millionen Thaler Courant. Wenn nun auch die Unterhaltung der Berg- und Destillationswerke, die Besoldung der Berg- und Hüttenleute, deren Zahl sich auf 4000 beläuft, die Kosten des Hospitals u. s. w. ein bedeutendes Quantum von jener Summe abziehen, so ist bei dieser ungeheuern Ausbeute doch leicht einzusehen, daß die Pächter trotz des enormen Pachtpreises (60 Millionen Realen) nicht zu kurz kommen. Beiläufig will ich bemerken, daß alle Beamte vom Staat ernannt und besoldet werden und unmittelbar unter dem königlichem Bergamt zu Madrid (Direccion general de minas del reyno) stehen. Dadurch wird verhindert, daß die Pächter nicht nach Belieben in den Bergwerken schalten können. — In früherer Zeit ver-

wendete man zu schwerer lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilte Verbrecher als Arbeiter in diesen Gruben und Almadén galt für ein Presidio erster Classe. Die Sträflinge wurden bei Tagesanbruch aus dem Gefängnißhause, welches noch existirt, durch einen unterirdischen Gang in das Bergwerk abgeführt, wo sie den ganzen Tag arbeiten mußten, und kehrten erst am Abend in ihre Gefängnisse zurück, so daß sie das Licht des Tages eigentlich niemals erblickten. Nach wenigen Jahren erkrankten und starben diese Unglücklichen gewöhnlich in Folge der eingeathmeten giftigen Quecksilberdämpfe. Dies grausame Verfahren trieb die Presidiarios endlich zu einem Schritte der Verzweiflung. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts steckten sie die damals mit Holz ausgezimmerten Bergwerke in Brand und machten sie dadurch viele Jahre lang unzugänglich. Seitdem hat Almaden aufgehört, Presidio zu sein, und man bedient sich jetzt blos freier und besoldeter Bergleute, die nicht länger als sechs Stunden arbeiten dürfen. Dennoch sterben die meisten in einem Alter von 30 bis 40 Jahren und diejenigen, welche älter werden, befällt ein krampfhaftes Zittern, so daß sie kein Glied ruhig halten können.

In Begleitung dreier sehr unterrichteter Ingenieure und eines jungen Officiers von hohem Adel, der ehemals ein Adjutant Esparteros gewesen war und jetzt als Verbannter in Almaden lebte, besuchte ich die Hüttenwerke, den Pferdegöpel des Pozo maestro, die Dampfmaschine, die Niederlagen, Schmieden, Werkstätten, Steinbrüche, kurz Alles, was zum Bergwerke gehört. Die Hüttenwerke liegen am südwestlichem Fuße des Stadtberges und bestehen aus 10 kolossalen Schmelzöfen, von denen zwei erst kurz zuvor nach dem Plane der Oefen von Idria mit Berücksichtigung der neuesten Verbesserungen erbaut worden waren. Der Destillationsproceß kann blos während des Winters

vorgenommen werden, denn im Sommer ist es unmöglich, der Luft in den Destillationskammern eine so niedrige Temperatur zu geben, wie zur vollständigen Verdichtung und Präcipitation des sublimirten Quecksilbers nöthig ist. Alle diese Oefen werden blos mit Reißig geheizt, namentlich mit den harzigen Zweigen des Cistus ladaniferus, welcher die umliegenden Gebirge größtentheils überzieht und eine ebenso große Hitze giebt wie Steinkohlen. Im Hofe der Hüttenwerke lagen ungeheuere Haufen großer Zinnoberblöcke aufgeschichtet. Mehrere Arbeiter waren eben beschäftigt, einen solchen Haufen zu translociren, und so konnte ich bemerken, wie unter demselben große Pfützen des schönsten Quecksilbers standen, die sich durch die aus den Poren des Erzes herabrieselnden Quecksilbertröpfchen gebildet hatten. Sehenswerth sind auch die Sandsteinbrüche, die sich nördlich von dem Hüttenwerk befinden und einen bedeutenden Umfang besitzen. Von ihnen aus will man einen Tunnel in das Bergwerk treiben, der den doppelten Zweck erfüllen soll, das Wasser aus den Gruben abzuleiten und die zum Ausbau nöthigen Quadersteine hineinzuschaffen, weshalb man diesen Stollen schiffbar zu machen gedenkt. Desgleichen ist eine Eisenbahn zwischen dem Burgstollen und den Hüttenwerken projectirt. — Außer dem Berg- und Hüttenwerke und einem großem Hospital für alte und kranke Bergleute befindet sich in Almaden auch eine königliche Akademie zur Heranbildung von „Capataces", subalternen Bergbeamten, die unsern Steigern und Schichtmeistern entsprechen. Diese Schule, an welcher die Bergingenieure den Unterricht besorgen, besitzt außer einer ziemlich ansehnlichen Sammlung von Plänen, Zeichnungen und Modellen ein hübsches, nach dem System von Mohs geordnetes Mineraliencabinet, welches aus Freiberg stammt, und namentlich eine sehr vollständige und interessante geognostische Sammlung über die Formationen der gesammten Sierra

Morena. — Die Beschränktheit meiner Zeit gestattete mir nicht, auch die Minen von Almadenejos zu besuchen. Diese sind erst in neuerer Zeit aufgefunden worden und namentlich durch das ziemlich häufige Vorkommen des so seltenen Quecksilberhornerzes (natürlicher Calomel) ausgezeichnet.

Nachdem ich noch den letzten Abend im Hause der drei Ingenieure bei einem sehr heiterm Souper zugebracht hatte, verließ ich Almaden am 29. September, um mich nach dem westlichem Theile der Sierra Morena zu begeben. Auf diesem Wege, welcher mich über Hinojosa, Fuente-Ovejuna und Guadalcanal bis Aracena führte, kreuzte ich mehrmals die Gränze von Estremadura. Das Wenige, was ich von diesem Lande gesehen habe, hat mir eben keinen hohen Begriff von ihm beigebracht und allerdings gilt Estremadura nächst der Mancha für die entvölkertste und uncivilisirteste Provinz von Spanien. Der Gränzstrich, durch den mein Weg ging, ist ziemlich flach, eine öde, wellige, mit einzelnen Gehölzen von Immergrüneichen bestreute Hochebene ohne Wasser, die im Süden von den Wellenbergen der Sierra Morena, nach Norden zu von höhern, sehr schön geformten Bergketten begränzt wird. Die wenigen Ortschaften, die hier liegen, sehen ebenso erdfahl und unfreundlich aus wie die Dörfer der centralen Sierra Morena; nur sind sie belebter, aber nicht von Menschen, sondern — von Schweinen. Diese Thiere scheinen unzertrennlich mit dem Begriff Estremaduras verwachsen zu sein und allerdings rühmt sich diese Provinz, die besten Schinken von ganz Spanien zu liefern, ein Ruhm, den ich ihr durchaus nicht schmälern will, da ich mich selbst häufig von der Güte der „Jamones estremeños" überzeugt habe, die es getrost mit ihren berühmten Brüdern in Westphalen aufnehmen können. So sehr ich nun aber die Schinken von Estremadura achte, so wenig kann ich mich doch mit den Geschöpfen befreunden, von

denen sie stammen. Die Schweine von Estremadura sind nämlich meist ganz nackt, fett, schwammig und schwarz. Dabei scheinen sie fast ganz gleiche Rechte mit den Menschen zu genießen, denn sie tummeln sich nicht allein auf allen Gassen und Wegen herum, sondern liegen auch vor und auf den Schwellen der Thüren, so daß man oft über mehrere solcher Beester hinwegsteigen muß, um in ein Haus zu gelangen. Ja nicht selten hockt ein ganzes Rudel Schweine in der Hausflur beisammen oder es schnopern solche liebenswürdige Thiere in der Küche an den eben beim Feuer stehenden Töpfen herum und reiben sich an den Thürpfosten und Wänden. Die Estremeños, welche in ihrer dunkelfarbigen Tracht nicht viel anders aussehen als dieses Viehzeug, sehen hierin gar nichts Anstößiges, scheinen sich im Gegentheil höchst vortrefflich in dieser duftenden Gesellschaft zu befinden. Die Kinder spielen, wo möglich in paradiesischer Unschuld, mit den schwarzen Ferkeln und helfen ihnen mit wühlen und quitschen und die Alten freuen sich über dieses harmlose Spiel ihrer Kleinen, und so herrscht allenthalben die größte Zufriedenheit. Während der einzigen Nacht, die ich in Estremadura in dem Flecken la Granja de Torrehermosa zubrachte, hatte ich hinlänglich Gelegenheit, diese estremadurische Glückseligkeit kennen zu lernen. Man hatte mir ein Behältniß zum Aufenthalt angewiesen, das, nach den großen Schobern von Melonen und Maiskolben zu urtheilen, die in den Ecken aufgehäuft lagen, als Vorrathskammer zu dienen schien. Fenster gab es nicht und die Thüre, welche nach der Hausflur zu ging, war blos durch einen von Schmutz starrenden Vorhang von ungewisser Farbe verschlossen. Der Boden dieses Loches bestand aus einem unebenem schmutzigem Estrich, den die Schweine wahrscheinlich schon mehrmals umgewühlt hatten. Hier nun schlug man mir mein Lager auf und trotz des penetranten Geruches, der aus der Haus-

flur hereindrang, wo ein Dutzend solcher schwammiger Bestien ungenirt neben und zwischen den Bewohnern der Posada schlummerten, besiegte mich die Macht des Traumgottes. Mehrmals aber weckte mich das Gebell meines treuen Olivero, der nie von meiner Seite zu weichen pflegte, und allemal vernahm ich dann das Grunzen der Schweine, die in mein Gemach gekommen waren, um sich an Melonen und Maiskolben ein Gütliches zu thun, und ihre Zähne wahrscheinlich an mir selbst versucht haben würden, hätte sie der Hund nicht jedes Mal hinaustransportirt. Geht es in Estremadura überall so zu wie an der andalusischen Gränze, so kann man diese ganze Provinz füglich einen grandiosen Schweinestall nennen.

Bei Guadalcanal, einem höchst anmuthig in einer engen tiefen Thalschlucht gelegenem Bergstädtchen der Provinz von Sevilla, voll des herrlichsten Quellwassers und umringt von schattigen Baumgärten, beginnt jener romantische Theil der Sierra Morena, von dem ich bereits gesprochen habe. Je weiter man von hier gen Westen vordringt, desto wilder wird das Gebirge und desto mehr Abwechslung in der Form bieten seine von tiefen malerischen und wasserreichen Thälern durchfurchten Kämme dar. Durch prachtvolle Wälder uralter Korkeichen gelangt man endlich auf ein hügliges Plateau, das wegen seiner vielen, von Weingärten, Oliven- und namentlich Castanienhainen umringten Landhäuser ein überaus freundliches Ansehen hat. Hier liegt auf einem furchtbarem Sattel zwischen zwei von hellen Gebirgsbächen bewässerten Waldthälern die zur Provinz von Huelva gehörende Stadt Aracena am nördlichem Fuße eines sanft gerundeten Berges, dessen Scheitel die fast gänzlich zerstörten Ruinen eines umfangreichen Castells krönen. Innerhalb desselben steht eine kleine gothische Kirche, die Hermita de

San Juan, zu deren Thurm man einen der ehemaligen Mauerthürme der Burg benutzt hat, dessen Bauart, namentlich aber seine nach Westen gekehrte, mit zierlicher Stuccatur verzierte Seite maurischen Ursprung verräth. Von der schönen gothischen Vorhalle dieser Kirche genießt man eine herrliche Aussicht in die fruchtbaren Thäler am südwestlichem Fuße des Berges; noch prachtvoller und großartiger ist aber das Panorama, welches der Gipfel des Burgberges darbietet. Soweit die Blicke reichen, sieht man sich hier auf allen Seiten von den wilden Waldbergen der Sierra Morena umringt, die hier eine Breite von beinahe 12 geographischen Meilen erreicht, und die nächsten Umgebungen der Stadt im Umkreise von einer Stunde sind gänzlich bedeckt von grünenden Saaten, Gemüse-, Wein- und Obstgärten, in welchen trotz der hohen Lage Feigen, Apricosen, Mandeln und Granaten ganz vorzüglich gedeihen, hier und da abwechselnd mit kleinen Gehölzen alter Korkeichen oder graziöser Pinien. Es möchte schwerlich einen geeigneteren Punct geben, um zurückgezogen von aller Welt ein beschauliches und zufriedenes Leben zu führen, als die Hermita de San Juan bei Aracena, denn die ganze Gegend athmet einen idyllischen Frieden. Dennoch war gerade damals die Gegend nicht so friedlich, als sie aussah, denn es hauste eine Räuberbande an der nur fünf Leguas entfernten Gränze von Portugal, die ihre Raubzüge schon mehrmals bis in die Häuser der Stadt ausgedehnt hatte. Aracena ist klein, aber die freundlichen, häufig mit Höfen und Gärten im Style von Sevilla gezierten Häuser zeugen von Wohlstand. Seine Bewohner treiben einen sehr einträglichen Schmuggelhandel mit Portugal und die reichlichen Producte der äußerst fruchtbaren Umgegend finden stets einen guten Absatz auf dem Markte von Sevilla, wohin sogar ein Fahrweg führt. Aracena ist historisch dadurch merkwürdig, daß im 16. Jahrhunderte, als die Pest in

Sevilla ausbrach, die Inquisition dahin flüchtete und ziemlich lange daselbst residirte. —

Bevor ich von der Sierra Morena scheide, erlaube ich mir noch einen flüchtigen Blick auf die Bewohner dieses Gebirges und der angränzenden Provincen zu werfen. Düster, melancholisch, einförmig, wie die Sierra Morena, ist auch das Aussehen und der Charakter ihrer Bevölkerung. Die Erdscholle, auf welcher der Mensch wohnt, übt vielleicht einen weit größeren Einfluß auf seine körperliche und geistige Bildung und Entwicklung aus, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Wie häufig eine und dieselbe Pflanze auf verschiedenem Boden, in verschiedener Lage und Höhe ein ganz verschiedenes Wachsthum zeigt und unter einander völlig unähnlichen Formen auftritt; so ändern nach meiner Meinung auch der körperliche Wuchs des Menschen, seine geistige Begabtheit, seine Denk- und Ausdrucksweise, seine Neigungen und Leidenschaften je nach der physischen Beschaffenheit des Bodens. Die Söhne des Gebirges sind im Allgemeinem stets gewandter, kräftiger, muthiger, gutmüthiger, mit tieferem Gefühl und reicherer Phantasie begabt als die Eingeborenen des Flachlandes, bei denen der Verstand, die Alles zersetzende Skepsis mehr vorherrscht; die Waldbewohner verschlossener, rauher und düsterer als die Anwohner großer, durch heitere Gefilde fließender Ströme. Dieser Einfluß des Bodens auf die körperliche und geistige Natur des Menschen tritt vielleicht nirgends so mächtig hervor wie im Süden, wo ja alle Contraste wegen der hellen farbenreichen Beleuchtung schärfer ausgeprägt erscheinen als im mattem bleichem Lichte des Nordens. Wo gäbe es bei uns zwei blos wenige Meilen von einander entfernte Dörfer, deren Bewohner, ohne von verschiedenen Nationen abzustammen, dennoch eine gänzlich verschiedene körperliche und geistige Entwicklung zeigten, — eine Erscheinung, die im Süden

gar nicht zu den Seltenheiten gehört. Ich will mich hier blos auf Andalusien beschränken. Welchen grellen Contrast zeigt die Bevölkerung der lachenden Ebene von Malaga und die der benachbarten ernsten Serrania de Ronda; wie verschieden sind die Bewohner des obern buschreichen Thales des Guadalete und der blos wenige Stunden entfernten Ebenen von Utrera; wie gering ist die Verwandtschaft, selbst in der Physiognomie, zwischen dem übermüthigem verschmitztem Motrileño und den geraden einfachen Söhnen der die Ebene von Motril begränzenden Sierra de las Almijarras! Niemals aber ist mir dieser Contrast in der Bevölkerung mehr aufgefallen als auf meinen Reisen durch die Sierra Morena. So sind z. B. die Bewohner von Montoro ächte Andalusier; man kommt nach Adamuz, das blos vier Leguas von jener Stadt entfernt ist, und sieht sich von einer Bevölkerung umgeben, die nichts mehr mit den Niederandalusiern gemein hat. Noch stärker ist der Contrast zwischen der lebenslustigen Bevölkerung der Umgebungen von Cordoba und den Eingeborenen von Villaharta oder zwischen der Bevölkerung von Almaden und Hinojosa, obgleich diese Orte blos eine Tagereise aus einander liegen. Diese so plötzlich eintretenden Verschiedenheiten eines von ein und demselben Stamme herrührenden Menschenschlags lassen sich blos aus der physischen Beschaffenheit des Bodens, aus der Physiognomie des Landes erklären. Wie die lachenden Gefilde des Beckens von Sevilla mit ihren duftenden Orangenhainen den Menschen unwillkürlich zum Frohsinn, zum heitern sorglosen Lebensgenuß und zu lärmendem Uebermuth stimmen, aber auch verweichlichen; wie die wildromantischen Gebirgsgegenden der Sierra Nevada und Alpujarras mit ihrer erschütternd großartigen Scenerie ihre Bewohner stolz, trotzig, keck, entschlossen, freimüthig und offen machen und ihre Körperkraft stählen; wie die sterilen, todten, sonnedurchglühten Flu-

ren der Provinz von Almeria einen Menschenschlag hervorbringen, der zwar ruhig und phlegmatisch zu sein scheint, in dessen dunkeln Augen aber die Gluth ungebändigter Leidenschaftlichkeit lodert, die blos eine günstige Gelegenheit abwartet, um in helle, Alles verzehrende Flammen auszubrechen: so bewirken die einförmigen dunkelgrünen Wellenberge der Sierra Morena, die sich endlos nach allen Seiten hin erstrecken und, je weiter entfernt, eine desto düsterere Farbe annehmen, daß auch der Charakter ihrer Bewohner eine düstere unfreundliche Färbung bekommt. Die Eingeborenen der Sierra Morena sind durchaus keine Andalusier und nennen sich auch selbst zum Unterschiede von den Bewohnern aller angränzenden Provincen „Serranos." Sie sind von kräftigem Körperbau und sehr gebräunt, aber wenig lebhaft, schweigsam, verschlossen, mißtrauisch gegen Fremde und rachsüchtig. Der Bedürfnisse kennen sie wenige, halten mit eisernem Starrsinn am Altem und sind daher entschiedene Feinde der Neuerungen und der Civilisation. Dagegen zeichnet sich der Serrano durch kriegerischen Muth, Ausdauer, Genügsamkeit und Einfachheit der Sitten und Lebensweise nicht unvortheilhaft von dem leichtsinnigem und vergnügungssüchtigem Volke des angränzenden Andalusiens aus. Dieser düstere Charakter der Bevölkerung tritt am ausgeprägtesten im östlichem und centralem Theile des Gebirges hervor, in seinem westlichem Stücke dagegen zeigen die Serranos größere Lebhaftigkeit und ein offeneres, fröhlicheres Wesen; ja an einzelnen Orten, wie namentlich in Guadalcanal, merkt man an der Tracht, dem Idiom und dem heiterem, beinahe lärmenden Treiben des Volkes die Nähe von Sevilla. Die Tracht der Serranos ist fast überall gleich. Sie besteht in einer einfachen Jacke mit Stehkragen aus dunkelbraunem Tuch, kurzen Beinkleidern und Gamaschen aus demselben Stoff mit einer Reihe messingner Knöpfe, einem dunkelfarbigem

Tuchmantel, einer roth= oder blauwollenen Schärpe, ledernen Schuhen oder Schnürstiefeln und einem breitkrämpigem spitzem Hut von schwarzem Filz. Die Bewohner des der Sierra Morena zunächst gelegenen Theiles der Mancha unterscheiden sich wenig von den Serranos. Hinsichtlich der Tracht bemerkt man die Montera häufig und die in der Mancha beliebten ärmellosen Wämser aus schwarzbraunem Schaffell. Die Landleute der Umgegend von Almaden scheinen heiterer, redseliger und offener zu sein als die Serranos. Anders verhält es sich mit den Bewohnern von Estremadura. Diese sind die ernsthaftesten Leute in ganz Spanien. Ein Estremeño bleibt Stunden lang auf einem Flecke sitzen und raucht seinen Cigarrito, ohne ein Wort zu sprechen. Wenn er nicht gefragt wird, redet er gar nicht und dann auch nicht mehr, als eben nothwendig ist. Vom Lärmen und Jauchzen ist er kein Freund; sein gravitätisches Gesicht verzieht sich nur selten zu einem Lächeln. Er trinkt und ißt wenig, liebt aber ebenso wenig das Arbeiten. Zu diesem schweigsamen, melancholischem, düstern, halb stupidem Wesen der Estremeños paßt ihre Kleidung vortrefflich. Diese ist nämlich aus fast ganz schwarzem Tuch verfertigt und selbst die nie fehlende Schärpe besitzt eine dunkelblaue, violette oder schwarze Farbe, weshalb die Kerle von fern aussehen wie Essenkehrer.

Wegen des Mangels an Humus und an Weideplätzen ist sowohl der Ackerbau als die Viehzucht in der Sierra Morena von keiner Bedeutung. Ich habe nur wenige Schafe gesehen, Ziegen gar nicht. Der größte Theil der Bevölkerung giebt sich mit dem Kohlenbrennen und der Jagd ab, Viele finden auch in den zahlreichen Bergwerken Beschäftigung. Im westlichstem Theile lebt eine große Menge ausschließlich von der Schmuggelei, die längs der portugiesischen Gränze sehr bedeutend ist und Unmassen englischer Waaren nach Spanien hereinbringt. —

Siebentes Kapitel.

Die Provinz von Huelva. Zweiter Aufenthalt in Sevilla.

„Doch unfern, jene Länderscheid' entlang,
Wälzt murrend seiner düstern Wogen Macht
Der dunkle Guadiana, den Gesang
So oft verherrlicht, als in Waffenpracht
Von Mauren und von Rittern manche Schlacht
An seinen Ufern scholl."

Byron, Childe Harold.

Die ersten Regenschauer der Aequinoctialstürme hatten mich bis zum 6. October in Aracena zurückgehalten. Durch sie war eine große Veränderung in der gesammten Natur herbeigeführt worden. Der Himmel prangte wieder im durchsichtigstem Dunkelblau, die Calina war spurlos verschwunden, die drückende Sonnenhitze einer warmen, doch angenehmen, nicht ermattenden Temperatur gewichen. Bereits fingen die Ericensträucher, die namentlich in diesem Theile der Sierra sehr häufig sind, sich mit rosenrothen Blüthentrauben zu bedecken an und je tiefer ich in dem Gebirge nach der Küste zu hinabstieg, desto blumenreicher zeigten sich seine Niederungen, wo Tausende kleiner blattloser Narcissen, Hyazinthen, Schneeglöckchen und Zeitlosen*) sproßten. Mehr noch überraschte mich das Flachland von Niederandalusien. Dieses hatte bei meiner Abreise von Cordoba noch

*) Narcissus serotinus L. Scilla autumnalis L. Leucojum autumnale L. Merendera Bulbocodium Ram.

staubig und verbrannt ausgesehen, jetzt dagegen schien es über und über von einem hellgrünem Teppich bedeckt, indem die Weizensaaten mittlerweile aufgegangen waren und bereits eine Hand hoch standen. Großblüthige Ranunkeln, kleine, gelbe, wohlriechende Lilien und die violetten, von breiten fettglänzenden Blättern umringten Blumenbüschel der stengellosen Alraun faßten hier alle Aeker und Wege ein, in den Hecken wucherten braune Aristolochien, rosenfarbener Erdrauch, weiße stachlige Smilacinen und Spargelarten: kurz, das ganze Land hatte ein frühlingsartiges Ansehen *).

Von Aracena hat man noch dritthalb Tagereisen bis an die Mündung des Guadiana. Der Weg führt durch jenen oben erwähnten Ast der Sierra Morena, welcher die östliche Wand des Guadianathales bildet und mit seinem Zweig den westlichen, sehr sparsam bevölkerten Theil der Provinz von Huelva bedeckt. Der Morgen, an welchem ich Aracena verließ, war schön und der Weg, durch prächtige Eichenwälder in das romantische Thal des Rio Tinto führend, ungemein unterhaltend. Allein ein Ereigniß, das vielen meiner Leser höchst unbedeutend und gleichgültig erscheinen wird, raubte mir diesen und die folgenden Tage allen Humor: — das war der Tod meines Hundes Olivero! Dies treue Thier, das mich fünf Vierteljahre lang auf allen meinen Wanderungen durch Andalusien begleitet und oft an meinem Lager gewacht hatte, erkrankte wahrscheinlich in Folge der großen Hitze und des schlechten Wassers bald nach meiner Abreise von Almaden und starb, nachdem ich

*) Die genannten Pflanzen sind: Ranunculus bullatus L. Carreñoa lutea Boiss. Mandragora officinarum Bertol. Aristolochia baetica Dec. Fumaria capreolata L. Smilax aspera L. Asparagus albus L. und A. horridus L.

es mehrere Tage lang auf dem Pferde transportirt hatte, da er nicht mehr laufen konnte, wenige Stunden hinter Aracena. Mein Bedienter wollte ihn nach Landessitte am Wege liegen lassen, ein Raub für die Geier und Raben, ich widersetzte mich aber dem und begrub ihn mit eigener Hand unter üppigem Myrtengebüsch am Fuße einer hundertjährigen Immergrüneiche. — Nach dreimaligem Verirren in den von zahllosen Pfaden durchkreuzten Eichenwäldern, welche die breiten Niederungen zwischen den sich allmälig mehr abrundenden und weiter aus einander rückenden Wellenkämmen der Sierra erfüllen, gelangte ich schon bei dunkler Nacht nach el Cerro, einem häßlichen, armseligen, öde gelegenem Städtchen, welches jedoch eine hübsche Kuppelkirche besitzt. Von hier an verflacht sich das Gebirge bedeutend und bildet niedrige, doch noch dicht bebuschte Kämme, die von dem ziemlich malerischem Thale des Rio Odibarra durchschnitten werden. Am Südabhange des letzten pinienbedeckten Walles, von dessen Höhe man bereits den atlantischen Ocean und die Gebirge von Algarbien erblickt, liegen die beiden Flecken Almendro und Villanueva de los Castillejos hart neben einander, umringt von einer Unzahl segeltragender Windmühlen. Hinter Villanueva, wo ich die letzte Nacht in der Sierra Morena zubrachte, löst sich das Thonschiefergebirge in ein wellenförmiges Plateau auf, an das sich eine Stunde hinter Villablanca niedrige, aber steile, von Pinien bewaldete Sand- und Breccienhügel anschließen, welche die Nähe des Meeres verkündigen. Während ich an dem Nordabhang der letzten Hügelkette emporstieg, that sich plötzlich das weite lachende Thal des Guadiana vor meinen Blicken auf und bald entrollten sich, als ich kaum den Kamm überschritten hatte, die blendend weißen Häuserreihen von Ayamonte und jenseits des majestätischen

Stroms die stattliche Fronte der portugiesischen Stadt Villareal.

Ayamonte, eine Stadt von 10—12,000 Einwohnern, hat eine ungemein malerische Lage. Es ist nämlich in einem Halbkreis um den felsigen Vorsprung erbaut, mit dem die letzte Kette der Küstenhügel nach Westen zu endet. Die Stadt zerfällt in zwei Theile, die „Ciudad" oder eigentliche Stadt und die „Villa," den ältern Stadttheil. Erstere nimmt den Landzipfel ein, welcher den Guadiana von dem Hafen trennt, besitzt ziemlich gerade und breite Gassen und hübsche moderne Häuser; letztere zieht sich von dem Ufer des Guadiana in einer Schlucht an dem Westabhange des Vorgebirges empor, auf dessen höchstem Gipfel sich die Wälle eines ehemals stark befestigten, von den Franzosen geschleiften Forts erheben. Im höchstem Theile der Villa steht eine alte gothische Kirche mit hohem Kuppelthurm. Die auf einer befestigten Terrasse dicht am Guadiana gelegene Hauptkirche der Ciudad ist ein großes Gebäude, bietet jedoch außer ihrer kunstvoll aus Holz zusammengefügten und mit hübschen Sculpturen verzierten Decke wenig Interessantes dar. Die Häuser der Ciudad, welche ebenfalls terrassenförmig an dem Hügelkamme emporsteigen, sind meist zweistöckig, mit Balcons versehen und haben fast durchgängig platte Dächer. Diese stehen häufig durch kleine Treppen mit einander in Verbindung, so daß man oft halbe Gassen weit auf den Dächern spazieren gehen kann. Lobenswerth ist die exemplarische Reinlichkeit, welche in den Häusern herrscht. Nicht genug, daß man fast täglich das ganze Haus von unten bis oben, selbst die Dächer, kehrt; jeden Sonnabend werden auch alle Gemächer gewaschen, ja die Küchen, Treppenhäuser und andere Localitäten, die leicht schmutzen, frisch geweißt, und zwar wird das letztere Geschäft ebenfalls von den Mägden besorgt, wie es auch an andern Orten Andalusiens

gebräuchlich ist. Auch von aussen sind die Häuser spiegelblank, denn man pflegt sie mehrmals des Jahres weiß zu übertünchen. Die weiße Farbe liebt man in Ayamonte so sehr, daß man sogar die Dächer, ja die Kirchthürme bis zum Knopfe hinauf weiß anstreicht. Daher sieht diese Stadt von fern aus, als beständе sie ganz und gar aus Zucker. Bei Mondschein aber gleicht sie, namentlich wenn man auf dem portugiesischem Ufer steht, von wo aus die dunkeln Berge der Sierra Morena ihren Hintergrund bilden, einem schimmernden Perlendiadem. Ayamonte besitzt zwei ziemlich hübsche Promenaden. Eine liegt in der Villa am Guadiana und ist durch ihre prächtige Aussicht in das Thal des Stromes ausgezeichnet; die andere, welche die Ribera heißt und mit großen Bäumen der Balsamweide (Elalegnus angustifolia L.) bepflanzt ist, in der Stadt neben dem Hafen. Als solcher dient einer von den vielen Canälen, welche die flachen, zur Zeit der Fluth theilweis vom Seewasser bedeckten Inseln durchschneiden, die von der Mündung des Guadiana an die spanische Küste weit gen Osten umgürten. Die Inseln sind nichts als sogenannte „Esteros," morastige, von fleischigen graublättrigen Salzpflanzen überzogene Niederungen, von der Art wie an den Rändern der Bai von Cadiz. Diese Salzmoräste, mit denen auch die Ufer des Guadiana zum Theil eingefaßt sind, haben von fern gesehen einen röthlichgrauen Schimmer und machen fast immer einen sehr düstern Eindruck. Nur im Herbst legen sie ihr Festgewand an; dann nämlich prangt ihre gesammte Vegetation mit weißen, gelben, blauen und rothen Blüthen*) und verleiht diesen Niederungen das Ansehen großer Blumengärten.

*) Die hauptsächlichsten Pflanzen dieser Salzmoräste sind folgende: Inula erithmoides Sm. Statice monopetala Brot. Statice globulariaefolia Desf. Frankenia intermedia Doc. Arthrocnemon fruticosum

Doch wehe dem, der sich durch ihre bunte Farbenpracht verlokken läßt, sie zu betreten! Er versinkt bis an die Knie und tiefer in dem vom Seewasser durchweichten thonigen Boden oder geräth wohl gar in mit stinkendem Wasser erfüllte Gräben und Löcher von bedeutender Tiefe.

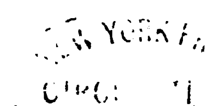
Troz des Regenwetters bestieg ich wenige Stunden nach meiner Ankunft den Castellberg, um mir einen Ueberblick über die Umgegend zu verschaffen, bevor ich meinen Wanderstab weiter setzte. Hätte ich gewußt, daß ich ein Vierteljahr später mehrere Wochen an den Ufern des Guadiana verweilen würde, so hätte ich mir diesen etwas nassen Spaziergang ersparen können. Die Aussicht von den Wällen des Castells, woselbst sich noch ein Pulvermagazin und ein Wachtposten befindet, ist bei hellem Wetter ungemein schön, namentlich nach Nordwesten zu. Hier sieht man weit in dem malerischen Thale des Guadiana hinauf, welcher sich in schön geschwungenen Krümmungen zwischen den dunkelgrünen Hügeln, die allmälig zu immer höhern Bergen anschwellen, hindurchwindet. Jenseits des über eine Viertelstunde breiten Stromes der Villa gerade gegenüber, liegt am Rande eines braunrothen Sumpfes die portugisische Stadt Castro-Marim mit ihrer zweithürmigen Kirche zwischen zwei mit stark befestigten Forts gekrönten Hügeln, umringt von dunkeln Olivenhainen, aus denen die schlanken Stämme einzelner Palmen hervorragen, und dahinter breiten sich die lachenden Gefilde Algarbiens aus, ein höchst liebliches mit zahllosen weißschimmernden Gehöften und kleinen Ortschaften besätes Hügelland, umsäumt von den dunkelbewaldeten Wellenbergen des algarbischen Gebirges. Diese Landschaft ist namentlich bei Sonnenuntergang, wo

---

Mocq. Salsola rosacea L. Obione portulacoides Mocq. Halogeton sativus Mocq. Aster Tripolium L.

die Festungshügel von Castro-Marin in schwarzviolettem Schatten vergraben liegen, während die Kuppeln der beiden Kirchthürme und die vielen Landhäuser wie rosenrothe Flammen aus den hellgrünen, von purpurblauen Schatten durchfurchten Gefilden hervorleuchten und die dunkeln Wogen des Stroms wie geschliffener Stahl blitzen, überaus reizend. Unweit der Mündung des Guadiana präsentirt sich an dem flachem Sandufer der Punta de S. Antonio das schon genannte Städtchen Villareal, vertheidigt wie Ayamonte, durch einige unbedeutende Batterieen. Nach Süden zu überblickt man ein großes Stück des Oceans und die lagunenerfüllten Sumpfniederungen, aus deren düsterm Grunde die weißen Häuser von la Higuerita hervorschimmern, einer erst neuerdings von Cataloniern gegründeten Colonie. Im Osten und Norden endlich begränzen die schwarzen Pinienwälder der Küste und die dunkeln Kämme der Sierra Morena den Horizont.

Ayamonte könnte wegen seiner Lage an der See und an der Mündung eines schiffbaren Stromes eine sehr bedeutende Handelsstadt sein. Zwar ist sein Hafen zu klein, um große Seeschiffe zu fassen, auch würde ihnen die an der Mündung des Guadiana befindliche Barre den Eintritt nicht gestatten; beiden Uebelständen ließe sich indessen durch künstliche Erweiterung abhelfen. Allein die Hauptursache davon, daß Ayamonte kein großer Handelsplatz ist, noch jemals werden dürfte, liegt in dem gänzlichem Mangel an Verkehr mit dem Innern derjenigen Länder, welche der Guadiana durchströmt. Außer Badajoz giebt es keine große Stadt weder an den Ufern noch in der Nähe dieses Stromes; die commercielle Bedeutung jener Stadt ist aber bei dem gegenwärtigem uncivilisirten Zustande Estremaduras gleich Null. Wollte und könnte man die an und für sich höchst fruchtbaren Ebenen der südlichen Hälfte der genannten Provinz wie-



derum so sorgfältig bebauen, wie sie es zur Zeit der Römer und auch noch später unter der arabischen Herrschaft waren, so würde Badajoz bald ein ebenso bedeutender Stapelplatz des Exportationshandels werden, wie es Mérida in grauer Vorzeit gewesen ist, und man dann von selbst darauf denken müssen, den Guadiana als Ausführungscanal der Erzeugnisse Estremaduras zu benutzen. Allerdings ist dieser Strom nicht bis Badajoz hinauf für Seefahrzeuge schiffbar, kann überhaupt nicht in seiner ganzen Länge befahren werden, indem er bei Serpa in Portugal, wo er die Hauptketten der Sierra Morena durchbricht, einen Kataract bildet*). Wohl aber besitzt er bis Mértola, welche Stadt nicht sehr weit unterhalb jener Stromschnelle liegt, hinlänglich Wasser, um selbst Dreimaster zu tragen, und kleine Fahrzeuge können auch von Serpa bis Badajoz hinaufkommen. Jenes Hinderniß würde daher nicht sehr erheblich sein, indem es sich ja durch Anlegung zweier Ankerplätze ober- und unterhalb des Kataracts und durch eine Verbindungsstraße zwischen denselben beseitigen ließe, wenn nur erst die Mittel zum Verkehr vorhanden wären. Da aber kaum zu hoffen steht, daß weder das spa-

*) Dieser Wasserfall heißt: O Salto do Lobo, der Wolfssprung. Das Bett des Guadiana wird nämlich durch zwei Felsen eingeengt, die sich mit ihren Spitzen so nahe zu einander neigen, daß, wie man behauptet, ein Wolf über die Kluft hinwegspringen kann. Obwohl der Wasserfall nur eine unbedeutende Höhe besitzt und wohl mehr eine Stromschnelle ist, so muß er doch theils wegen der Bildung der Felsen, theils wegen der gewaltigen Wassermasse, welche sich durch die Schlucht hindurchdrängt, ein höchst interessantes Schauspiel darbieten und ich bedaure sehr, daß mir meine Zeit es nicht gestattete, diesen Punct zu besuchen. Ueberhaupt ist das Thal des untern Guadiana reich an malerischen Gegenden und würde, fehlte es nicht so sehr an Cultur und an bewohnten Orten, eines der schönsten Stromthäler von Europa sein.

nische noch das portugiesische Estremadura sich jemals wieder aus dem Zustande der Gesunkenheit erheben wird, in welchem sich diese Länder gegenwärtig befinden, so dürfte der Guadiana nach wie vor unbenutzt bleiben. Es thut ordentlich weh, wenn man diesen herrlichen Strom sieht und auch gar kein Leben auf ihm gewahrt; denn außer wenigen kleinen Fahrzeugen, die Getreide aus den Ebenen von Alem-Tejo oder Kohlen, Holz und Steine aus der Sierra Morena nach Castro-Marim, Villareal und Ayamonte bringen, und einigen andern, die Sanlucar de Guadiana, Alcoutim, Mértola und andern unbedeutenden Orten Portugals Materialwaaren zuführen oder den geringen Briefverkehr zwischen den genannten Puncten besorgen, furcht kein Schiff den breiten Spiegel des Stromes und es vergehen oft mehrere Tage, ohne daß man ein einziges Segel gewahrt. Befände sich der Guadiana in einem civilisirten und industriösen Lande, wie würde seine Fläche von Segel- und Dampfschiffen wimmeln! Das Erscheinen eines Dampfschiffes gehört an den Gestaden des Guadiana so sehr zu den außerordentlichen Ereignissen, daß kurze Zeit zuvor, ehe ich nach Ayamonte zurückkehrte, ein kleiner portugiesischer Kriegsdampfer, der bei hoher Fluth die Barre glücklich passirt und eine Legua weit den Strom hinaufgefahren war, die ganze Bevölkerung jener Stadt in Aufregung gebracht hatte, ja mehrere seiner Bewohner, namentlich Weiber, die noch nie ein Dampfschiff gesehen hatten, nach den Kirchen geeilt waren, in der Meinung, der Teufel käme in höchst eigener Person herbeikutschirt! Jenes Dampfboot lag damals noch bei Villareal vor Anker und wurde jeden Sonntag von einer Menge Neugieriger aus der Umgegend, sowohl spanischer als portugiesischer Seits, besucht und als ein Wunderthier angestaunt, obwohl es nur von unbedeutender Größe war.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse ist Ayamonte eine sehr

lebhafte und ziemlich wohlhabende Stadt, indem sie einen sehr regen Küstenhandel mit Cadiz, Sevilla und namentlich mit den Seestädten der südportugiesischen Küste treibt. Sein Hafen wimmelt zu jeder Zeit von kleinen Fahrzeugen beider Nationen, weshalb auch ein portugiesischer Viceconsul in Ayamonte residirt. Der Hauptexportationszweig besteht in Fischen, namentlich „Sardinas", einer äußerst delicaten kleinen Heringsart (keine Sardellen), die sowohl frisch als gesalzen verspeist und in letzterem Zustande von Cadiz aus in großen Massen nach England und Nordamerica versendet werden. Dieser Fisch erscheint zu gewissen Zeiten des Jahres in ungeheurer Menge an der Südküste von Portugal und um die Mündung des Guadiana und hier beschäftigt sich vornehmlich die oben erwähnte Colonie von la Higuerita mit seinem Fang. Desgleichen exportirt man von Ayamonte viel „Barilla" (Soda), die man durch Verbrennung der Vegetation jener schon geschilderten Salzmoräste gewinnt, nach Cadiz und Gibraltar. Ungeachtet dieses regen Verkehrs besitzt Ayamonte ganz scheußliche Posaden, die übel zu den übrigen meist freundlichen und modernen Häusern passen, und ich beschloß daher, meine Reise gleich den folgenden Tag weiter fortzusetzen.

Die Nacht über hatte es furchtbar geregnet und die Wege waren in Folge hiervon zum Theil kaum gangbar, besonders in den von fetter Ackerkrume erfüllten Niederungen, die sich zwischen den Kämmen der Küstenhügel befinden. Letztere erstrecken sich vier Leguas weit bis an den Flecken Lepe, welcher im Schooße eines großen prachtvollen Orangenhaines ruht. Die goldfrüchtigen Bäume erreichen hier die Höhe unserer größten Aepfelbäume und stehen so dicht, daß ihre reichbeblätterten Kronen einen für die Strahlen der Sonne undurchdringlichen Baldachin bilden. Weiterhin verflacht sich die Küste und besteht

blos aus ungeheuern Sanddünen, deren Anblick jedoch durch die Pinienwälder, welche die Küste bis an die Mündung des Guadalquivir bedecken, dem Auge entzogen wird. Ein Korkeichengehölz scheidet Lepe von dem in einen mit Salzmorästen eingefaßten Seearm endigenden Rio Piedra, den man in einer Fähre überschreitet. Jenseits desselben präsentirt sich gar freundlich das Städtchen Cartaya mit seinen zwei hochgethürmten Kirchen und den grauen zertrümmerten Thürmen einer in seiner Mitte liegenden maurischen Burg auf einem flachem Hügel, umgeben von fruchtbaren Getreidefluren. Hier beginnt das eigentliche Flachland von Niederandalusien, ein der reichsten Production fähiger Marschboden; die dunkelbebuschten Berge der Sierra Morena weichen immer mehr nach Norden zurück; in allen Niederungen des wellig gefurchten Terrains gewahrt man von üppigen Orangenhainen umkränzte Gehöfte. Bald hinter Cartaya erblickt man die Stadt Huelva, die in gerader Richtung nur zwei Leguas entfernt ist; allein ein tiefer Seearm, der sich meilenweit landeinwärts erstreckt und die Mündung des Rio Odiel darstellt, zwingt, wenn man zu Pferde reist, einen Umweg von sechs Leguas zu machen. Wer blos zu Fuß ist, kann sich über den beinahe eine Stunde breiten Canal übersetzen lassen. Da wo dieser anfängt, liegt das Städtchen Gibraleon, ein schmutziger, doch gut gebauter Ort mit mehrern Kirchen und Klöstern. Schon verkündeten die Glocken die Stunde der „Oracion“, als wir Huelva erreichten, wo ich zu meiner Freude eine — wenigstens in spanischem Sinne — gute Posada mit freundlichem Zimmer traf.

Huelva, Hauptort der zum ehemaligem Königreich von Sevilla gehörenden Provinz gleichen Namens, ist eine kleine Stadt von 8000 Einwohnern, besitzt aber ein freundliches und modernes Ansehen, wie fast alle Ortschaften ihrer Provinz.

Außer ihrer eigenthümlichen, doch eben nicht schön zu nennenden Lage bietet diese Stadt nichts Interessantes dar. Huelva ist nämlich um den Fuß eines steilen Sandhügels auf einer flachen, lehmigen, rings von ungeheuren Morästen umgebenen Landzunge erbaut, die im Westen und Osten von zwei breiten Seearmen, deren Gestade ebenfalls von Morästen erfüllt sind, begränzt wird. Der westliche Seearm ist der schon erwähnte Canal des Rio Odiel, der östliche, weniger breite, aber bedeutend längere wird durch den Rio Tinto gebildet. Beide fließen eine halbe Legua unterhalb der Stadt zu einem breiten, von niedrigen Sandinseln wimmelnden Canal zusammen, welcher endlich durch drei schmale, neben einander liegende Barren in den Ocean mündet. Kein Punct ist so geeignet, sich einen Ueberblick über dieses Canalsystem zu verschaffen, als jener Sandhügel, an dessen Fuße Huelva ruht. Die Aussicht ist ziemlich trist wegen der ungeheuren Moräste, denen das Auge auf allen Seiten begegnet; vom Meer sieht man der Dünen und Piniengehölze halber nur wenig. Am gegenüberliegenden Ufer des östlichen Canals gewahrt man die Stadt Moguer, ein alter, durch manchen Kampf des Mittelalters und der neuern Zeit berühmter Ort, und unweit der Vereinigung beider Canäle auf pinienbewaldeter Höhe das große Kloster la Rábida, dessen Prior einst Columbus bei seiner Ausrüstung zu seiner ersten Reise wesentlich unterstützte. Zwischen beiden Puncten blinken die ärmlichen Häuser von Palos, einem elendem Dorfe, welches aber deshalb historisch merkwürdig ist, weil Columbus von hier aus seine erste Reise am 3. August 1492 antrat und daselbst auch am 15. März des folgenden Jahres bei seiner Rückkehr zuerst ankerte. — Huelva treibt wie Ayamonte einen lebhaften Küstenhandel mit Portugal und Cadiz. Namentlich ist die Ausfuhr von Apfelsinen und Citronen sehr bedeutend, denn kein Theil Andalusiens erzeugt so viel

Orangenfrüchte wie die Provinz von Huelva. Der Hafen, als welcher der westliche Seearm dient, geräumig genug, um Hunderte von großen Seeschiffen zu fassen, ist daher stets besucht. Freilich sind es blos kleine Fahrzeuge, denn große können wegen der Enge und Seichtigkeit der an der Mündung des Canals befindlichen Barren nicht herein.

Nach eintägigem Aufenthalt in dieser kleinen Provincialhauptstadt begab ich mich am 11. October wieder landeinwärts und gelangte bereits den folgenden Nachmittag nach Sevilla. Der dahin führende Fahrweg geht größtentheils durch sehr anmuthige Gegenden. Das Land ist zwar meist eben, aber bis auf wenige Strecken durchgängig bebaut, und wird, je mehr man sich Sevilla nähert, desto bevölkerter. Alle Ortschaften haben ein heiteres modernes Ansehen, sind meist regelmäßig gebaut und um Vieles civilisirter als die Städte und Flecken Hochandalusiens. Nur Niebla macht hiervon eine Ausnahme. Dieser im Mittelalter und auch noch späterhin wegen seiner starken Festung berühmte Platz liegt ziemlich malerisch auf einem felsigem Hügel am rechtem Ufer des Rio Tinto, der hier die letzten niedrigen Ausläufer jenes Astes der Sierra Morena durchbricht, welcher sich von Aracena aus nach dem Becken von Sevilla hin erstreckt. Eine lange Steinbrücke führt hier über den Fluß, dessen Wasser in Folge des aufgelösten Kupfers, das es enthält, eine tintenschwarze Farbe besitzt (daher sein Name). Niebla war zur Zeit der Mauren die Hauptfestung von Algarbien, unter welchem Namen man damals alles Land westlich vom Guadalquivir verstand. Nach der Eroberung von Sevilla unterwarf sich sein Commandant und Eigenthümer Mohammed freiwillig der spanischen Herrschaft, empörte sich aber im Jahre 1257, aufgehetzt vom König Alamahr von Granada. Erst nach einer Belagerung von 10 Monaten gelang es Alphons dem

Weisen, sich dieser Veste zu bemächtigen, die hierauf zur Hauptstadt einer Grafschaft erhoben wurde, welche der mächtigen Familie der Guzmans eigenthümlich zugehörte und beinahe die ganze jetzige Provinz von Huelva umfaßte. Noch heut zu Tage pflegt das Volk diesen Theil Andalusiens mit dem Namen der Grafschaft von Niebla zu belegen. Jetzt ist dieser Platz ein schlechtes schmutziges Nest von finsterem Ansehen, besitzt aber noch theilweis seine alte Festungsmauer, die durch viele viereckige Thürme und mehrere Bastionen vertheidigt ist. Ein Theil des Ortes liegt außerhalb der Festung, die Kirche dagegen in ihrem ruinenerfüllten Inneren, wohin drei alterthümliche Thore von gothischer Bauart führen. Zwei Stunden weiter östlich liegt die reinliche Stadt Palma, der freundlichste Ort der ganzen Provinz. Die grünbemalten Balcongeländer, eleganten Gitterthore und geschmackvollen, mit Fontainen und Blumen geschmückten Höfe und Gärten seiner saubern Häuser, die fast sämmtlich platte Dächer besitzen, verrathen bereits die Nachbarschaft von Sevilla und hübsche Spaziergänge, gute Posaden und Casas de Pupilos, Cafés, ja selbst ein Theater, zeugen von der Civilisation seiner Bewohner. Ein alterthümlicheres Ansehen hat das nahe an der Gränze der Provinz von Sevilla gelegene Städtchen Manzanilla, woselbst ich übernachtete.

Der herrliche Himmel und prächtige Mondschein dieses Abends ließen einen schönen Morgen erwarten; allein bei Tagesanbruch lag die ganze Gegend unter einer dicken nässenden Nebeldecke begraben, die in Aussicht stellte, wiederum wie das vergangene Jahr bei strömendem Regen in Sevilla einzuziehen. Gegen Mittag hob sich jedoch der Nebel, bald rissen die Wolken aus einander und die Sonne beschien hell und warm die üppigen Gefilde, welche den westlichen Theil der Provinz von Sevilla erfüllen. Von dem Städtchen Sanlucar la Mayor an, das

eben so schön wie Palma gebaut und ganz zwischen Orangen-, Oliven- und Piniengehölze versteckt ist, wird die Gegend mit jedem Schritt reizender. Wohin man blickt, leuchten hübsche Dörfer aus dem dunkeln Grün der Pinien und Oelbaume hervor, die fast das ganze sehr ebene Land bedecken. Zu beiden Seiten des Weges, der sich allmälig in eine sauber gehaltene Chaussee verwandelt und von kolossalen Cactus- und Agavehecken eingefaßt ist, gewahrt man geschmackvolle, in italienischem Villenstyl erbaute, von Park- und Gartenanlagen umringte Haciendas, die Sommersitze vornehmer Sevillaner; große reinliche Ventas, von Weinlauben umgebene Casas de Recreo und zierlich aufgeputzte Wein- und Fruchtbuden zeigen sich aller Augenblicke und die große Belebtheit der Straße, auf welcher sich bunt bemalte, mit geputzten Herren und Damen besetzte und von prächtig angeschirrten Maulthieren gezogene Chaisen, kecke, malerisch costümirte Reiter auf feurigen Pferden, Arrieros mit langen Zügen von Maulthieren und Eseln, Fußgänger, Karren und Frachtwagen aller Art durch einander drängen, kündigt die Nähe einer großen und civilisirten Stadt an. Es war halb zwei Uhr, als wir nach dem fast ganz aus Villen bestehenden Flecken Tomares gelangten, der am Abhange jenes olivenbewaldeten Höhenzuges liegt, welcher die Ebene von Sevilla im Westen begränzt. Das Wetter hatte sich mittlerweile vollkommen aufgehellt, kein Wölkchen trübte das glänzende Azur des Himmels. Prächtig war daher das Landschaftsgemälde, das sich vor unsern Blicken entrollte, als wir das Ende der langen Gasse erreichten, die der genannte Ort bildet. Zu unsern Füßen lag das ganze weite Becken des Guadalquivir mit seinen vielen Dörfern und Landhäusern, gleich einem grünsammtnem, perlendurchwirktem Teppich, und in seiner Mitte strahlte Sevilla, mit seinem Wald von Thürmen blendend hell von der Sonne beleuchtet,

stolz wie eine gekrönte Königin auf ihrem Thron. Eine Viertelstunde später betrat ich die Triana, deren buntes Volksgewühl, das des Sonntags halber noch ärger als gewöhnlich tobte, mich dies Mal ordentlich betäubte, denn es war lange her, daß ich mich nicht mehr in einer grossen und lebhaften Stadt befunden hatte. In der heitersten Stimmung begrüßte ich dies Mal den mit buntbeflaggten Schiffen bedeckten Strom und die lärmenden Gassen der opulenten Stadt und meine Freude ward noch erhöht, als ich in dem Hotel de l'Europe, welches mir nach den schlechten oder wenigstens nicht comfortablen Herbergen, die mir Monate lang zum Aufenthalte gedient hatten, wie ein Feenschloß vorkam, einige meiner deutschen Freunde aus Malaga antraf und mir dadurch die Gelegenheit geboten wurde, nach einem Zwischenraum von beinahe einem halbem Jahre wieder einmal meine Muttersprache reden zu können. Auch die mir befreundeten Spanier empfingen mich mit ungeheuchelter Herzlichkeit und so verlebte ich, begünstigt von dem herrlichstem Wetter, noch einige traumschöne Wochen in der Hauptstadt Andalusiens, die damals verführerisch wie eine festlich geschmückte Coquette mit allen Reizen südlicher Natur und südlichen Lebens prangte.

Ich habe bereits im vorigem Bande von dem mährchenhaftem Bilde gesprochen, welches Sevilla in der schönen Jahreszeit bei Abend darbietet. Der Reiz desselben wird noch erhöht, wenn der Vollmond Ströme silbernen Lichts über die Stadt ausgießt, wie es Mitte des October der Fall war, indem dann die zauberhaftesten Beleuchtungscontraste in den säulen- und bäumengeschmückten, von Lampen oder flackernden Feuern erhellten Höfen hervorgebracht werden. In solchen Nächten bin ich oft durch die Straßen Sevillas gewandert und habe, mich gänzlich dem Ungefähr überlassend, häufig allerliebste Genrebilder voll eigenthümlichen Lebens angetroffen, die wohl des

Pinsels eines Malers werth gewesen wären. Um mich ungenirter unter das Volk mischen zu können, pflegte ich bei solchen nächtlichen Spaziergängen die französische Tracht mit dem Nationalcostüm zu vertauschen. Eines Abends führte mich der Zufall nach dem Thore von S. Fernando und, um nicht denselben Weg zurückzugehen, schlug ich die Ulmenallee ein, welche um die Stadtmauer herum nach dem Thor von Carmona läuft. Ich war hier noch niemals bei Nacht gewesen und ward daher nicht wenig durch den Anblick des römischen Aquäducts überrascht, dessen weiße, auf zahllosen hochgeschwungenen Bogen ruhende Schlangenlinie im hellem Mondschein einer tausendfüßigen Riesenassel glich, die über die dunkle Ebene zur Stadt herankroch. Rother Flammenschein beleuchtete grell einen Theil der finstern Wölbung der letzten Bogen, welche die Ansicht des Thores von Carmona verdecken, und jubelndes Gelächter, in das sich die Töne eines Tambourin, einer Guitarre und einer Flöte sowie in regelmäßigen Zwischenräumen lustiger mehrstimmiger Männergesang mischten, schallten durch die unbewohnte stille Gegend. Als ich unter dem von Epheu üppig umranktem Aquäduct hinweggeschritten war, bemerkte ich einen dichten Menschenknäuel, der sich vor einer der vielen Kneipen, welche außerhalb des Thores von Carmona längs der nach Cordoba führenden Straße stehen, um ein großes Feuer geschaart hatte, in dessen Nähe irgend etwas sehr Komisches vorgehen mußte, denn die zunächst Stehenden lachten und schrieen, als sollten sie bersten und gebährdeten sich wie halb toll. Neugierig mischte ich mich ebenfalls unter den lärmenden, aus den niedrigsten Volksclassen bestehenden Haufen und sah nun ein halbes Dutzend junger Burschen, von denen einer eine Flöte, der andere eine Guitarre spielte, während ein dritter unter seltsamen Sprüngen herumtanzte und dabei das Tambourin schlug. Letzteres handhabte er mit einer

bewunderenswürdigen Geschicklichkeit. So lange der Gesang dauerte, der von Allen vierstimmig, doch ziemlich disharmonisch gesungen wurde, balancirte er das Instrument auf der Spitze des Zeigefingers, es fortwährend in schnellster wirbelnder Bewegung erhaltend; endete die Strophe, so schleuderte er es hoch in die Luft, fing es wieder mit dem Zeigefinger auf und ließ es nun mit unglaublicher Schnelligkeit um seinen ganzen Körper herumtanzen, wobei er es an allen Ecken seines Leibes, als an den Ellnbogen, Knieen, Schultern, am Kopf und an den Füßen zum Erklingen brachte. Dabei hüpfte er fortwährend herum, machte einen derben Witz nach dem andern und erregte dadurch unauslöschliches Gelächter unter den Zuschauern. Alle sechs gingen zwar nach französischer Sitte gekleidet, aber entsetzlich zerlumpt und hatten sich mit abgeschabten zerlöcherten Bonapartehüten costümirt; der Tambourinschläger war barfuß und prangte in einem Frack, von dem ein Schoß abgerissen war. Diese seltsamen Lumpenmusiker waren — Studenten aus Salamanca! — Die unbemittelten Studenten jener einst so berühmten Universität pflegen nämlich während der Sommerferien, die in Spanien von Mitte Juli bis Ende October dauern, in allen Provincen herumzuziehen und sich dadurch, daß sie den Schönen Ständchen bringen, lustige Lieder singen und das Volk durch harlekinmäßige Scenen ergötzen, Geld zur Fortsetzung ihrer Studien zu sammeln*). Um nicht erkannt zu werden, wählen

*) Dies thun meines Wissens blos die Studenten von Salamanca. Im Allgemeinem zeichnen sich die spanischen Studenten auf keine Weise vor den übrigen Ständen aus. Auch ist dies nicht möglich, weil sie keinen Staat im Staate bilden wie in Deutschland. Sie stehen unter den Civilgerichten wie alle übrigen Bewohner Spaniens und genießen ganz gleiche Rechte mit diesen. Die Universitäten sind ungefähr nach östreichi-

sie absichtlich jene Lumpenlivree und bemalen sich das Gesicht oder maskiren sich wohl auch. Nie darf bei einer solchen Bande einer fehlen, der das Tambourin auf die beschriebene Art zu handhaben und Witz zu machen versteht, denn gerade dieser gefällt dem Volke am meisten und bekommt, je unsinniger er sich ge-

---

schem Regime eingerichtet. Es finden nämlich halbjährige Prüfungen mit Ertheilung von Censuren statt und beim Anfang einer jeden Vorlesung werden die Zuhörer, die sich aufgezeichnet haben, namentlich aufgerufen und die Fehlenden notirt. Ungeachtet dieser etwas schulmäßigen Einrichtung können sich die spanischen Studenten mehr erlauben und genießen größere Rechte als die deutschen trotz deren hochgerühmten akademischen Freiheit! Als Beleg hierzu will ich einen Vorfall mittheilen, der sich im Winter 1845 in Sevilla ereignete. So viel ich weiß, hatte sich ein Professor irgend eine Ungebührlichkeit gegen einen seiner Zuhörer erlaubt, weshalb er von diesen ausgetrommelt worden war. Da sich dieser Auftritt bei den folgenden Vorlesungen wiederholt hatte, so war das Universitätsgebäude mit Militär besetzt worden. Tags darauf erschien kein einziger Student, vielmehr erklärten alle, sie würden die Auditorien nicht eher wieder betreten, als bis ihnen eine eclatante Genugthuung (wenn ich nicht irre, verlangten sie die Entfernung jenes Professors) gegeben worden sei. Weder Bitten, noch Ermahnungen, noch Drohungen fruchteten etwas; die Studenten blieben bei ihrem Entschlusse und verfaßten nun eine Erklärung, die sie in allen politischen Zeitungen abdrucken ließen. In dieser rechtfertigten sie nicht allein ihr Verfahren, sondern forderten auch ihre Genossen in ganz Spanien auf, in einem ähnlichem Falle dasselbe zu thun. Das Ende vom Liede war, daß die Regierung nachgab und in das Verlangen der Studenten von Sevilla willigte. Was würden die akademischen Senate Deutschlands sagen, wenn ihre freien Studenten sich so etwas erlaubten? — Freilich ist dies bei uns gar nicht denkbar, weil wir keine freie Presse haben. So viel ich weiß, ist kein einziger der Studenten von Sevilla zur Rechenschaft gezogen worden. Nach deutschen Universitätsgesetzen hätten sie sämmtlich wenigstens relegirt werden müssen! —

bährdet und je treffendere und derbere Witze er herausläßt, desto mehr Geld. Ich war schon oft solchen Studenten begegnet, aber noch nie hatte mich ihr Erscheinen so gefesselt, wie dies Mal, weil die Umgebungen und das eigenthümliche, durch das Feuer und den Mondschein hervorgebrachte Licht, welches die bunte bewegte Scene beleuchtete, derselben einen ungewöhnlichen Reiz verliehen. Ich beschloß daher, einige Zeit bei diesem Bilde zu verweilen, drängte mich vollends durch den Haufen hindurch und nahm unter der Weinlaube vor der Thür der Kneipe an einem Tische Platz, an welchem bereits zwei Zigeunermädchen und ein Majo zechend und rauchend saßen. Alle andern Gäste waren hinausgetreten, um den Studenten zuzusehen; nur in einer Ecke saßen vier Männer, die dem Handwerkerstande anzugehören schienen, um einen Tisch, ohne auf den Jubel zu achten, beschäftigt, „al Monte" (Pharo) zu spielen, ein Spiel, das in Spanien leider sehr beliebt ist, selbst unter den niedrigsten Classen des Volkes. Der erwähnte Majo schien sehr aufgelegt zu sein, Händel anzufangen, denn sobald er mich erblickte, stieß er eine seiner Nachbarinen an und sprach, mit dem kleinem Finger seiner linken Hand verächtlich nach mir deutend, in sevillanischem Dialekt: „Mia, zaleroza, hé aqui un uzìa inglecito!“ (Blick auf, Schöne, da kommt ein englischer Zierbengel.) Als ich mir aber einen Krug Wein geben ließ und ihm denselben mit der gewöhnlichen andalusischen Formel credenzte: „E' allá va, á beer! No qui' uzté ná, amiguito?“ (castilianisch: Ea, allá va, á beber! no quiere usted nada, amiguito? Heda, Euch da drüben gilt's, trinkt! Wollt Ihr nichts, Freundchen?) sprang er mit einem jubelnden: „Puñalá! vay' un inglecito á la andaluza! que viva!“ (Bei meinem Dolch! Das ist ein Engländer nach andalusischem Schnitt! Er lebe hoch!) von seinem Sitze auf, wäre mir beinahe vor Freude um den Hals gefallen und nannte mich

sofort seinen „querio compare“ (querido compadre, lieben Gevatter). Neben diesem lustigem Burschen im Schatten des noch mit langen Trauben reich belasteten Rebendaches sitzend, durch dessen breite Blätter einzelne Streifen des Mondlichts verführerisch wie Blicke verliebter Schönen in das dunkle Innere des Hauses fielen, ergötzte ich mich geraume Zeit an dem heitern Nachtgemälde, dem die lange Bogenreihe des römischen Aquäducts, von hier aus im Schatten ruhend und deshalb kohlschwarz, zum Rahmen diente. Nur einzelne Bogen und vorspringende Ecken wurden dann und wann von der Lohe des Feuers blutroth beleuchtet. Rechts davon zeigte sich die finstere Wölbung des Thors von Carmona, wo eine Schildwache schweigend auf und niederschritt, und darüber erschienen die hellschimmernden Häuserreihen der Stadt und der gothische, von der Giralda überragte Riesenbau der Cathedrale, der, ebenfalls größtentheils in Schatten gebettet, sich scharf an dem lichtem sternglänzendem Himmel abzeichnete. Eben hatte der Jubel bei einer höchst possierlichen Capriole des Tambourinschlägers den höchsten Grad erreicht, als ein Weib herbeigelaufen kam und athemlos ausrief: „'stén s'uztées quedos, vien' el ceñor!“ (castilianisch: Estén se ustedes quietos, viene el señor, d. h. Seid ruhig, es kommt der Herr!). Die Studenten hörten augenblicklich auf zu musiciren und traten in die Weinlaube, die Menge verstummte und zertheilte sich nach allen Richtungen; wer von den Männern zurückblieb, nahm den Hut ab. Man hörte jetzt den hellen Ton eines Glöckchens, das in regelmäßigen Pausen ertönte und immer näher zu kommen schien. Bald erhellte sich die Wölbung des Thores von Carmona und es zeigte sich ein Knabe, welcher in der einen Hand eine Laterne, in der andern eine Klingel hielt. Diesem folgte ein Priester im Meßornat, begleitet von zwei Chorknaben mit Rauchfässern und umringt von vier Kirchen-

dienern, die lange Stäbe mit einer achteckigen Laterne an ihrer Spitze trugen. Es war ein Geistlicher, der sich auf dem Wege befand, einem Kranken das Sacrament zu bringen. Sowie er das Thor passirte, trat die gesammte Wache unter das Gewehr und zwei Mann folgten dem Zuge als Sauvegarde, aber mit entblößtem Haupte. Der Priester mußte vor der Kneipe vorübergehen, weshalb sich die Wirthin beeilte, ein Paar Lampen anzuzünden und sie auf die Schwelle zu stellen, wie dies in Spanien gebräuchlich ist, wenn das Sacrament bei Nacht vorübergetragen wird. Auch die Balcons der benachbarten Häuser wurden mit Lampen erhellt. Als der Zug herankam, zogen sich die meisten Männer in das Haus zurück, wohl aus keinem andern Grunde, als um nicht niederknieen zu dürfen. Die Weiber dagegen blieben draußen und sanken sich bekreuzigend gläubig auf die Kniee, als der „Señor" vorüberging. Noch war der Priester kaum wenige Schritte entfernt, so begannen Musik und Lärm von Neuem; ich aber hatte es nun satt, denn schon hatten die Glocken Mitternacht verkündet, und kehrte langsam in die schlummernde monderhellte Stadt zurück.

Sonntags darauf gab es ein großes Volksfest, nämlich die Feria in Torrijos, einem Dorfe auf dem rechtem Ufer des Guadalquivir. Die Mehrzahl der Fremden, welche in Sevilla waren, eilte nach jenem Orte, um dem Jahrmarkt und den damit verbundenen volksthümlichen Festlichkeiten beizuwohnen. Mir war es, offen gestanden, zu heiß, um ein Gleiches zu thun; auch ist der eigentliche Jahrmarkt weniger sehenswerth als die Rückkehr der Majos und Majas, welche an diesem Tage in großer Menge nach Torrijos zu strömen pflegen. Diese anzuschauen begab ich mich eine Stunde vor Sonnenuntergang nach der Triana hinüber. Hier sowie an beiden Ufern des Guadalquivir war halb Sevilla versammelt; auf der Schiffbrücke

herrschte ein solches Gedränge, daß man kaum hindurchkommen konnte, weshalb Viele es vorzogen, sich übersetzen zu lassen. Längst der Quais hielten offene Kaleschen und Chaisen, mit Damen besetzt, welche, den Sonnenschirm in der Hand, ruhig den Einzug der Majos erwarteten; desgleichen waren alle Balcons mit Damen und Herren erfüllt; selbst auf dem Strome schaukelten sich eine Menge geschmückter Gondeln und Böte voll geputzter Leute und die Segelstangen der buntbeflaggten Schiffe zeigten sich über und über mit Matrosen garnirt. Nur mit Mühe gelang es mir, einen Platz auf der Terrasse zu erobern, die sich in der Triana das Stromufer entlang hinzieht. Endlich verkündeten das plötzliche Auseinanderdrängen der dichten Menschenmasse, welche alle Gassen stopfte, und herannahende Musik die Ankunft der Majos. Zuerst kamen mehrere „Carretas," offene vierrädrige Karren mit Flechten aus Rohr, die unsern Leiterwagen gleichen, nur kleiner sind, im Trabe hereingefahren. Alle waren mit Blumenguirlanden bekränzt und mit vier stattlichen reichgeschmückten Maulthieren bespannt. Auf dem ersten Wagen hatte man ein Musikcorps postirt, in den übrigen saß junges Volk beiderlei Geschlechts, welches unablässig Nationallieder nach den Melodieen sang, die von der Musikbande gespielt wurden. Diesem lärmenden Trosse folgten, ebenfalls im Trabe, 30 bis 40 Majos, theils paarweis, theils einzeln, alle im elegantestem Costüm. Sie ritten sämmtlich schöne, feurige, prachtvoll angeschirrte Pferde, deren in Zöpfe geflochtene Mähnen mit bunten Bandquasten geschmückt und deren Schweife häufig so lang waren, daß sie den Boden berührten. Ein jeder hatte hinter sich auf dem aus bunten gestickten Wollendecken bestehendem Sattel ein als Maja gekleidetes Mädchen sitzen. Diese waren weiß angezogen und trugen weiße, mit Blumen und Federn geschmückte Hüte. Sie ritten nach Damensitte, aber ohne Steig-

bügel und hatten deshalb, um nicht herunterzufallen, den linken Arm um den vor ihnen sitzenden Reiter geschlungen, während sie sich mit der rechten Hand an ein weiß- oder gelbseidenes Taschentuch anhielten, das dem Pferde um den Schweif gebunden war. So sprengte der bunte Zug unter tollem Gejauchze zur Triana herein und zog über die Schiffbrücke nach der Stadt. Den Majos folgten noch Hunderte von Reitern aus allen Ständen, die von dem Jahrmarkte heimkehrten, sämmtlich in buntester Nationaltracht prangend, und hinter ihnen schlugen die Wogen der Zuschauermenge zusammen und drängten jubelnd, schreiend und singend durch alle Gassen. —

Außer diesen interessanten Scenen sevillanischen Volkslebens kamen während meines Aufenthalts in der Hauptstadt Andalusiens noch einige akademische und kirchliche Feierlichkeiten vor, die ich flüchtig erwähnen will. Dahin gehörte die Weihe von dreizehn von der Universität creirten Doctoren, die am Morgen desselben Sonntags, wo die Feria von Torrijos war, in der Aula des Universitätsgebäudes stattfand. Diese ist die ehemalige Kirche eines Klosters, das jetzt als Universitätsgebäude benutzt wird. Sie ist zwar nicht groß, aber eine der schönsten Kirchen von Sevilla, ganz einfach, von römischer Bauart und mit einigen prächtigen Grabmonumenten aus weißem Marmor geschmückt. Auf der Terrasse, welche jetzt die Stelle des Hochaltars vertritt, waren Stühle für die Damen aufgestellt, die der Feierlichkeit beiwohnen wollten; das Centrum der Kirche dagegen nahmen zwei Reihen rothsammtner Armsessel ein, die Plätze der Professoren. Diese kamen unter Vortritt eines Militärmusikcorps, das sich später innerhalb der Kirche aufstellte und, nach meinem Dafürhalten etwas unpassend, kriegerische Märsche, Opernstücke und straußische Walzer in den Pausen zwischen den verschiedenen Acten der Feierlichkeit spielte, paarweis

hereingezogen, angeführt von zwei Pedellen in grünseidenen goldverbrämten Talaren, deren jeder einen langen silbernen Stab mit goldenem Knopf trug. Diesen folgte der Rector, ein hochbejahrter Mann und Mitglied der theologischen Facultät, angethan mit einer langen Tunica aus violettem Atlas und einem kurzem, blos die Schultern bedeckenden Mantel von schwarzem Sammet, mit Gold gestickt. Auf dem Kopf trug er ein schwarzsammtnes Käppchen und auf seiner Brust strahlte ein Prälatenkreuz an breiter goldner Kette. Die Professoren gingen sämmtlich mönchisch gekleidet. Sie trugen nämlich schwarzseidne Gewänder mit einer Kapuze, eine Stola und die „Gorla", das vierzipflige Doctorbarett, das auch der Rector in den Händen hielt. An der Farbe der Stola und der Kapuze erkennt man die verschiedenen Facultäten. Bei den Theologen sind diese Kleidungsstücke von weißem, bei den Juristen von rothem, bei den Medicinern von gelbem, bei den Philosophen und Philologen von blauem und bei den Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Facultät von grünem Atlas. Die Decane, die zunächst hinter dem Rector hergingen, zeichnen sich durch breitere und reichgestickte Stolas aus. Den Beschluß machten die neuen Doctoren, die je nach der Facultät, welcher sie angehörten, ebenso gekleidet gingen wie die Professoren (sie waren nämlich sämmtlich Lehrer der Universität), nur daß sie keine Gorla trugen. Als Alle Platz genommen hatten, bestieg der Rector das Catheder und hielt eine lange lateinische Rede, ich weiß nicht mehr, über welchen Gegenstand. Nachdem er sodann auf seinen Platz wieder zurückgekehrt war, mußten die creirten Doctoren einen Eid ablegen, worauf sie unter verschiedenen Ceremonieen die Gorla aus seinen Händen empfingen, und damit war die Festlichkeit zu Ende. Nicht minder feierlich war die Eröffnung der Vorlesungen am Tage aller Seelen, die ebenfalls in der Aula statt-

fand und bei welcher eine Menge von Reden in lateinischer und spanischer Sprache gehalten wurden. Tags zuvor, am Feste aller Heiligen, war große Procession und feierliches Hochamt in der Cathedrale. Letzteres ist dadurch merkwürdig, daß der fungirende Priester die Messe plötzlich in der Mitte abbricht, mit allen Insignien, Meßbüchern und Geräthschaften zur Kirche hinauszieht und hier die Messe an einem zu diesem Zweck vor dem Gebäude des Consulado errichtetem Altar zu Ende liest. Dies geschieht nämlich zum Andenken an den 1. November 1755, an welchem Tage sich bekanntlich das fürchterliche Erdbeben von Lissabon ereignete. Auch in Sevilla war die Erderschütterung so heftig, daß die Giralda wie ein Perpendikel hin und herschwankte und man den Einsturz der Cathedrale befürchtete, weshalb der eben mit dem Lesen der Messe beschäftigte Erzbischof die Kirche verließ, um das Hochamt im Freiem zu beenden. —

Achtes Kapitel.

Ueber Ecija und Antequera nach Malaga. Letzter Aufenthalt daselbst.

„Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu, immer zu,
Ohne Rast noch Ruh!"
Göthe.

Da meine botanischen Operationen in Andalusien mit der Untersuchung der Sierra Morena geendet hatten, so entließ ich gleich nach meiner Ankunft in Sevilla meinen Bedienten, indem mir derselbe in Portugal, welches ich während des Winters bereisen sollte, von keinerlei Nutzen sein konnte. Desgleichen verkaufte ich mein Pferd, weil ich von Malaga aus, wohin mich noch dringende Geschäfte verschiedener Art riefen, zur See nach Portugal zu gehen gedachte. Anfangs war es meine Absicht gewesen, auch nach Malaga zu Wasser zu reisen; später änderte ich jedoch meinen Plan und entschloß mich zur Landreise, theils um den sehr theuern Seeweg nicht zweimal machen zu dürfen, theils um noch einige Gegenden Andalusiens zu sehen, welche ich auf meinen frühern Reisen nicht berührt hatte. Da ich nun aber kein Pferd mehr besaß, so blieb mir weiter nichts übrig, als in einer sogenannten „Galera" nach Malaga zu fahren.

Eine solche Reise ist zwar ungemein billig*), aber ebenso zeitraubend als unbequem. Denn die Galera braucht wenigstens fünf Tage, um bis Malaga zu kommen, während man zu Pferde diese Tour bequem in drei und einem halben Tage zurücklegen kann; und da jene Frachtwagen keine ordentlichen Sitze enthalten, sondern die Passagiere auf und zwischen den Waarenballen und sonstigen Frachtgütern, so gut es geht, vorlieb nehmen müssen, so ist die Existenz in einem solchem Karren auf die Länge fürchterlich. Ist das Wetter schön, so mag es wenigstens auf dieser Tour noch angehen, denn die Gegend ist meist sehr unterhaltend. Auch kann man in diesem Falle, ist man des Kauerns müde, manchmal eine Strecke zu Fuß wandern, ohne besorgen zu dürfen, zurückzubleiben, denn die Galeren sind keine Dampfwagen! Wir Unglücklichen aber, die wir damals diese edle Fahrgelegenheit gewählt hatten, konnten uns weder an der Gegend ergötzen, noch unsern gefolterten Gliedmaßen durch Gehen eine Erleichterung verschaffen, indem mehrere Tage vor dem Abgange der Galera die Herbstregengüsse begannen, die nun mit kurzen Unterbrechungen anderthalb Wochen andauerten. Schon nach

*) Die Galeren haben wie die Diligencen feste Preise, sowohl hinsichtlich der Personenbeförderung als der Fracht. Das Personengeld für eine Fahrt von Sevilla nach Malaga kostet inclusive der Beköstigung unterwegs, die nicht schlecht ist, und der Nachtquartiere nicht mehr als 7 Piaster. Will man selbst für Beköstigung und Herberge Sorge tragen, so zahlt man blos 4 Piaster. Man kommt aber dann sicher theurer weg als im erstem Falle, zumal wenn die Galera durch schlechtes Wetter aufgehalten ein Paar Tage länger unterwegs bleiben muß, als man gerechnet hatte. Hat man Alles gleich voraus bezahlt, so muß der Mayoral für Beköstigung und Herberge sorgen, die Reise möge so lange dauern, als sie wolle, ohne für eine unvorhergesehene Verlängerung derselben einen Pfennig mehr fordern zu dürfen.

drei Tagen waren die ungepflasterten Fahrwege des sevillanischen Flachlandes so grundlos geworden, daß der Mayoral sich nicht getraute, auf der gewöhnlichen Route über Osuna nach Antequera zu fahren, und wir uns entschließen mußten, der madrider Heerstraße bis Ecija zu folgen und von dort über Estepa nach Antequera zu gehen, indem jene Gegend hüglig und felsig, das Terrain daher fester ist als in den Ebenen von Sevilla und Osuna. Dies ist aber ein Umweg von wenigstens einer Tagereise, und da das Regenwetter von Tag zu Tag ärger wurde, so befanden sich die Wege auch zwischen Ecija und Estepa in einem gräßlichem Zustande. So kam es, daß im Ganzem sieben Tage verflossen, ehe wir in Malaga eintrafen. Sieben Tage in einem solchem Frachtkarren! Dazu gehört mehr als Engelsgeduld! Zusammengerollt wie Schnecken, ohne ein Glied regen zu können, lagen wir den größten Theil des Tags in den Mantel gehüllt unter der ringsum zugezogenen Plane, die noch zum Ueberfluß an einigen Stellen schadhaft war, so daß große Wassertropfen unaufhörlich auf uns herabträufelten: — wahrlich, das war eine Galeerenexistenz! —

Es war am spätem Morgen des 6. November, als ich bei plätscherndem Regen in diesem Marterkasten Sevilla verließ, welches ich nicht mehr wiedersehen sollte. Meine Reisegesellschaft war ziemlich aus allen Weltgegenden zusammengewürfelt, bestand aber zum Theil aus etwas unangenehmen Elementen. Außer mir befanden sich nämlich noch ein junger adliger Herr, der sich indessen nicht einer allzu feinen Bildung zu erfreuen schien, aus Antequera und ein Schneider aus Malaga, ein Kerl von höchst brutalem Wesen, welcher Niemanden ungeschoren ließ, in dem Wagen, ferner ein armer Teufel aus Rio Janeiro und ein junger Lieutenant aus Manila mit seinem Bedienten. Dazu kam noch ein Fräulein, die Schwester des zuerst genannten

Antequereño, welche aber weder eine Venus noch eine Minerva war. Diese ganze Gesellschaft, inclusive meine eigene werthe Person, hockte beisammen ungefähr wie Häringe und schützte sich gegenseitig gegen den von allen Seiten hereindringenden Regen. Da die Galeren den Tag über niemals einkehren (die Pferde und Maulthiere sind in Spanien schon so gewöhnt, daß sie blos zweimal des Tages Hunger haben, nämlich früh und Abends), so muß der nöthige Mundvorrath für unterwegs mitgenommen werden. Es baumelten daher verschiedene Körbe mit Brod, Würsten, Fleisch, Zwiebeln, Früchten und was weiß ich Alles, je nach der Liebhaberei der Eigenthümer erfüllt, über unsern Köpfen hin und her, indem sich nicht alle Passagiere vom Mayoral beköstigen ließen. Dieser, ein alter, mürrischer, triefäugiger Mann, saß nebst dem Zagal zu unsern Füßen auf dem einzigem Sitze, den es im Wagen gab, zwischen einem großem Weinschlauche und einem mit Wachsleinwand überzogenen Kober, welcher die Lebensmittel für ihn, den Zagal und die Passagiere, für die er Sorge zu tragen hatte, enthielt, und öffnete den Mund selten zu etwas Anderem als zu einem derben Fluch, um damit die trägen Maulthiere, an Zahl sechs, zu rascherem Gange anzutreiben. Trotz der, ich glaube, mit wollenen Waaren erfüllten Ballen, auf denen wir herumlagen, wurde ununterbrochen geraucht, denn der Spanier risquirt lieber zu verbrennen, als daß er sich des Vergnügens zu rauchen entschlüge. Daraus erwuchs aber eine neue Pönitenz für mich von wegen der Verschiedenheit der Arome, die dabei zum Vorschein kamen. Der Herr aus Antequera behauptete zwar, ächte Habanas zu rauchen; dennoch dufteten seine Cigarren ungefähr wie versengtes Schweinefett. Der Brasilianer, welcher sich vorzugsweis an mich attachirte, wohl aus keinem anderem Grunde, als weil ich ihn nicht zur Zielscheibe des Spottes machte, womit sich die

übrigen Insassen des Wagens während der ganzen Fahrt vergnügten; rauchte ein noch viel entsetzlicher stinkendes Kraut und der Philippinentabak, dessen sich der Officier und sein Bursche bedienten, roch auch nicht wie Ambra. Kurz, es war ein höchst beneidenswerthes Loos, in dieser Galera zu fahren! —

Nach 12 Uhr ließ der Regen etwas nach. Ich öffnete die Plane und bemerkte, daß wir uns in einer sehr olivenreichen, doch völlig unbewohnten Ebene befanden. Beide Ränder der Chaussee waren, soweit man sehen konnte, von Hecken kolossaler Aloen eingefaßt. Eine Stunde später gelangten wir nach dem Flecken Mayrena del Alcor, berühmt wegen seines großen Pferde- und Jahrmarkts, der alljährlich im April stattfindet, und gegen Sonnenuntergang nach Carmona, wo wir übernachteten. Dies ist eine kleine, aber sehr lebhafte Stadt (sie besitzt 13,000 Einwohner) und fast durchgängig mit schönen Gebäuden geziert, indem viele reiche Adlige, die fürs Gewöhnliche in Sevilla leben, hier ihre Wohnsitze haben. Der Thurm der Hauptkirche, die an einem schönem, mit Promenaden geschmückten Platze liegt, ist eine Nachahmung der Giralda. Carmona ist uralt; zur Zeit der Römer hieß es Carmo. Noch erinnern seine beiden Hauptthore, durch welche die Chaussee hindurchführt, an die römische Herrschaft. Besonders ist die Puerta de Cordoba ein schönes Denkmal antiker Baukunst. Die Stadt liegt hüglig in einer äußerst fruchtbaren, namentlich an Oelbäumen sehr reichen Gegend und bietet vorzüglich deshalb einen pittoresken Anblick dar, weil sich in ihrer Mitte an ihrer höchsten Stelle ein noch ziemlich wohl erhaltenes umfangreiches Castell aus der Maurenzeit erhebt, das sich beim Mondenschein (denn die Nacht war ganz schön) mit seinen dicken, zinnengekrönten, vom Wetter geschwärzten Thürmen ganz prächtig ausnahm. Zufälliger Weise war eine Schauspielertruppe anwesend und so eilten wir sämmtlich nach

dem Theater, da wir nichts Besseres vorzunehmen wußten. Das Schauspielhaus war erst neu gebaut und wirklich ganz allerliebst. Es war geschmackvoll decorirt, gut beleuchtet und mit mehreren Reihen ziemlich eleganter Logen versehen. Die Schauspieler hätten besser sein können, indessen dienten sie wenigstens dazu, die Langeweile eines Herbstabends zu verkürzen.

Bei hellem Himmel fuhren wir in früher Morgenstunde durch den hochgeschwungenen Bogen des Thores von Cordoba über die Cuesta de Carmona, eine lange, in den felsigen Abhang des Stadthügels gesprengte Schnecke, in das schön bebaute Thal des Rio Corbones hinab. Gleich jenseits dieses ziemlich wasserreichen Flusses verflacht sich die Gegend wieder vollkommen und ist größtentheils völlig unbewohnt und unbebaut, blos von Gestrüpp der Zwergpalme überzogen. Gegen 10 Uhr bewölkte sich der Himmel von Neuem und unter strömendem Regen fuhren wir durch die kleine, von Carl III. gegründete Colonie Luisiana und um 7 Uhr Abends durch ein alterthümliches Thor in die große und volkreiche Stadt Ecija hinein. Da es sowohl diesen ganzen Abend als am folgendem Morgen wie mit Kannen goß, so konnte ich diese schön gelegene und mit mehreren sehenswerthen Kirchen geschmückte Stadt leider nicht in Augenschein nehmen und mußte froh sein, ein recht gutes Café zu finden, um daselbst den Abend mit Zeitungslectüre todtschlagen zu können. Ecija liegt auf mehrere Hügeln am linkem Ufer des hier schiffbaren Jenil, woselbst sich eine sehr schöne Promenade befinden soll, und ist eine uralte Stadt (zur Zeit der Römer hieß sie Astigis), die jetzt über 35,000 Einwohner zählt. Sie gilt für den heißesten Ort von ganz Andalusien, weshalb sie „el Sarten de Andalucia“ (die Bratpfanne von Andalusien) genannt zu werden pflegt.

Den nächsten Abend blieben wir in Estepa, wohin wir erst

gegen Sonnenuntergang kamen, obgleich es blos 5¼ Leguas von Ecija entfernt ist; denn die Wege waren so kothig, daß unsere Maulthiere den schwerfälligen Wagen kaum fortzubringen vermochten. Die Gegend ist hüglig und ziemlich anmuthig, doch wenig bewohnt. Im Süden sieht man gleich hinter Ecija den kahlen Felsenkamm der Sierra de Estepa, an deren östlichem Abhang die ziemlich große und freundliche Stadt, beherrscht von einem noch ganz wohl erhaltenen maurischen Castell mit vielen Thürmen, in einer sehr olivenreichen Gegend liegt. Die Straßen steigen zum Theil so steil an, daß wir Vorspann nehmen mußten, um die Galera bis zum Platze emporzuschaffen, wo unsere Posada lag. Diese stach gewaltig gegen die reinlichen, bequemen und wohl versehenen Paradores von Carmona und Ecija ab und bezeugte uns, daß wir uns nicht mehr auf der königlichen Heerstraße befanden. Da es in Estepa weder ein Café noch Sehenswürdigkeiten giebt, so verbrachten wir den ganzen Abend trotz des schönen Wetters, welches auf den Morgenregen gefolgt war, in der Küche der Posada am Feuer sitzend, denn es war empfindlich kalt. Estepa hat nämlich eine schon um Vieles höhere Lage als die Ebene von Sevilla und ist beinahe auf allen Seiten dem Spiel der Winde ausgesetzt. Die ganze Gegend gehört ihrer natürlichen Beschaffenheit nach bereits zu Hochandalusien, denn die Sierra von Estepa ist ein Zweig jener ziemlich hohen Bergkette, welche sich von den Gebirgen von Loja an weit nach Südwesten erstreckt, das Thal des Guadalhorce von dem Flachlande des Königreichs von Sevilla und vom Thale des Guadalete scheidet und die Hochebene von Ronda im Norden begränzt.

Tags darauf war schönes Wetter; wir merkten aber an der immer kühler werdenden Luft, daß wir uns den rauhen

Gebirgen Hochandalusiens näherten. Bald hinter Estepa versank unser Wagen bis über die Axen im Kothe. Wir stiegen sämmtlich aus und bemühten uns, den Karren flott zu machen, doch vergebens. Endlich führte uns der Himmel einen andern Wagen herbei, mit dessen Maulthieren wir den unsrigen glücklich aus dem Schlammloche herausrankerten. Durch einen von den kahlen Felsenbergen der Sierra eingefaßten Grund, der an einzelnen Stellen schöne Aussichten auf die hohen Gebirgsketten von Loja und Antequera eröffnete, gelangten wir nach dem großem Flecken la Roba, welcher in einer rings von olivenbewaldeten Höhen umgebenen Getreideebene liegt. Hier trafen wir die von Malaga kommende Galera, welche uns die höchst angenehme Nachricht brachte, daß die Vega von Antequera wegen des Austritts des Guadalhorce nicht zu passiren sei. Sie selbst sei Tags zuvor nur mit genauer Noth hindurchgekommen. Da das Wetter schön bleiben zu wollen schien und daher vorauszusehen war, daß jener Fluß bald wieder fallen werde, so beschlossen wir, wenigstens bis Mollina vorzubringen, dem erstem Flecken der Provinz von Malaga, welcher Antequera gegenüber am Rande der rechten Thalwand des Guadalhorce gelegen ist. Der Weg dahin ist sehr unterhaltend. Er läuft nämlich zum Theil an einem großem Landsee hin, an dessen jenseitigem Ufer das Dorf Fuente de Piedra sehr malerisch zwischen olivenbekränzten Hügeln ruht. Zur Linken erhebt sich ein felsiger Kamm in sanft geschwungenen Linien, la Camorra genannt, in dessen Innern sich ungeheuer weitläufige Höhlen befinden, von denen das Volk viele Mährchen und schauerliche Räubergeschichten erzählt. Die ganze Gegend bis nach Mollina ist gänzlich mit Oelbäumen bedeckt, welche

auch den größten Theil der Abhänge des Guadalhorcethales einnehmen.

Es war noch nicht 3 Uhr, als wir bereits in Mollina eintrafen, und wäre das Wetter nicht schön gewesen, so würde ich mich in diesem schlechtem Neste entsetzlich gelangweilt haben. Ich verbrachte den größten Theil des Nachmittags auf Spaziergängen längs des Randes des fruchtbaren Thales, mich an der prächtigen Aussicht ergötzend. Das Thal des Guadalhorce ist zwei Leguas breit, durchgängig bebaut und mit vielen Cortijos besät. Der sonst unbedeutende Fluß hatte große Strecken überschwemmt, doch sah man deutlich, daß die Fluth im Abnehmen begriffen sei. Sehr schön nimmt sich das vielthürmige Antequera aus, das am Abhange der gleichnamigen Sierra liegt, eines wildromantischen, über 4000 Fuß hohen Gebirges, welches sich im Osten an die Sierra von Loja anlehnt. Oestlich von Antequera erhebt sich ganz isolirt ein ungeheuerer, an seiner Ostseite ganz senkrecht abstürzender Felsenberg aus der Ebene. Ueber diesen geht folgende Sage unter dem Volke. Ein junger castilianischer Ritter fiel auf einem Streifzuge den Mauren in die Hände und ward Sclave im Hause eines der vornehmsten und mächtigsten Herren von Granada. Dieser besaß ein einziges Kind, ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, welche bereits mit einem maurischem Ritter verlobt war. Bald aber entspann sich ein zartes Verhältniß zwischen ihr und dem Spanier, bis Beide sich ewige Liebe und Treue schworen. Eines Tages, wo sie unbewacht waren, entflohen sie aus Granada. Kaum aber waren sie fort, als man ihre Flucht entdeckte und ihnen nachsetzen ließ. Der Maure, vor Wuth schäumend, daß seine Tochter mit einem Christen davongegangen sei, stellte sich selbst an die Spitze einer Reiterschaar und ereilte die Lieben-

den in der Nähe von Antequera. Diese flüchteten sich in der Angst nach jenem Felsen, in der Hoffnung, in seinen Schluchten den Blicken der Verfolger zu entgehen. Die Mauren entdeckten sie jedoch und trieben sie endlich, ihnen von Klippe zu Klippe nachsetzend, bis auf den höchsten Gipfel. Schon streckte der Maure seinen Arm aus, um seine Tochter zu ergreifen, als sich die Liebenden umarmten und sich rasch über die ungeheure Felswand der Ostseite hinabstürzten. Seit jenem Ereigniß führt der Berg den Namen la Peña de los Enamorados (der Felsen der Liebenden); da aber, wo der grausame Vater das Paar einholte, sprudelt jetzt ein prächtiges Nacimiento, das nach der Volkssage aus den Thränen des Mädchens entstanden sein soll, weshalb es la Fuente de la Mora (die Quelle der Maurin) heißt. Dieses Nacimiento befindet sich eine Viertelstunde von Antequera am Fuße der Sierra, dicht an der nach Malaga führenden Straße. Der Felsen der Liebenden ist auch historisch merkwürdig. Im Jahre 1486 hielt hier nämlich Ferdinand der Katholische einen großen Kriegsrath, um sich über die Belagerung von Loja zu berathen. —

Während der Nacht hatte es wieder geregnet, der Morgen war trüb und kühl, das Gebirg lief hinab mit schwerem Gewölk bedeckt. Doch war der Guadalhorce in seine Ufer zurückgekehrt und so verließen wir bei Zeiten die schlechte Posada von Mollina, gelangten aber erst nach 6½ Stunden nach Antequera, denn die Grundlosigkeit des Weges durch die Vega dieser Stadt überstieg alle Begriffe. Die Maulthiere versanken häufig bis über die Kniee in den Löchern, welche der ausgetretene Fluß auf der ungepflasterten Straße gewühlt hatte, und hätten wir nicht Vorspann von Mollina mitgenommen, so würden wir uns schwerlich bis an die Brücke hindurchgearbeitet haben. Schon

in den Umgebungen von Mollina hatte ich ziemlich viel hölzerne Kreuze bemerkt; die „Milagros" mehrten sich aber, je mehr wir uns Antequera näherten. Dies fiel mir auf, denn das Land sah gar nicht so aus, als könne es viel räuberisches Gesindel beherbergen. Verwundert fragte ich den Mayoral, ob denn hier herum so viele Raubmorde vorgefallen seien. „No, Señor! no hay ladrones por esta tierra; se matan aqui por venganza; la gente no vale mas que chinches!" (Nein, Herr! In dieser Gegend giebt es keine Räuber; man mordet sich hier aus Rache; die Menschen gelten hier nicht mehr als Wanzen!) erwiederte er. Der Antequereño, welcher uns begleitete, erklärte mir nun die Sache genauer. In Antequera herrscht noch das Faustrecht und in Folge davon die Blutrache, ungefähr wie in Corsica. Namentlich ist ein solches Verfahren in Bezug auf Ehrensachen beliebt. Wer sich an seiner Ehre gekränkt fühlt, sucht sich an seinem Gegner zu rächen, sei es durch einen Zweikampf mit demselben, sei es dadurch, daß er ihm heimlich nachstellt. Kommt dabei eine tödtliche Verwundung vor, so entflieht der Mörder; die Familie des Ermordeten aber spürt ihm nach und rächt den Mord entweder an dem Thäter selbst oder, kann sie diesen nicht erreichen, an dem ersten besten Verwandten desselben. Den Gerichten wird ein solches Verbrechen niemals angezeigt, das wäre ganz gegen den Comment. Diese fürchterliche Sitte, welcher schon Hunderte zum Opfer gefallen sind, hat ihren Grund in der Bevölkerung von Antequera. Diese besteht nämlich zum großen Theil aus Adligen, die zwar der Mehrzahl nach verarmt sind, doch meist aus uralten berühmten Geschlechtern abstammen. Diese verschmähen es, sich in Ehrensachen an die bürgerlichen Gerichte zu wenden und befehden einander wie weiland die Ritter des Mittelalters. Da nun aber das Faustrecht durch die Gesetze des Staates verpönt ist, so wer-

den diese Fehden ganz heimlich betrieben und machen sich blos durch ihre blutigen Resultate bemerkbar, die in klares Licht zu stellen den Gerichten nur selten gelingt. Das Innere von Antequera zeugt von seinen Bewohnern. Wohin man blickt, gewahrt man große, mit Wappenschildern geschmückte Gebäude; auch kann man darauf rechnen, daß unter zehn Personen, denen man auf der Gasse begegnet, wenigstens ein Marquis oder Graf oder doch ein gnädiger Herr ist. Dabei sind aber viele dieser Hidalgos oft Schreiner, Schuhmacher und Schneider, denn die Mehrzahl des Adels ist, wie schon bemerkt, sehr verarmt; nur ihr ritterliches Blut ist ihnen geblieben.

Antequera (römisch Antecaria) ist eine große und gewerbfleißige Stadt, die gegenwärtig 29,000 Einwohner zählt. Sie besitzt viele Seifensiedereien und Seidenmanufacturen, namentlich aber sehr große Färbereien und Fabriken von „Bayetas" (einer Art groben Flanells), in denen viele Hunderte von Weibern und Kindern beschäftigt werden. Da die Galera beinahe einen ganzen Tag in Antequera rastete, so hatte ich Zeit, mich in der Stadt umzusehen. Leider zwang mich das bald nach unserer Ankunft von Neuem beginnende Regenwetter, fast den ganzen Nachmittag auf einem Café unter politisirenden und Billard spielenden Hidalgos zuzubringen. Indessen gestattete mir der Abend und der nächste Morgen, wo das Wetter zwar kühl und trüb, doch nicht regnerisch war, einige Spaziergänge zu machen. Antequera liegt zum Theil eben, zum Theil an dem Abhange eines Hügels, welcher durch ein breites malerisches Thal, an dessen Abhängen die schon erwähnten Flanellfabriken liegen und durch welches die Straße nach Malaga zum Gebirge emporsteigt, von dem Fuße der eigenlichen Sierra geschieden ist, und theilt sich danach in die obere und untere Stadt. Letztere ist modern und besitzt breite gutgepflasterte Straßen und hübsche

mehrstöckige Häuser, die obere dagegen alt, winklig, finster, mit steil ansteigenden engen Gassen und vielen alterthümlichen Kirchen und Klöstern. (Es giebt im Ganzen 5 Kirchen und einige 20 Klöster.) Von dem an der Westseite der untern Stadt gelegenen Thore von Malaga an, wo sich die Alameda befindet, geht eine sehr lange Gasse, die Calle real, sich allmälig immer mehr verschmälernd und ansteigend bis an die Cuesta de la Imagen, wie die Treppe heißt, welche zu dem Gipfel des Berges emporführt, auf dem das Castell von Antequera thront. Die Calle real ist in ihrer obern Hälfte fast von lauter alterthümlichen, wappengeschmückten, burgartigen Gebäuden eingefaßt. Das sehr umfangreiche Castell, innerhalb dessen Mauern sich eine der heiligen Jungfrau geweihte Kirche von gothischer Bauart mit prächtigem Portal befindet, ist größtentheils zerstört, muß aber sehr fest gewesen sein. Es rührt wie die meisten Burgen Andalusiens von den Mauren her, denen Antequera erst im Jahre 1410 unter der Regierung Johanns II. abgenommen wurde. Den Eingang des Castells bildet ein gewaltiger Bogen, el Arco de los Gigantes genannt, ein Denkmal römischer Baukunst. Noch gewahrt man einige verwitterte römische Inschriften an seinen Wänden. Die Aussicht von den Wällen der Burg ist nach allen Seiten hin köstlich und ich bedauere nur, daß mich das Wetter so wenig begünstigte, als ich diesen Punct besuchte.

Von Antequera führt eine gute Straße durch die Sierra und das Thal des Rio de Campanillas nach Malaga, welche Stadt blos 8 Leguas entfernt ist. Leider hat man bei dem Baue dieser Straße vergessen, manche der zahllosen Schluchten, welche sie kreuzt, zu überbrücken, weshalb sie bei heftigen Regengüssen, wo sich diese Schluchten plötzlich mit Wasser anfüllen, häufig impracticabel wird, und dann ist man genöthigt, oft einen halben Tag und länger in einer der schlechten Ventas, die an der

Straße stehen (denn auf der ganzen Tour bis Malaga giebt es kein einziges Dorf), zu warten, bis sich das Wasser verlaufen hat. Auch uns war dieses Loos beschieden. Bei unserer Abfahrt regnete es zwar nicht, aber kaum waren wir in den Wolkenmantel eingetreten, welcher die Sierra verhüllte, so begann es zu nässen und in Kurzem regnete es nicht nur, sondern graupelte und schneite wie bei uns im November. Dabei wehte der Wind so kalt, daß sowohl uns als unsern armen Maulthieren die Glieder erstarrten, weshalb wir uns genöthigt sahen, in der Venta del Puerto so lange zu warten, bis dieses winterliche Wetter vorübergegangen sein würde. Jenes einsame, öde und hoch gelegene Wirthshaus, in dessen beschränkter Hausflur wir uns nur mit Mühe ein Plätzchen an dem qualmenden Heerdfeuer erobern konnten, indem sie von Presidiarios wimmelte, die hierher beordert worden waren, um die Straßen auszubessern, steht am Eingange der Boca del Asno, eines wegen seiner Stürme gefürchteten Passes, der eine Höhe von 3600—3800 Fuß erreichen mag und durch den die Straße nach Malaga läuft. Dieser Paß stellt eine breite Kluft dar und spaltet die Sierra von Antequera in zwei ungleiche Hälften. Die westliche Hälfte ist die größte und höchste und namentlich an ihrer Nordseite von riesigen Felsmassen aus Marmor erfüllt, welche die abentheuerlichsten Gestalten bilden, ungefähr wie die adersbacher Felsen in Schlesien, nur daß sie um Vieles höher sind. Dieser Theil der Sierra, ebenso berüchtigt wegen seines höhlenerfüllten Felsenlabyrinths, von dem das Volk behauptet, daß, wer sich in ihm verirrt, sich nie mehr herausfinden könne, als berühmt wegen seiner Marmorbrüche, heißt el Torcal de Antequera. Leider ließen die Wolken, welche unablässig ihre feuchten Schwingen um die Felsenschultern der Sierra breiteten, nur einen kleinen Theil dieser eigenthümlichen Gegend sehen, die in günstiger Jahreszeit

auch in botanischer Hinsicht von höchstem Interesse ist. Nach mehrstündigem Warten ließ das Regenwetter endlich nach und wir brachen wieder auf. Allein es war nicht mehr daran zu denken, Malaga noch diesen Tag zu erreichen, denn die Mittagsstunde war längst vorüber. Trotz des Nebels und der äußerst schmutzigen Straße zog ich es vor, zu Fuß zu gehen, denn der Wind wehte uns so schneidend kalt aus der Boca del Asno entgegen, daß man beim Stillsitzen ganz steif wurde. Wir hatten die Kluft schon längst passirt und waren schon weit am Südabhange der Sierra hinabgestiegen, als die Wolken aus einander flatterten und wir nun durch den plötzlichen Anblick des vielfach zerklüfteten, wildromantischen, reichbebuschten Hügellandes, welches zwischen der Sierra de Antequera und der Seeküste liegt, überrascht wurden. Hinter diesen malerischen Bergen, die noch größtentheils unter den Schlagschatten der Wolken begraben waren, breiteten sich, hell in der Sonne schimmernd, die Vega von Malaga und die Sierra de Mijas aus, überspannt von dem glänzenden Spiegel des herrlichen Mittelmeers. Wie bezaubernd mag erst bei hellem Wetter die Aussicht von dem höchsten Puncte der Boca del Asno sein, wo man sowohl nach Süden zu fast die ganze Provinz von Malaga überschaut als rückwärts einen großen Theil der Provinzen von Sevilla und Cordoba! —

Nachdem die Straße sich in zahllosen Zickzacks an dem Hauptwalle der Sierra hinabgewunden hat, überschreitet sie bei einer Venta den Rio de Campanillas, einen wilden Bergbach, der das flüchtig geschilderte Hügelland durchströmt. Sein Thal, in welchem sich die Straße beinahe acht Stunden lang hinabschlängelt, bald am Ufer des Flusses hinlaufend, bald an schwindelnden Abgründen hängend, gehört zu den prachtvollsten Gebirgsgründen, die mir bekannt sind. Schroffe Kegelberge von mannshohem immergrünem Gebüsch dicht bekleidet, dunkle

enge, von Klippen starrende Schluchten, groteske vielgestaltige Felsmassen, von Epheu und wildem Wein malerisch bekränzt, düstere Gehölze von Kork- und Immergrüneichen wechseln mit hellgrünen Weinhügeln, mit Oliven- und Orangeplantagen, mit Maisfeldern und mit saftigen Weidegründen ab; an den Abhängen der Berge und in den Seitenthälern schimmern freundliche Cortijos und Lagares und hier und da liegt eine Mühle zwischen Felsen eingeklemmt oder von alten ehrwürdigen Eichen und Oelbäumen überschattet am Ufer des Flusses, dessen wilde Gewässer bald tiefe kesselartige Becken bilden, bald über mächtige Marmorblöcke hinwegstürzen, bald in weißen Schaum aufgelöst sich durch rinnenartig zusammengeneigte Felswände zwängen. Dieses romantische Hügelland, dessen südliche Kämme fast ganz von Wein bedeckt sind, heißt die Axarquia und ist in allen Kriegen der Schauplatz blutiger Gefechte gewesen. Namentlich ist die Axarquia durch jenen furchtbaren Ueberfall zu Anfange des granadinischen Krieges berühmt geworden, in welchem die Blüthe der andalusischen Ritterschaft durch die kühnen Schaaren des alten El Zagal vernichtet wurde. Dieser Kampf ereignete sich in der Nacht vom 20. zum 21. März 1483. Nachdem nämlich der kecke Anschlag auf Alhama geglückt war, gedachte die andalusische Ritterschaft einen ähnlichen auf Malaga auszuführen. Mehrere Tausend Soldaten und viele Hundert Ritter, auf das Glänzendste gewappnet, zogen, geführt von dem Marquis von Cadiz, vom Grafen von Cifuentes, von Don Alonso de Aguilar und dem Großmeister von Santiago, am 19. März aus Antequera, um sich unbemerkt durch die Schluchten des Gebirges nach der Ebene von Malaga zu schleichen. Eine große Menge von Kaufleuten folgte dem Heere in der Hoffnung, einen guten Handel durch Ankauf der

Beute machen zu können, denn die Spanier hielten den Erfolg der Expedition für ganz gewiß. Allein einige maurische Spione hatten das Heer entdeckt und setzten El-Zagal, der sich damals in Malaga befand, von dem Anschlag der Ritter in Kenntniß. Fünfhundert auserlesene Krieger, geführt von El-Zagal in Person, begaben sich hierauf unverzüglich in die Axarquia und überfielen die Spanier am 20. März gegen Abend, als sie sich eben in den wildesten Schluchten befanden. Die Ritter wehrten sich vergeblich, denn die Mauren ließen sich gar nicht sehen, sondern begnügten sich damit, Felsblöcke in das Thal hinabzuwälzen, wo das spanische Heer stand. Erst als dieses sich zurückzuziehen begann und die Nacht hereinbrach, kamen die Mauren aus ihren Verstecken hervor. Es begann nun ein furchtbares Blutbad. Die Mehrzahl der spanischen Soldaten ließ sich morden, ohne Widerstand zu versuchen, denn die Wachtfeuer, die rechts und links, vor und hinter ihnen auf allen Bergen aufflammten, und das wüthende Geschrei der Mauren, welche den gefürchteten Namen El-Zagals in allen Gründen erklingen ließen, hatten einen panischen Schrecken unter ihnen verbreitet. Vergeblich suchten die Führer die Fußvölker zu sammeln, denn die Cavallerie war bereits größtentheils durch die herabrollenden Felsblöcke vernichtet worden; auch sie, selbst der Marquis von Cadiz und der stolze Aguilar, mußten sich endlich zur Flucht entschließen und kamen den folgenden Tag mit einem geringen Häuflein nach Antequera zurück. Der Graf von Cifuentes und 250 der ausgezeichnetsten Ritter fielen den Mauren gefangen in die Hände; 570 gemeine Soldaten nebst allen Kaufleuten, die dem Heer gefolgt waren, wurden auf dem Markte von Malaga öffentlich als Sclaven verkauft; beinahe alle Uebrigen waren geblieben. Noch heut zu Tage heißt eine

Stelle, wo der Kampf am heißestem wüthete, die Nordlehne (la Cuesta de la Matanza.)

Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange entgegen und vergoldete die Felsen der Sierra de Antequera, die mittlerweile hell geworden war und von frischgefallenem Schnee bedeckt erschien, als wir die Venta de Galvez erreichten. Wir wollten hier übernachten, konnten aber kein Unterkommen mehr finden und mußten uns daher dazu bequemen, die nicht weit entfernte Venta de la Cruz zu unserm Nachtquartier zu wählen, ein schlechtes Wirthshaus, wo außer Reis und Stockfisch keine Lebensmittel vorhanden waren. Während der Nacht brach wieder ein neues Regenwetter los, das mit furchtbarer Heftigkeit bis zum andern Morgen um 11 Uhr anhielt. Kaum waren wir zwei Stunden lang gefahren, so kamen wir an eine Schlucht, deren gewöhnlich höchst unbedeutender Bach so angeschwollen war, daß er nicht zu passiren ging. Einem Arriero, welcher dies versucht hatte, waren mehrere Maulthiere ertrunken. Wir mußten daher umkehren und in einer benachbarten Venta warten, bis sich das Wasser etwas verlaufen hatte. Gegen Mittag ward das Wetter endlich schön, worauf wir um 2 Uhr unsere Reise fortsetzten. Bei hellem Sonnenschein eilten wir nun in dem mit jeder Stunde prachtvoller werdenden und bald von cypressenumkränzten Haciendas und Lagares wimmelnden Grunde hinab und erblickten gegen Sonnenuntergang das weite Thal des Guadalhorce, die Vega von Malaga, das Meer und die dunkeln goldumflossenen Gipfel der Sierra de Mijas. Schon breitete der Mond seinen weichen Silberschleier über Land und Meer, als wir drei Stunden später in die geräuschvollen Gassen von Malaga hineinfuhren.

Hier herrschte damals große Aufregung wegen der kurz zuvor stattgehabten tumultuarischen Auftritte zu Valencia, in Folge deren eine große Menge der angesehensten Progressisten dieser Stadt proscribirt worden waren, obwohl sich blos das Militär bei jenem Tumult betheiligt hatte. Die Erbitterung des Volkes stieg aber aufs Höchste, als bald darauf der General Narvaez zum Grand von Spanien unter dem Titel eines Herzogs von Valencia erhoben wurde, und man fürchtete nun jeden Tag einen Aufstand. Doch geschah nichts; selbst der Namenstag der Königin (der 19. November) ging ruhig vorüber. War das Volk selbst zu besonnen oder ließ es sich durch das Consigniren des Militärs in die Casernen, die Bewaffnung der Batterieen des Gibralfaro, die Verdopplung der Wachen und das Erscheinen einer französischen Corvette und mehrerer spanischen Kriegsfahrzeuge im Hafen abschrecken; kurz, sowohl am Vorabende des Festes, wo die Stadt wie gewöhnlich erleuchtet war und das Musikcorps der Garnison ein öffentliches Concert auf dem Constitutionsplatze gab, woselbst man das Bildniß der Königin auf dem Balcon des Stadthauses ausgestellt hatte, als am folgendem Tage wurde die Ruhe nicht im Geringsten gestört, obwohl große Volkshaufen in allen Gassen auf und niederwogten. Was mich selbst betrifft, so ging mein letzter vierwöchentlicher Aufenthalt in Malaga sehr ruhig unter vielfachen Arbeiten an den Sammlungen des vergangenen Sommers vorüber. Vicente kam nochmals nach Malaga, theils um mir die in Granada zurückgelassenen Sammlungen zu bringen, theils um mich noch einmal zu sehen. Ich muß gestehen, daß es mir ordentlich leid that, als dieser wackere Mann, der mir, Kleinigkeiten abgerechnet, fünf Vierteljahre lang treu gedient hat, auf

immer von mir schied. — Nachdem endlich alle Sammlungen nach Marseille expedirt waren, hielt mich nichts mehr in Malaga zurück und ich wartete nun blos auf die Ankunft des nächsten Dampfschiffes, um mich von Neuem nach dem Westen der Halbinsel zu begeben. —

Neuntes Kapitel.

Seefahrt nach Gibraltar, Cadiz und Huelva. Aufenthalt in Ayamonte.

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Feuer mit Wasser sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt."
Schiller.

Anstatt der Regengüsse, welche im December gewöhnlich einzutreten pflegen, tobte sich der Winter dies Mal in heftigen Stürmen aus. Fast den ganzen November hindurch, der sich seit meiner Ankunft in Malaga durch herrliches sonnigwarmes Wetter auszeichnete, ging die See sehr hoch und gegen Ende dieses Monats gab es bereits einen bedeutenden Sturm, welcher mehrere Tage währte. Viel schlimmer aber waren die Stürme, die zu Anfange des December fünf Tage lang an den Küsten Spaniens, Portugals und Africas wütheten und einer Menge von Schiffen den Untergang brachten. Diese begannen am Morgen des Festes der unbefleckten Empfängniß (den 8. December) und erreichten während der Nacht ihren höchsten Grad. Ich befand mich jenen Abend bei einem meiner deutschen Freunde, der am Hafen wohnte, und auch mehrere andere Landsleute hatten sich daselbst eingefunden. Lustig, wie wir waren, am prasselndem Caminfeuer bei einer Bowle Punsch sitzend, achteten wir

nicht auf das vermehrte Toben der Brandung und das Pfeifen des Windes. Da zuckte plötzlich rother Flammenschein durch das Gemach, gleichzeitig krachte draußen ein furchtbarer Donnerschlag und ein heftiger Windstoß riß die Balconthür so ungestüm auf, daß die Scheiben klirrend auf den Boden flogen und die Lampe verlöschte. Erschrocken erhoben wir uns und traten hinaus auf den Balcon. Gott, welch ein Anblick bot sich uns dar! — Der Himmel, welcher den ganzen Tag über hell gewesen war, zeigte sich mit schwarzem Gewölk bedeckt, das sich unaufhörlich öffnete, um Ströme electrischer Flammen auszuspeien, und dabei raste das Meer, vom feuchtem Südwestwind bis auf den Grund aufgewühlt, wie ich es noch nie gesehen hatte. Häuserhoch thürmten sich die Wogen selbst in dem Hafen empor und schlugen donnernd über den Molo herauf, den ganzen Quai weit und breit überschwemmend. Selbst über die Kanonen auf den Batterieen am Ende des Molo ging die See hinweg und der daselbst stehende Leuchtthurm erschien fortwährend von einem sprühenden Schaumkranze umgeben. Kaum konnten sich die im hinterstem Theile des Hafens liegenden Schiffe durch Auswerfen aller Anker vor dem Zusammenstoß retten. Trotz des furchtbar starken Windes, der uns den Schaum ins Gesicht schleuderte, verweilten wir geraume Zeit auf dem Balcon, um dem über alle Begriffe erhabenem Schauspiele der tobenden See zuzusehen. Dieses ward namentlich prachtvoll, als das Gewitter nachließ, die Wolken zerrissen und der Mond sein Zauberlicht über alle Gegenstände ausgoß. Jetzt glich die hohe See einer flockigen Schneedecke und die in den Hafen hereinrollenden Wogen schwarzen Ungeheuern mit wehenden Mähnen aus flüssigem Silber, die heranstürzten, um Malaga zu verschlingen. Obwohl das Gewitter vorüber war, wuchs die Heftigkeit des Sturmes von Stunde zu Stunde. Mehrmals vernahmen wir Kanonenschüsse, die von der See her

dumpf durch die Luft dröhnten. Am andern Morgen hörte ich, daß vier Schiffe gestrandet waren, eines unweit des Hafens, die andern drei an der Mündung des Guadalhorce. Eines von ihnen, ein englischer Schooner, war gleich in Stücke zerschellt und drei Matrosen hatten dabei das Leben verloren. Gegen Mittag sah ich mit eigenen Augen, wie eine Brigg, die vergeblich auf die hohe See hinauszukommen versucht hatte und umgedreht war, um in den Hafen zu flüchten, beinahe am Molo gescheitert wäre. Es war ein schauerlicher Anblick. Das Schiff bekam, wie es eben den Eingang des Hafens passirte, eine falsche Wendung und schlug augenblicklich um, so daß die Mastspitzen ins Wasser tauchten. Die darüber hinwegrasenden Wellen würden es unfehlbar an den Steinwall des Leuchtthurms geschleudert haben, hätten sich nicht eine Anzahl beherzter Lootsen mit ihren Kähnen in die schäumende Fluth geworfen und das Schiff noch zur rechten Zeit aus seiner gefährlichen Stellung befreit.

Mittlerweile war der Barcino, das Schiff, welches mich nach Gibraltar bringen sollte, in den Hafen eingelaufen. Dieser sollte Abends um 9 Uhr wieder die Anker lichten, allein gegen Sonnenuntergang erreichte der Sturm von Neuem eine solche Heftigkeit, daß kein Schiff es wagen durfte, den Hafen zu verlassen. Den 10. December setzte endlich der Wind nach Norden um, die See beruhigte sich etwas und es hieß, der Barcino werde gegen 10 Uhr Nachts in See gehen. Ich begab mich folglich in Begleitung eines jungen deutschen Arztes aus Bremen, der mit mir bis Cadiz reisen wollte, Abends um 8 Uhr an Bord des Dampfschiffes. Die See ging selbst im Hafen noch so hoch, daß unsere Ruderer das Boot kaum an das Schiff heranzubringen vermochten, und bald wäre mein Gepäck eine Beute Neptuns geworden. Die Mehrzahl der Passagiere hatte sich bereits früher eingeschifft und mochte sich vor dem Winde in die

Cajüten geflüchtet haben, denn man sah fast keinen einzigen auf dem Verdeck. Zu meinem Erstaunen wurde auch die Maschine noch nicht geheizt und der Capitán, ein ergrauter Seemann, stand, die Kapuze seines dicken Aermelmantels über den Kopf gezogen, unthätig am Steuerrade, eine Cigarre rauchend. Da mir der Mann persönlich bekannt war, so gesellte ich mich zu ihm und fragte, ihn grüßend, wenn er die Anker zu lichten gedächte.

„Sobald der Nordostwind aufspringt, Herr," — erwiederte der Capitán, mir eine Cigarre präsentirend.

„Aber, mein Gott," — warf ich ein, — „wir haben ja schon seit einigen Stunden den schönsten Nordost und die See wird merklich ruhiger!"

Der alte Seelöwe verzog seine rauhen wettergebräunten Züge zu einem spöttischem Lächeln und deutete, ohne ein Wort zu antworten, auf die fernen leichten Wölkchen im Zenith, die vom Mondlicht versilbert, weißen Möven auf dunkelblauer See glichen. An der Richtung, in der sie zogen, konnte man erkennen, daß in den höhern Luftschichten der Wind nach wie vor aus Südwesten wehe.

„Sehen Sie nun ein, mein Herr, warum wir noch nicht fortkönnen? — Jener Nordost, von dem Sie sprechen, ist bloßer Viento de Tierra, ein Reflex des mehr nach Süden herumgegangenen Windes an den hohen Gebirgen des Innern. Erst wenn der Wind wirklich umgesetzt haben wird, können wir den Hafen verlassen, denn bei diesem Südwest kann selbst ein Dampfschiff die Meerenge nicht ohne Gefahr passiren."

„Und wann glauben Sie, daß dies geschehen wird?" —

Der Capitán warf einen prüfenden Blick auf die Wolken und erwiederte nach einer Pause: „Der Wind scheint ziemlich

rasch herumzugehen. Fährt er so fort, so hoffe ich nach Mitternacht die Anker lichten zu können.“

Das Boot des Consignetairs, welches in diesem Augenblicke anlegte, zog seine Aufmerksamkeit von mir ab und er entfernte sich, mir eine gute Nacht wünschend. Da der Wind unheimlich durch das Takelwerk pfiff und es höllisch kühl auf dem Verdeck war, so begab ich mich ebenfalls in den eleganten Salon hinab, wo sich mein Begleiter bereits befand. Dieser hatte sich so eben an das Pianoforte gesetzt, um sich die Zeit zu vertreiben, gab jedoch, nachdem er wegen des Schwankens des Schiffes einige fürchterliche Accorde gegriffen hatte, dieses Vergnügen wieder auf und kroch in seine Coje. Ich suchte mich mit Zeitungslectüre zu amüsiren, die Lampen flackerten aber so sehr, daß mir bald die Augen weh thaten, und so empfahl ich mich denn ebenfalls dem Traumgott, dessen Gewalt fast alle übrigen Passagiere schon erlegen waren, bis auf wenige, bei denen sich bereits die Seekrankheit zu melden begann. Allein das Schiff wurde fortwährend so heftig an seinen Ankern hin und hergeworfen, daß mir kein Schlaf in die Augen kommen wollte. Nach einer Stunde hatte ich diese Existenz satt, ich kleidete mich wieder an und begab mich auf das Verdeck. Hier herrschte eine Todtenstille; außer dem auf dem Vorderdeck hin und herschreitenden Wachtmann bemerkte ich Niemand; die Maschine wurde noch immer nicht geheizt. Der Himmel war jetzt ganz hell und so konnte ich nicht mehr sehen, wie der Wind in den obern Regionen beschaffen sein möge. Der Landwind hatte aufgehört; es herrschte Windstille. Die Aufregung der See war jedoch noch immer dieselbe und noch spritzte die Brandung ihren weißen Gischt bis an die Brustwehr des Molo. An den Steuerbord gelehnt betrachtete ich lange die glitzernde wogende Wassermasse, die hin und her schwankenden Masten der benachbarten Schiffe und die regungs-

lose mondbeleuchtete Stadt. Die Schelle der Cathedrale verkündete die Stunde der Mitternacht. Gleichzeitig schlug man auf allen im Hafen liegenden Schiffen an die Glocken und bald darauf erschollen Ruderschläge und das „quien vive!“ der Wachen klang von nah und fern durch die stille Nacht, indem die Patrouille der Capitania del Puerto die gewohnte Runde durch den Hafen machte, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei. Das Nachtleben eines besuchten Hafens ist seltsam, eigenthümlich, poetisch! — Nach einiger Zeit erhob sich der Nordwind von Neuem und ich begab mich deshalb wieder in meine Coje, wo mich das allmälig sanfter werdende Schaukeln des Schiffes bald in Schlummer wiegte. Es mochte gegen 6 Uhr Morgens sein, als mich das Rasseln der Ankerkette und das zischende Geheul des ausströmenden Dampfes weckten. Ich eilte schnell auf das Verdeck, wo die Matrosen eben beschäftigt waren, das Boot aufzuhissen, in welchem sie die letzten Kabels herausgeholt hatten. Gleich darauf setzten sich die Räder in Bewegung und der Barcino schwankte zum Hafen hinaus.

Der Morgen war zwar kalt, doch schön, der Wind blies frisch aus Norden, — Alles versprach eine rasche und glückliche Fahrt. Die See ging aber außerhalb des Hafens noch furchtbar hoch und daher waren wir noch kaum eine Stunde gefahren, als bereits die Mehrzahl der Passagiere an der Seekrankheit litt. Auch mein Freund unterlag diesem Uebel. Er ließ sich an eine Bank des Hinterdecks anbinden und zeigte sich von da an unempfindlich gegen Alles, was um ihn vorging. Unterdessen entschwand Malaga unsern Blicken, die Sterne erbleichten und ein hellrother Streif am östlichem Horizont, der immer breiter und purpurner wurde und die weißlich schimmernde Meeresfläche wie mit Rosenblättern bestreute, verkündete den Aufgang der Sonne. Bald erschien der Saum des Meeres glühend wie flüs-

sige Lava, verwandelte sich hierauf plötzlich in Gold und der Feuerball der Sonne tauchte strahlend aus der schäumenden Fluth. Prachtvoll war in diesem Moment der Anblick des aufgeregten Meeres. Die Schaumkronen der Wogen schienen aus sprühendem Golde zu bestehen, aus den dunkeln Wellenthälern zuckten purpurne, blaue und gelbe Flammen auf, die ganze See glich einem ungeheuern Kessel voll schmelzender, in tausend Farben spielender Metalle. Dazu leuchteten die schöngeformten Felsgebirge der Küste in den wechselndsten Farbentinten, darüber flammten die schneebedeckten Gipfel der Sierra de Yunquera in rosiger Gluth, dann breitete sich wieder ein goldiger Schimmer über Meer und Land, der schnell dem hellem Lichte des Tages wich: — es war ein wunderbar großartiges Naturschauspiel! — Der Capitän ließ nun die Segel des Fockmastes aufspannen und von Dampf- und Windeskraft getrieben flog der Barcino, lustig über die azurnen Wogen hinwegtanzend, dem Felsen von Gibraltar entgegen, der nach wenigen Stunden aus der Salzfluth emportauchte. Der Himmel war fast ganz rein, nur längs des südwestlichen Horizonts lagerte ein Damm weißer Gewitterwolken, der uns den Anblick der africanischen Küste entzog. Dieser schob sich, als wir ungefähr die Höhe von Estepona erreicht hatten, plötzlich rasch empor und nahm allmälig eine immer dunklere Farbe an. Gleichzeitig trat Windstille ein; allein an den kurzen, durch einander fahrenden Wellen, die von allen Seiten an das Schiff anprallten und dasselbe in eine unangenehm schütternde Bewegung versetzten, war abzunehmen, daß der Wind aus einer andern Himmelsgegend wehen wolle. Es dauerte auch kaum 10 Minuten, so erhob sich von Neuem ein von Secunde zu Secunde immer heftiger werdender Südwest, welcher jene Wolkenwand schneller, als ich es erzähle, an dem Himmel bis zum Zenith emporführte. Sie färbte sich

jetzt kohlschwarz; gleich darauf ward sie von flammenden Blitzen zerrissen und der Donner rollte krachend über unsern Häuptern. „Wieder Südwest! maldito sea!“ brummte der Capitán, ergriff das Sprachrohr und schrie einige mir unverständliche Commandoworte durch dasselbe. Mehrere Matrosen warfen sich augenblicklich in die Wände des Fockmastes, um die Segel zu streichen, während andere die Blitzableiter an den Masten aufzogen; der erste Lieutenant bemächtigte sich selbst des Steuerrades, zwei der kräftigsten Matrosen sprangen herbei, ihm zu helfen. Kaum waren diese Vorkehrungen getroffen, als sich ein dumpfes, immer stärker werdendes Brausen vernehmen ließ. Plötzlich thürmte sich die See längs des Backbords wie von unsichtbarer Gewalt gehoben zu einem mächtigem Wall hoch in die Luft; sein Kamm wurde immer schärfer und durchsichtiger; jetzt bildete er eine uns zugekehrte concave Wölbung und gleich darauf überschlug er sich mit furchtbarem Donnergebrüll, den Schaum hoch über unser Schiff hinwegspritzend. Noch war diese Woge nicht ganz zerflossen, als eine gleiche, aber noch höhere an der Steuerbordseite emporstieg und sich ebenso überschlug; das Dampfboot sank jetzt tief in einen gähnenden Abgrund und ward im nächstem Augenblick so hoch auf den Gipfel eines riesigen Wellenberges emporgeschleudert, daß die Räder kaum das Wasser streiften: — dies war Sturm! — Ich wollte mich vor den Wellen, die gleich darauf über das Schiff hinwegschlugen und Alles überschwemmten, in die Kajüte retten; — aber da unten war's fürchterlich und ich war froh, als ich mich wieder außerhalb dieses dunstigen und stinkenden Raumes sah, wo man nichts vernahm als das dumpfe Brüllen der an den Wänden des Schiffes zerschellenden Wogen und das Gewimmer der Seekranken. Ich kletterte folglich wieder auf das Verdeck, postirte mich an den Steuerbord, schlang meine Arme um eins

der stärksten Taue und ließ nun ruhig die hereinschlagenden Wellen über mich hinweggehen. Der Anblick, der sich mir darbot, war ebenso erhaben schön als schauerlich dämonisch. Nachtschwarzes Gewittergewölk, aus dem fortwährend leuchtende Blitze zuckten, am Horizont mit den zu häuserhohen Wällen aufgethürmten Wogen des Meeres in ein düsteres Chaos zusammenfließend, verhüllte die ganze südliche Hälfte des Himmels bis hinauf zum Zenith; die andere Hälfte hingegen prangte im heitersten Blau und die nahe spanische Küste lag hell von der Sonne beschienen da. Mühsam kämpfte der Barcino gegen die rasenden, von der Meerenge herstürzenden Wogen an, erkrachte in allen Fugen, flog wie ein Ball herum und lag so geneigt bald auf dieser, bald auf jener Seite, daß die Enden der Raaen ins Wasser tauchten und ein Rad immer frei in der Luft herumwirbelte. Die Maschine keuchte und ächzte, als solle sie bersten, alle Planken knarrten, der Sturm pfiff heulend durch das Takelwerk, die Wellen zischten und brüllten wie wüthende Löwen und unaufhörlich rollte der Donner: — es war ein grausiges Concert! Mehrere Segelschiffe, die in derselben Richtung fuhren wie wir, hatten beim Beginne des Sturmes beigedreht und hielten in die hohe See hinaus, um nicht an den Strand getrieben zu werden; nur ein spanischer Mistico befand sich noch zwischen uns und der Küste und suchte vergeblich die hohe See zu gewinnen. Er segelte unter dem Winde und wurde deshalb immer mehr dem Lande entgegengetrieben. Bald strich er alle Segel; auch hatte er wahrscheinlich die Anker ausgeworfen, denn er schwankte eine kurze Zeit auf ein und demselben Flecke hin und her. Allein die Taue mochten gerissen sein, denn in Kurzem trieb er von Neuem gegen die Küste. Jetzt zog er die Nothflagge auf, aber wir konnten ihm nicht helfen, denn wir liefen selbst Gefahr, auf den Sand zu gerathen, näherten

wir uns noch mehr der Küste. Plötzlich klappte der Mistico wie ein Taschenmesser zusammen; die Wellen schlugen über ihn hinweg, aber gleich darauf erschien sein dunkler Körper wieder über dem Wasser, ohne daß man jedoch etwas von den Masten sehen konnte: — das Schiff war gestrandet! — Bisher hatte ich dem Sturm mit steigendem Interesse zugeschaut; als aber dieses Schiff vor meinen Augen verunglückte, überlief es mich eiskalt und ich heftete ängstlich meine Blicke auf die schwarzen, immer näher rückenden Klippen des Gibraltarfelsens. Wurde unser Schiff bei der Umseglung der Punta de Europa an diese geschleudert, so waren wir für alle Ewigkeit geborgen! Auch der Capitän machte jetzt eine bedenkliche Miene. Er warf seine Cigarre über Bord, stellte sich dicht neben das Steuerrad und donnerte einen Befehl nach dem andern durch das Sprachrohr. Glücklicher Weise endete das Gewitter, als wir in den Eingang der Meerenge gelangten, die Wolken zertheilten sich, einzelne Stücke der africanischen Küste wurden sichtbar und die Heftigkeit des Sturmes ließ merklich nach. Die gefährliche Lage unseres Schiffes mochte schon längst von den Engländern erkannt worden sein, denn sie schickten uns jetzt ein Signal nach dem andern von dem Berge herab, uns bedeutend, wie wir fahren sollten, um nicht an die Felsen getrieben zu werden. Niemals habe ich eine prachtvollere Brandung gesehen als hier. Die Wogen schlugen nicht nur über die Felsen und Wälle der Punta de Europa hinweg, sondern spritzten ihren Schaum sogar bis an die Laterne des Leuchtthurms empor. Endlich hatten wir die Punta de Europa glücklich umsegelt, allein auch der Golf von Gibraltar war so aufgeregt, daß der Capitän sich nicht getraute, auf der schlechten Rhede von Algeciras, wo die spanischen Dampfschiffe anzulegen pflegen, vor Anker zu gehen. Da er nun ebenso wenig in den Hafen von Gibraltar einlaufen konnte, weil seine Papiere

nicht dahin lauteten, so fuhr er in den hintersten Winkel des Golfs, wo das Wasser ruhiger war, und ließ hier in der Gegend des Campo de S. Roque neben zwei daselbst liegenden spanischen Kriegsdampfern um halb 3 Uhr Nachmittags den Anker fallen. Auch hier lagen die Wracks von drei Schiffen, darunter eine italienische Fregatte, am Ufer, welche der Sturm in den vergangenen Nächten auf den Strand geschleudert hatte, und noch mehr Schiffe waren, wie ich später hörte, an der Küste zwischen der Meerenge und Cadiz sowie an den Gestaden des nordwestlichen Africa verunglückt.

Ich und mein Begleiter waren die einzigen Passagiere nach Gibraltar. In der gewissen Voraussetzung, daß wir nach Algeciras kommen würden, hatten wir verabsäumt, uns in Malaga eine „Licencia" geben zu lassen, und kamen daher in nicht geringe Verlegenheit, als der Capitán erklärte, er könne dort nicht landen, sondern werde den folgenden Morgen direct nach Cadiz absegeln. Die Reisenden, welche nach Algeciras wollten, möchten beim Campo de S. Roque ans Land gehen. Wir protestirten zwar gegen diesen Beschluß, aber es half nichts. Es ward hierauf ein Signal gegeben, um ein Boot vom Lande herbeizurufen, doch verging geraume Zeit, ehe ein solches kam. Dies war noch dazu so klein, daß es blos die nach Algeciras gehenden Passagiere faßte, und wir blieben zurück. Die Bootsleute versprachen, uns nachzuholen, kamen aber nicht wieder und so mußten wir uns bequemen, die Nacht am Bord des Barcino zuzubringen. Der Wind hatte sich unterdessen fast ganz gelegt, das Meer war ruhig geworden, der Himmel rein und so wurden wir wenigstens einigermaßen durch die prachtvolle Beleuchtung des Golfs und seiner Gestade bei Sonnenuntergang und später bei Mondschein für unsern Arrest entschädigt. Früh um halb 5 Uhr ließ uns der Capitán wecken und sagte, er werde uns jetzt in einem seiner

eignen Bööte ans Land bringen lassen, da er in einer halben Stunde unter Segel zu gehen gedächte. Umsonst widersetzten wir uns und ersuchten ihn, wenigstens bis nach Sonnenaufgang zu warten, da wir jetzt weder nach Gibraltar gehen, noch unsere Pässe bekommen könnten, die der Sanitätsbeamte, welcher Tags zuvor in jenem Boote an Bord gekommen war, aufs Land mitgenommen hatte; der alte Seehund hörte nicht auf uns und so sahen wir uns denn bei dunkler Nacht an den einsamen Strand von S. Roque ausgesetzt. Kaum aber hatten wir den Boden betreten, als von mehreren Seiten ein barsches: „quien vive!“ ertönte, dem ein noch barscheres: „alto! ó vamos à dar fuego!“ (Halt! oder wir geben Feuer!) folgte. Wir gewahrten nun mehrere dunkle bewaffnete Gestalten herankommen, in denen wir in größerer Nähe spanische Zollsoldaten erkannten. Sie hatten uns landen sehen und für Schmuggler gehalten. Dies war auch sehr verzeihlich, da wir an einer Stelle angelegt hatten, die gar kein gesetzlicher Landungsplatz ist. Sobald sie unser eigenthümliches Schicksal erfuhren, wurden sie höflich, führten uns später Fischer herbei und halfen uns beim Accordiren mit denselben, ohne dafür Geld zu verlangen, wie italienische Soldaten zweifelsohne gethan haben würden. Wir mußten bis nach 7 Uhr am Strande verweilen, da es dem Marinebeamten, in dessen Händen sich unsere Pässe befanden, nicht eher aufzustehen beliebte. Dieser konnte uns keine Licencia geben, wollte uns aber expreß zwingen, nach S. Roque zu gehen und dort eine solche zu holen. Es wäre jedenfalls gescheidter gewesen, wenn wir dies gethan hätten; auch würden wir ohne Zweifel dem Rathe des Beamten gefolgt sein, hätten wir nicht schon mit den Schiffern accordirt gehabt. Diese stellten es uns als unsinnig und kostspielig dar (was das Letztere anlangt, hatten sie Recht), über S. Roque nach Gibraltar zu gehen, und mein-

ten, wir würden als „Estrangeros" auch ohne Licencia eingelassen werden. Wir ließen uns also bei prächtigem Wetter über den blauen Golf nach Gibraltar hinüberrudern und legten halb 10 Uhr am Molo der Waterport an. Nun ging aber die Noth los. Der englische Thorbeamte war zwar sehr höflich, wollte uns aber durchaus nach Algeciras schicken, um eine Licencia zu holen. Erst nach dreistündigem Warten vor dem Thore ward uns auf Verwendung des preußischen Consuls von der Policeibehörde „ausnahmsweise" gestattet, das Thor passiren und in Gibraltar bleiben zu dürfen.

Nach einem sechstägigen, vom herrlichstem Wetter begünstigten Aufenthalte in Gibraltar, dessen Umgebungen damals besonders deshalb einen eigenthümlichen Reiz und ein fast tropisches Ansehen besaßen, weil die baumartige Aloe (Aloe arborescens Mill.), eine Kappflanze, die von den Engländern in Menge in dem Alameda-Garden angepflanzt worden und im Laufe der Zeit so verwildert ist, daß sie aus allen Felsritzen sproßt, eben in voller Blüthe stand (sie treibt mehrere Fuß hohe Schäfte mit dicht gedrängten Trauben brennend rother Blumen), begaben wir uns am 17. December nach Sonnenuntergang an Bord des englischen Dampfschiffes Royal-Tar*), des größten und prachtvollsten, das ich je gesehen habe. Es besitzt beinahe die Größe einer Kriegsfregatte und eine Maschine von 280 Pferdekraft. Sein Inneres ist mit jener wahrhaft asiatischen Pracht ausgeschmückt, die man blos auf englischen Schiffen findet, und enthält so elegante und comfortable Cojen oder vielmehr ordentliche

---

*) Dies ist dasselbe Dampfschiff, welches sich gegenwärtig im Dienst der portugiesischen Regierung als Kriegsschiff befindet und während des letzten Bürgerkriegs von den Insurgenten von Oporto weggenommen wurde.

**

Stübchen mit Betten, daß man glauben kann, man wohne in einem prächtigem Hotel. Dabei ist das Schiff so schön gebaut, daß man troß seiner gewaltigen Maschine auch nicht die geringste Erschütterung verspürt. Ich habe nie eine solche comfortable Reise gemacht wie jene kurze Fahrt an Bord des Royal-Tar.

Je unfreundlicher sich uns das Wetter auf unserer Reise von Malaga nach Gibraltar gezeigt hatte, desto heiterer lächelte es uns dies Mal. Die See war glatt wie ein Spiegel und die Sterne strahlten hell wie Gasflammen am tiefblauem Himmel, als wir um 7 Uhr zum Golf hinausschwebten, einen breiten feurigen Streif hinter uns lassend, denn soweit die Räder des Dampfschiffes die krystallene Fluth aufwühlten, leuchtete sie von Millionen in Brillantfeuer glühender Funken. Prächtig war auch der Anblick der hellerleuchteten, amphitheatralisch am Fuße des kohlschwarzen Felsens emporsteigenden Gassen von Gibraltar. Bald nachdem wir in die Meerenge eingetreten waren, tauchte der Mond im Osten aus der schimmernden Fläche des Meeres auf und breitete nun feenhaften Glanz über die schroffen Felsgestade und düstern Gebirge zweier Welttheile. Ich blieb fast die ganze Nacht, die, obwohl tief im December, warm und mild wie eine Juninacht in Deutschland war, auf dem Verdeck, um das prächtige Schauspiel der sich vor meinen Blicken entrollenden, vom Mondschein beleuchteten Gefilde Spaniens und Africas recht genießen zu können. Um halb 11 Uhr befanden wir uns auf der Höhe der Stadt Tarifa, dem südlichstem Punct von ganz Europa, die in den Schatten ihrer mit phantastischen Felsmassen geschmückten Waldberge eingehüllt lag, und erblickten vor uns den Leuchtthurm dieser Stadt, welcher mitten in der See auf einem schroffem Felseneiland erbaut hoch in die Luft emporragt. Von hier an näherten wir uns bedeutend der africanischen Küste und erreichten nach Mitternacht die Höhe

von Tanger. In scharfen Umrissen hoben sich die blendend weiß getünchten Häuserreihen dieser maurischen Stadt mit ihren schlanken Minarets und hochgethürmtem Castell hell im Mondschein strahlend aus dem dunkelm Schooß der schöngeformten Berge hervor, welche die weite Bai von Tanger umarmen und hinter deren Kuppen die hohe Schneemauer des Atlas emporsteigt. Bald darauf verkündeten die langen und breiten Wellen, die uns entgegenrollten und den Royal-Tar in leise schaukelnde Bewegung versetzten, daß wir uns dem Ausgange der Meerenge näherten. Ich begab mich nun zur Ruhe und erhob mich erst wieder, als um halb 6 Uhr Morgens der Anker in die Bai von Cadiz hinabrollte. —

Obwohl die Südküste von Portugal nicht weit von Cadiz entfernt ist, so hält es doch ziemlich schwer, hinüber zu kommen. Die englischen Dampfschiffe, welche dreimal des Monats von Southampton nach Gibraltar und wieder zurückgehen, legen blos in Lissabon und Oporto an; außer dieser besteht keine regelmäßige Verbindung zwischen Südspanien und Portugal. Ueber Lissabon nach Algarbien zu reisen, klingt thöricht und ist höchst kostspielig, und zu Lande von Cadiz aus dahin zu gehen, ist langweilig und beinahe ebenso theuer, weil man den Guadalquivir an seiner Mündung nicht passiren kann und daher genöthigt ist, über Sevilla zu reisen. Dann und wann kommt wohl ein portugiesisches Küstenfahrzeug von Tavira oder Faro nach Cadiz, allein damals lag kein einziges in der Bai. Ich entschloß mich daher, wieder nach Ayamonte zu gehen, wohin sich fast wöchentlich Gelegenheit durch kleine Küstenfahrer darbietet. Nun wollte auch wirklich ein solcher Ende des December nach Ayamonte segeln, allein der widrige Westwind, der sich nach Weihnachten einstellte, verzögerte die Abfahrt desselben noch um anderthalb Wochen. Offen gestanden war mir diese Verzögerung

ganz recht, denn einestheils konnte ich, je später ich nach Portugal kam, auf eine desto entwickeltere Vegetation rechnen, anderntheils befand ich mich unter der gebildeten Bevölkerung des schönen Cadiz so wohl, daß ich lieber gar nicht mehr fortgegangen wäre. So verlebte ich denn nochmals das Weihnachtsfest in Andalusien und sah die Sonne des letzten Jahrestags in den Schooß der Atlantis versinken. Die „Noche buena" ist in Cadiz viel weniger geräuschvoll als in Sevilla. Auch die „Missa del Gallo" ergriff mich dies Mal nicht so mächtig als das Jahr zuvor im hohem Dom von Sevilla. Ich schlief sogar dabei ein, will es aber unentschieden lassen, ob dies in Folge des geringen Pompes und des schläfrigen Orgelspiels oder des vortrefflichen Ananaspunsches geschah, den ich zuvor im Hause eines Freundes getrunken hatte. Noch will ich kürzlich eines seltsamen Volksschwankes Erwähnung thun, der am Vorabende des Festes der heiligen drei Könige stattfindet, übrigens nicht blos in Cadiz, sondern fast in allen Städten Spaniens üblich ist. Das übermüthige junge Volk vergnügt sich nämlich damit, die Gallegos, welche eben angekommen sind, um sich als Bediente, Hausknechte u. s. w. zu vermiethen, anzuführen oder sie, so zu sagen, in den April zu schicken. Man macht ihnen weiß, die heiligen drei Könige kämen diese Nacht direct aus dem Morgenlande, um den nächsten Morgen die Messe zu hören, und würden am Thor mit großem Pomp empfangen werden. Die armen Burschen müssen deshalb, gleichviel, ob sie an die Fabel glauben oder nicht, sich maskiren und mit einer Leiter in der Hand an die Thore gehen, um, sagt man, dort die Lampen anzuzünden. Die Gassenbrut, welche hierbei am thätigsten ist, pflegt die Betrogenen unter lautem Gejauchze, Klingeln und Fackeln in den Händen tragend, von einem Thor zum andern zu begleiten und sie zuletzt tüchtig auszulachen. —

Endlich war der Wind günstig geworden und so ging ich am 9. Januar 1846 kurz vor Thorschluß an Bord des ayamontiner Falucho Virgen de las Angustias, in der Hoffnung, den nächsten Mittag in die Mündung des Guadiana einzulaufen. Allein trotz des frischen Windes ließ der Patron nicht eher die Anker lichten als den folgenden Morgen, wahrscheinlich aus keinem anderm Grunde, als weil der 9. Januar ein Freitag war. Hätte ich dies voraus gewußt, so wäre ich noch in der Stadt geblieben, denn es gehörte nicht gerade zu den beneidenswerthen Genüssen, auf diesem Schifflein zu übernachten. Unter einem Falucho versteht man ein kleines Fahrzeug mit einem einzigem Mast, der bedeutend nach vorn zu geneigt ist und ein einziges großes Segel von dreieckiger Form trägt. Die Virgen de las Angustias besaß etwa eine Länge von 40 Fuß, ihre größte Breite betrug kaum 15. Die ganze Nußschale hatte man mit Materialwaaren aller Art dergestalt angefüllt, daß blos in der Vordercajüte, die kaum so hoch war, um darin aufrecht sitzen zu können, auch kein Fenster besaß, noch so viel Raum übrig blieb, daß ein Mensch darin liegen konnte. Dieses finstere Loch wurde mir als Aufenthalt angewiesen. Einer der Matrosen, deren im Ganzem blos fünf vorhanden waren, gab mir seine Matratze, aus welcher ich mir mit Hülfe meines Mantels und Schlafrocks ein Lager bereitete, wobei mir das Bugspriet als Kopfkissen diente. Auch auf dem Verdeck lagen so viele Waarenballen, Kisten und Fässer herum, daß man kaum treten konnte. Am Hintertheil hatten hier die Seeleute ein Zelt errichtet, unter dem sie kochten, aßen und schliefen. Die Verzögerung, welche sich der Patron, sei es aus Aberglauben oder aus einem anderm Grunde, hatte zu Schulden kommen lassen, ward Ursache, daß ich erst 14 Tage, das Schiff sogar erst drei Wochen nach unserer Abfahrt von Cadiz in Ayamonte anlangte. Dies ging folgender-

maßen zu. Kaum hatten wir die Mündung des Guadalquivir passirt, als der Wind nachließ. Bald schlug das Segel schwerfällig an den Mast an und wenige Minuten später trat vollkommene Windstille ein. Die Matrosen setzten nun das Boot aus, griffen nach den Rudern und nahmen das Schiff ins Schlepptau; doch kamen wir nur sehr wenig vom Flecke. Nachmittags bedeckte sich der Himmel mit Wolken und gegen Sonnenuntergang begann ein schwacher Luftzug aus Süden das Segel wieder zu blähen. Dieser verstärkte sich bald zu einem sehr frischem Winde, welcher die ganze Nacht hindurch anhielt. Wiewohl nun Südwind für kleine Fahrzeuge, die blos dreieckige Segel haben, nicht der beste Wind ist, um nach Ayamonte zu fahren, weil sie leicht auf die zahllosen Sandbänke und zwischen die Salzmoräste getrieben werden können, welche die Küste umgeben, so hätten wir doch, wenn wir lavirend auf die hohe See hinausgegangen wären, den andern Tag, wenn nicht Ayamonte, wenigstens die Barre von la Higuerita erreichen können, von wo aus täglich Bööte nach Ayamonte fahren. Hierzu rieth auch ein alter erfahrener Matrose, allein der Patron hatte keinen Muth und beschloß, bei Huelva vor Anker zu gehen und auf bessern Wind zu warten. Wir liefen also trotz der Gegenreden des alten Matrosen, der Windstille und Sturm prophezeite, um halb 8 Uhr Abends durch die Barra de Rodrigo in den Canal von Huelva ein und legten uns vor der Torre de Larenilla, einem Carabineroposten, der sich auf einer der flachen Sandinseln befindet, welche die Mündung des Canals erfüllen, eine halbe Legua vor der Vereinigung der Seearme von Gibraleon und Moguar, vor Anker.

Am nächstem Morgen war herrliches Wetter, aber auch totale Windstille. Da ich mich nicht mit Lebensmitteln versehen hatte, so fuhr ich mit den Matrosen in dem Boote unsers Schiffes

nach Huelva, um Mundvorrath zu holen. Besser hätte ich gethan, wenn ich gleich mit meinen gesammten Effecten dahin gegangen und dort geblieben wäre; indessen traute ich der Aussage des Patrons, welcher auf den Nachmittag günstigen Wind verkündigte, und kehrte deshalb an Bord zurück. Sowohl der Nachmittag als Abend verstrichen, ohne daß sich ein Lüftchen rührte. So lange es Tag war, schweifte ich auf der pinienbedeckten Insel umher, die eben keinen sehr großen Umfang besaß, und machte botanische und geognostische Untersuchungen, um mir die Zeit zu vertreiben; den Abend brachte ich in Gesellschaft der Matrosen und Carabineros neben einem qualmendem Feuer in einer aus Pinienästen errichteten Hütte zu, wo ein Mann aus Huelva einen sehr schlechten Wein verkaufte. Um 10 Uhr Nachts begann das Schiff bedeutend hin und her zu schwanken. Ich glaubte Anfangs, es sei in Folge der eintretenden Fluth, allein das immer heftiger werdende Anprallen der Wellen und ein dumpfes Brausen belehrten mich bald eines Andern. Ich wollte die Luke öffnen, um zu sehen, was es gäbe, doch die Matrosen hatten Taue und was weiß ich sonst noch auf den Deckel geworfen, so daß er sich nicht emporheben ließ. Ich streckte mich also wieder auf mein Lager und ergab mich in mein Schicksal. Bald merkte ich an dem Schreien und dem Hin- und Herlaufen der Matrosen, an dem immer heftiger werdenden Schaukeln des Schiffes, an dem Brausen der Wogen, von denen mehrere über das Deck zu schlagen schienen, da Wasser durch die Spalten der Luke auf mich herabträufelte, und an dem Pfeifen des Windes, daß stürmisches Wetter eingetreten sein müsse. Plötzlich erhielt der Falucho einen gewaltigen Ruck und setzte sich gleichzeitig, wie ich deutlich an dem Rauschen der sich am Schnabel brechenden Wellen abnahm, in Bewegung; bald darauf war es mir, als streife

der Kiel mehrmals auf dem Sande hin. Ungefähr nach einer halben Stunde stand das Schiff wieder fest. Als am Morgen die Luke geöffnet ward, schlug plätschernder Regen in mein Loch. Nichts desto weniger kroch ich auf das Verdeck und flüchtete mich unter das Zelt. Wir befanden uns jetzt an der Vereinigung der beiden Seearme, nach allen Seiten hin weit vom Ufer entfernt; auch machte sowohl die morastige Beschaffenheit derselben als der äußerst heftige Wind, welcher auch an dieser Stelle des Canals einen bedeutenden Wogenschlag hervorrief, eine Landung unmöglich. Die Matrosen erzählten mir nun, daß der Sturm während der Nacht das Schiff von seinem Anker losgerissen und nach dem Ufer getrieben habe, wo es in einem Haare gestrandet wäre. Glücklicher Weise hätten sie es noch zur rechten Zeit in eine andere Lage gebracht, worauf sie die Strömung den Canal hinauf bis an die Vereinigung der Seearme getrieben habe, wo sie von Neuem geankert hätten.

Drei Tage lang währte der vom heftigstem Regenwetter begleitete Sturm und diese ganze Zeit habe ich, gepeinigt von der furchtbarsten Langeweile, größtentheils in liegender Stellung unter dem Verdeck unseres Falucho zugebracht. Am Morgen des 15. Januar schien sich endlich das Wetter bessern zu wollen, der Himmel hellte sich auf und der Wind setzte nach Norden um. Wir benutzten dies, um durch einen Seitencanal bis an die Punta de Umbria zu gehen, die am Eingange der Barra de Engañabobos liegt, der westlichen Mündung des Canals von Huelva. Hier ankerten wir wieder, da die See für ein so kleines Fahrzeug wie das unsrige noch viel zu hoch ging, und landeten. Es befand sich nämlich auch hier ein Carabineroposten, in dessen räuchriger Hütte wir diesen Abend bei sauerm Wein und schlechten Cigarren zubrachten. Einen prächtigen Anblick bot der Strand des Meeres dar, wohin ich des

Nachmittags einen Spaziergang machte. Er war nämlich gänzlich mit den buntfarbigsten Seemuscheln und Schnecken sowie mit Korallen und namentlich mit Tausenden von Seesternen bedeckt, welche das Meer während des Sturmes ausgeworfen hatte. Dieses ging noch entsetzlich hoch; die Brandung bildete einen so hohen Wall, daß ich kaum darüber hinwegsehen konnte. Die Nacht über trat neuer Regen und neuer Westwind ein und dieses Wetter hielt von nun an volle sieben Tage fast ohne Unterbrechung an. Die Lebensmittel waren sowohl mir als den Matrosen ausgegangen. Wir besaßen blos noch Brod, Oel und Wasser und nährten uns von Muscheln und Schnekken, welche die Matrosen am Strand auflasen und in Oel sotten. Nach 24 Stunden hatte ich diese Existenz scheußlich satt und benutzte daher eine Fischerbarke, welche Tags zuvor zwischen den Inseln gefischt hatte, um mich nach Huelva zu begeben. Hier wartete ich, bis das Regenwetter aufhörte. Da jedoch im Winde noch immer keine Aenderung eintrat, so gab ich es auf, zur See weiter zu reisen, und ließ mich am 23. Januar nach dem Dorfe Aljaraque übersetzen. Dort miethete ich ein Pferd für mich und mein Gepäck und gelangte um 5 Uhr Nachmittags nach Ayamonte.

Da ich dies Mal weder einen Bedienten noch ein eigenes Pferd bei mir hatte und ich mehrere Tage in Ayamonte zu bleiben beabsichtigte, so miethete ich mich in einer Casa de Pupilos ein, wo ich ein hübsches reinliches Zimmer, ein sehr gutes Bett und gute reinliche Beköstigung für einen wahren Spottpreis fand. Das Haus lag am Eingange der Villa dicht am Guadiana. Von der an seiner Hinterseite befindlichen Terrasse, deren Mauer das Wasser des Stromes zur Zeit der Fluth bespülte, überblickte ich einen großen Theil des reizenden Thales sowie das malerische portugiesische Ufer, dessen schönste Partie,

das burggekrönte Castro-Marim, meiner Wohnung gerade gegenüber lag. Vom heiterstem Wetter begünstigt weilte ich bis Ende des Januar in dieser herrlichen Gegend, indem ich hier eine reichere und bereits viel vorgerücktere Vegetation antraf, als ich vermuthet hatte. —

Zehntes Kapitel.

Algarbien.

„O Herr! Wie reizend ist es anzusehn,
Wie die Natur bedacht dies prächt'ge Land;
Wie roth die Frücht' an allen Bäumen stehn,
Welch' schöner Anblick an der Hügel Rand!"
Byron, Childe Harold.

Ein leichter Kahn, gerudert von zwei herculischen ayamontiner Fischern, schaukelte mich in früher Morgenstunde über den breiten Strom an das portugiesische Ufer. Nachlässig im Nachen ruhend betrachtete ich aufmerksam die immer näher rückende Fronte von Villareal, die von Spanien aus einem gewaltigem Palast gleicht. Die Häuser sind nämlich ganz gleich gebaut, mehrere Stock hoch und stehen dicht an einander gereiht in einer schnurgeraden Linie am Ufer des Guadiana. Sie sind sämmtlich weiß angestrichen und mit Balcons verziert. Der übrige Theil der Stadt aber, der hinter dieser imponirenden Häuserreihe liegt, besteht aus schmutzigen Gassen mit schlechten, einstöckigen, ja zum Theil blos ein Erdgeschoß enthaltenden Häusern, die größtentheils der Balcons entbehren. Villareal de Santo Antonio besitzt ein sehr geringes Alter. Es wurde nämlich erst im Jahre 1774 unter der Regierung Josephs I. durch dessen allmächtigen Minister, den bekannten Marquis von Pombal, gegründet. Dieser trug sich mit dem großartigem Plane, an der Mündung des Guadiana einen großen Stapelplatz des Handels anzulegen; allein dies Project scheiterte aus denselben Gründen, welche verhindert

haben und stets verhindern werden, daß Ayamonte eine große Handelsstadt ist oder werden kann. Deshalb ward auch Villareal blos zum kleinem Theil vollendet, denn die gegenwärtige Stadt ist kaum ein Viertheil von der projectirten. Villareal ist ein offener Ort von viereckiger Gestalt und ganz regelmäßiger Bauart. Außer dem großem Constitutionsplatz in seiner Mitte, welcher mit einem Obelisk geziert ist, der das Andenken Josephs I. verewigt, besitzt die Stadt gar nichts, was irgend der Erwähnung werth wäre.

Eine Anzahl brauner zerlumpter Kerle hatten sich am Ufer versammelt, um uns beim Landen behülflich zu sein. Als unser Boot so nahe war, daß sie bemerken konnten, es befinde sich ein „Estrangeiro" in demselben, nahm die ganze Gesellschaft die Hüte ab und kaum hatte ich den Boden betreten, so drängten sie sich um mich, mir mit lautem Geschrei ihre Dienste anbietend. „Que mand' o Senhor?" — (Was befiehlt der Herr?) fragte der eine, mir Stock und Regenschirm aus der Hand nehmend; „que' stá ao serviço de Vossenhoria?" — (Was steht Ew. Herrlichkeit zu Diensten?) ein anderer, sich meines Gepäckes bemächtigend; — „aonde deseja ser guiado séu illustrissima mercé?" (Wohin wünscht Ew. erlauchte Gnaden geführt zu werden?) brüllte ein dritter, mit einer tiefen Verbeugung sich mir zum Führer aufdringend. „'stá te quieto, Portuguecito, que ja trovaremos nosotros mesmos o caminho!" (Halt Dich ruhig, Portugieschen, wir werden schon selbst den Weg finden) rief einer von meinen Spaniern, welcher die Arme gekreuzt und seine catalonische Sackmütze tief über den Kopf herabgezogen, bisher schweigend mit verächtlichem Lächeln die herumtanzende Lumpenbande betrachtet hatte, in gebrochenem Portugiesisch dem zuletzt erwähnten Kerl zu, ihm zugleich einen Stoß versetzend, daß er auf den Sand flog. Schweigend raffte sich der Portugiese wieder auf, drückte seinen zerlöcherten Hut

auf das struppige Haar und machte sich, dem riesigem Ayamontiner einen wüthenden Blick zuwerfend und ein zischendes: „maldites sejão os Hespanhoes!“ (Verflucht seien die Spanier!) durch die Zähne stoßend, eiligst aus dem Staube. In Begleitung des Spaniers und der beiden Portugiesen, die meine Effecten aufgerafft hatten, und gefolgt von dem ganzen Troß ihrer Genossen, welche den Hut fortwährend in der Hand neben mir herliefen und mir Gott weiß was Alles in die Ohren schrieen, schritt ich den Quai entlang und wollte eben in eine Gasse einbiegen, als ein Mann, der an der Ecke stand, den ganzen Zug ins Stokken brachte. An seinem grauem, militärisch zugeschnittenen Rocke mit blauen Aufschlägen erkannte ich, daß ich einen Douanier vor mir habe. Er grüßte mich höflichst und sprach einige Worte zu mir, von denen ich keine Silbe verstand; doch merkte ich, daß mein Gepäck visitirt werden müsse, ehe ich in die Stadt hineingehen dürfe. Ich fand dies ganz in der Ordnung und begab mich sofort nach der „Alfandega“ (Douanegebäude), einem Hause im Mittelpunct des Quais, von dessen Giebel die blau und weißgestreifte portugiesische Flagge wehte. Hier nun hatte ich gleich Gelegenheit, die portugiesischen Behörden kennen zu lernen. Der mit der Visitation beauftragte Beamte war zwar zugegen, meinte aber, ich müsse bis um 9 Uhr warten, denn eher werde die Expedition nicht geöffnet, könne er folglich auch nicht meine Sachen besichtigen. Dieser Grund wollte mir nicht recht einleuchten, allein der Portugiese beharrte bei seinem Ausspruch und machte Miene, sich zu entfernen. Als ich jedoch bemerkte, ich sei gern bereit, ihm seine Mühe zu vergelten, lächelte er schlau und nahm sogleich meine Effecten in Augenschein, unter welchen er trotz alles Suchens außer einigen Rissen Löschpapiers nichts Verbotenes fand. Jenes mußte ich wieder nach Ayamonte zurückschicken, da in Portugal ebenso wie in Spanien die Ein-

fuhr fremden Papiers jeder Art untersagt ist. Als die Douane glücklich beseitigt war, begab ich mich auf die „Administração do Concelho" (Policei), um mir den Paß visiren zu lassen. Dies hielt über eine halbe Stunde auf, indem ich dem Administrador meinen deutsch geschriebenen Paß übersetzen mußte, worauf er mir einen portugiesischen Interimspaß zur Bereisung des Königreichs Algarbien ertheilte. Sowohl dieses Geschäft als die frühere Unterredung mit den Douaniers wurden in einem höchst zweifelhaftem Idiom geführt, wenigstens von meiner Seite, denn ich wußte damals nur sehr wenig Portugiesisch und redete daher ein schauderhaftes Gemisch aus Portugiesisch und portugiesirtem Spänisch. Nun begriffen zwar die Portugiesen sehr wohl, was ich wollte, allein ich verstand sie beinahe gar nicht und deshalb war es mir entgangen, daß mir der Administrador gesagt hatte, er werde meinen Nationalpaß an das Governo civil in Faro schicken, wo er mir bei meiner Abreise aus Portugal wieder eingehändigt werden würde. Ich dagegen glaubte, er bliebe bis zu meiner Rückkehr in Villareal und wurde in diesem Wahne noch durch den portugiesischen Paß bestärkt, in welchem in Bezug auf meinen deutschen Paß folgende, höchst unbestimmte Worte standen: „que fica nesta administraçäo, para se lhe dar o destino comveniente" d. h., welcher in dieser Administration zurückbleibt, um ihm die ihm zukommende Bestimmung zu geben. Ich erwähne dies hier, weil mir daraus in der Folge große Unannehmlichkeiten erwuchsen. Es ist übrigens unverzeihlich, daß die Zoll- und Policeibehörden von Villareal bei dem regen Verkehr, welcher zwischen diesem Ort und Ayamonte herrscht, nicht einmal so viel Spanisch wissen, um ein Gespräch über die Paß- und Zollangelegenheiten ihres Landes führen zu können. Vielleicht wollen sie blos nicht Spanisch sprechen aus Nationalwiderwillen, denn der Portugiese haßt den Spanier mehr als

alle übrigen Nationen der Welt deshalb, weil der Spanier die Portugiesen verachtet und sie, wo er es nur kann, verspottet und lächerlich zu machen sucht, wozu allerdings der komische Hochmuth der Portugiesen hinreichend Anlaß giebt. Aus diesem feindseligem Verhältnisse erklärt sich die höchst überraschende Erscheinung, daß beide Völker dicht neben einander wohnen können, ohne sich im Geringstem zu amalgamiren. Während längs der Pyrenäen, die doch eine bedeutende natürliche Scheidewand sind, Franzosen und Spanier ziemlich unmerklich in einander übergehen, ja die Catalonier und die Bewohner von Languedoc, was namentlich die Sprache anlangt, beinahe ein und dasselbe Volk sind, bemerkt man zwischen den Spaniern und den Portugiesen auch nicht die leiseste Spur von einem Uebergange, obwohl hier, wenigstens an der Gränze Andalusiens, blos ein Strom beide Völker scheidet. Ayamonte ist eine durch und durch andalusische Stadt und seine Bewohner sind sowohl in Hinsicht auf Körperwuchs und Gesichtsbildung als in Betreff der Sprache, Sitten und Tracht ebenso ächte Andalusier als die Eingeborenen von Sevilla und Cordoba. Sobald man aber den Guadiana überschreitet, befindet man sich wie durch Zaubergewalt unter ein total fremdes Volk versetzt. Weder die Bauart und Einrichtung der Häuser noch die Gesichtsbildung, die Tracht, Sitten und das Benehmen der Menschen erinnern nur im Entferntestem noch an das gegenüberliegende Andalusien; die Anwohner des westlichen Guadianaufers sind bereits so vollkommene Portugiesen, wie man sie tief im Lande drinnen nicht besser finden kann. —

Ich hatte beschlossen, Faro, die Hauptstadt Algarbiens, welche 9 Leguas von Villareal entfernt ist, zum Standquartier während meines Aufenthalts in Algarbien zu machen. Sobald daher die Paßangelegenheit besorgt war, miethete ich von einem

in Villareal wohnenden Spanier ein Pferd für mich und mein Gepäck, um noch denselben Tag jene Stadt zu erreichen. Die Unterhandlungen mit der Douane und der Policei hatten so viel Zeit gekostet, daß es bereits 9 Uhr war, als ich Villareal in Begleitung eines jungen Burschen verließ, welcher das Pferd zurückbringen und mir unterwegs als Führer und Knecht dienen sollte. Das ganze Stück Landes, das durch die Lagunen von Castro-Marim, durch den Guadiana und den Ocean abgegränzt wird, besteht aus purem Flugsande, der sich längs der Küste zu langen parallelen Reihen ungeheuer hoher Dünen aufgethürmt hat, welche von fern gesehen im Lichte des Mondes gewaltigen Schneemassen gleichen. Halbverweht von dem feinem losem Flugsande, in welchem der Pfad alle Augenblicke verschwindet, liegen hier in den durch das durchsickernde Seewasser fortwährend feucht erhaltenen Niederungen große Plantagen süßer Orangen und Citronen, deren Bäume damals vor goldner Fruchtfülle fast brachen; links davon bemerkt man die elenden Rohrhütten des Fischerdorfes Montegordo, Hauptpunct der Sardinenfischerei an der algarbischen Küste. Nach Ueberschreitung einer niedrigen pinienbewaldeten Hügelkette, welche mir den Anblick Ayamontes und Castro-Marims entzog, betrat ich eine Gegend, die mit allen Reizen südlicher Fruchtbarkeit prangte und mich wegen ihrer herrlichen Bebauung lebhaft an die gesegnetsten Gegenden des Königreichs von Valencia erinnerte. Obwohl der ganze Küstenstrich Algarbiens aus bloßem Sande besteht, so ist er doch durch den unermüdlichen Fleiß seiner sonst wenig civilisirten Bewohner vermittelst künstlicher Bewässerung, sei es durch Graben unzähliger Brunnen, sei es durch sorgfältige Benutzung der Küstenflüsse, in einen prachtvollen Garten verwandelt worden, dessen brillantesten Punct die Umgebungen von Tavira bilden. Wahre Wälder alter Oliven und breitästiger reichbelaubter Johannisbrodbäume, welche

auch die Vorberge des algarbischen Gebirgs fast gänzlich bedecken, wechseln mit großen Plantagen von Feigen- und Orangenbäumen, mit Weingärten und Gemüseland ab; die Niederungen zeigen sich von hellgrünen Weizensaaten erfüllt, die von Maulbeer- und Mandelbäumen oder von Agave- und Cactushecken umgeben sind; kein Fleckchen ist unbebaut und das ganze Land, aus dessen immergrünem Fruchtwalde hier und da eine hohe Palme ihre zartgefiederte Blätterkrone emporhebt, wimmelt von Gehöften und freundlichen Ortschaften, deren gutgebaute Häuser den Wohlstand ihrer Bevölkerung bezeugen. Am prächtigstem ist die Gegend zwischen den Flecken Conceição und Nossa Senhora da Luz oder der Concelho (Bezirk) von Tavira. Hier glaubt man sich wirklich in einem Park zu befinden. Die Wege, welche nach den zahlreichen Gehöften hingehen, sind breit, sauber und von üppigen Hecken eingefaßt und die dichtbeblätterten Kronen der alten, in den anstoßenden Gärten stehenden Johannisbrodbäume wölben schattige Lauben über ihnen empor. Zwischen ihrem dunkeln Grün schimmern allenthalben die goldenen Früchte der Hesperidenbäume hindurch, deren Pflanzungen mit niedrigen weißgekalkten Mauern umgeben sind. Meistens stehen auf diesen Mauern noch kurze Säulen, zwischen denen die Weinrebe üppige Netze bildet. Hohe schwarze Cypressen und graziöse Pinien umgeben gewöhnlich die „Quintas" (Landhäuser), die sich mit ihren weißen Mauern und hellgrünen Jalousieen ungemein freundlich in ihren fruchtbaren Umgebungen ausnehmen. Mitten im Schooße dieser wonnigen Gefilde ruht Tavira, die schönste Stadt Algarbiens, woselbst wir um 1 Uhr Mittags anlangten und eine Stunde rasteten.

Tavira zählt 8800 Einwohner und liegt auf beiden Ufern des Rio Sequa, der eine halbe Legua weiter südlich in den Ocean fällt. Eine lange, sehr schön gebaute Steinbrücke führt

über diesen für kleine Fahrzeuge schiffbaren Küstenfluß, dessen Ufer nach dem Meere zu von Salzmorästen garnirt sind, wie es fast mit allen Flüssen Algarbiens der Fall ist. An seiner Mündung bildet er eine geräumige, durch zwei Forts gut vertheidigte Rhede, in welcher selbst große Seeschiffe ankern können. Am schönstem nimmt sich Tavira von der Brücke aus. Hier hat es wirklich ein großstädtisches Ansehen, indem beide Ufer von einer langen Reihe stattlicher Häuser eingefaßt sind. Die größere Hälfte der Stadt liegt auf dem rechtem Ufer, besitzt mehrere, mit Kuppeln gezierte Kirchen und Klöster und zieht sich sanft am Fuße der bewaldeten Hügel empor, welche die Vorberge der Sierra bilden und zwischen denen der Sequa aus einem anmuthigem Thale hervorströmt. Sehr hübsch ist die Praça da Constituiçâo (der Constitutionsplatz), ein geräumiger, von großen und schönen Gebäuden umgebener Platz am rechtem Flußufer. Ueberhaupt ist Tavira durchgängig freundlich gebaut; seine Häuser sind modern und haben fast sämmtlich Balcons, die man sonst in Algarbien bei Weitem nicht so häufig antrifft wie in Andalusien. Das sehenswertheste Gebäude Taviras ist die der heiligen Jungfrau geweihte Hauptkirche, die ehedem eine Moschee gewesen sein soll. In ihr befindet sich das marmorne Grabdenkmal des portugiesischen Ritters Dom Paio Peres Correia, welcher Tavira am 11. Juni 1242 den Mauren entriß. Noch erinnern die alterthümlichen Thore der Stadt sowie ein altes finsteres Castell auf dem rechtem Ufer am Eingange der Brücke an die Herrschaft der Araber.

Bis Tavira war es trotz meiner geringen Kenntnisse der Landessprache ganz gut gegangen, indem der Bursche, welcher mich begleitet hatte, obwohl ein geborener Portugiese, sehr geläufig spanisch sprach. Mein Pferd war aber blos bis Tavira gemiethet und jener Bursche verließ mich daher jetzt, um sein

Thier nach Villareal zurückzuweisen. Ich bekam nun ein Maulthier unter der Obhut eines andern Burschen, der mich bis Faro geleiten sollte. Dieser Kerl sprach weder spanisch, noch verstand er eine Silbe davon. So oft ich ihn um etwas befragte, nahm er ehrerbietig seinen Hut ab und lachte mir ganz vergnüglich ins Gesicht, wenn er mich nicht begriffen hatte. Er trug sich ziemlich zerlumpt und schmutzig, schlenderte meist faul hinter dem Maulthiere her, sich an den Schweif desselben anhaltend, und öffnete den Mund höchstens, um einen Vorübergehenden zu grüßen oder ein „arre, basta!“ auszustoßen, wobei er niemals unterließ, das ebenfalls träge Thier mit seinem zugespitzten Stock in die Beine zu stechen. Eine Stunde hinter Tavira ging er plötzlich abseits in ein Olivengehölz, mir bedeutend, ich möge nur immer weiter reiten, er werde schon nachkommen. Ich trabte also eine geraume Zeit langsam fort, bis ich an eine Stelle gelangte, wo sich der Weg theilte. Während ich hier wartete, hörte ich die Melodie des Fandango singen und sah bald darauf einen Reiter herankommen, den ich, obwohl er nach portugiesischer Sitte gekleidet war, an seiner Physiognomie und seinem ganzen Wesen für einen Spanier erkannte. Ich fragte ihn, ob er meinen Burschen gesehen habe, was er bejahte, mir zugleich die Versicherung gebend, daß derselbe schon nachkommen werde. Er habe ihn gehörig ausgescholten wegen seiner Nachlässigkeit, denn er kenne ihn persönlich, indem er in Tavira wohne. Er sei ein gutmüthiger Kerl, fügte der Spanier hinzu, aber ein Bischen einfältig und so faul, daß er wenigstens einer halben Stunde bedürfe, um sich die Jacke zuzuknöpfen. Wenn er sich aber einmal in Bewegung setze, laufe er schneller als ein trabendes Pferd. Da der Spanier dieselbe Straße zog wie ich, so ritt ich in seiner Gesellschaft weiter und benutzte diese Gelegenheit, um bei ihm Sprachstunde zu nehmen. Denn obwohl ich mich in früherer

Zeit etwas mit dem Portugiesischem beschäftigt hatte und die Aussprache desselben kannte, so verstand ich doch jetzt, wo ich mich in Portugal selbst befand, soviel wie gar nichts. Das Portugiesisch klang mir wegen seiner breiten Vocale und seiner vielen Zisch- und Nasallaute eher wie ein Gemisch aus englisch und französisch als wie eine dem Spanisch oder Italienisch verwandte Sprache. Erst nach einigen Tagen, als sich das Ohr etwas an den Klang der Sprache und namentlich an die höchst seltsamen unkenartigen Nasallaute, welche im Portugiesischem so häufig vorkommen, gewöhnt hatte, gelang es mir, die Leute zu verstehen. Freilich sprechen die Algarbier auch kein reines Portugiesisch. Sie verschlucken fast immer die Endsilben, lassen hier etwas weg, hängen dort etwas an und verwandeln namentlich das e sehr häufig in einen unangenehm klingenden, zwischen a und ä schwankenden Laut. Dazu kommt, daß sie sowohl sehr rasch als in einem hohem singendem Tone sprechen, Umstände, die das Verstehen sehr erschweren. Gebildete Leute, die reines Portugiesisch sprachen, verstand ich bald recht gut, besonders wenn sie sich die Mühe gaben, langsam zu reden, ohne dabei übermäßig zu schreien, wie sie gewöhnlich zu thun pflegen, wenn sie mit einem Ausländer verkehren müssen. (Die Spanier machen es übrigens gerade so.)

Eine gute Legua hinter Nossa Senhora da Luz gelangt man an ein breites, baumloses und theilweis unbebautes Thal, welches von einem Bach durchströmt wird. Jenseits desselben zieht sich ein niedriger, mit Zwergpalmen und einzelnen Pinien bewachsener Höhenkamm hin, der an seinem südlichem Ende in steilen Felsen in das Meer hinabstürzt. Auf diesem Vorgebirge liegt das Städtchen Fuceta, ein erst ganz neu gebauter Ort. Im Norden gewahrt man die düstere waldbedeckte Serra de Cadeiro, wie dieser Theil des algarbischen Scheidegebirges

heißt, aus deren Wellenbergen der Serro de São Miguel, eine schöngeformte sanftgerundete Bergkuppe von 2000 Fuß Höhe, die eine Eremitage auf ihrem Scheitel trägt, weithin sichtbar hervorragt. An ihrem südöstlichem Fuße ruht der große Flecken Moncarapacho in einem Walde von Johannisbrodbäumen und zahlreiche Quintas schimmern wie um Tavira längs des Saumes der dunkeln Serra. Der Spanier verließ mich hier, da ihn sein Geschäfte nach Fuceta führten, und so ritt ich allein weiter durch mehrere freundliche und schöngelegene Dörfer und fruchtbare, reich gesegnete Gefilde. Schon war die Sonne untergegangen und mein Portugiese erschien noch immer nicht. Endlich sah ich ihn herbeischlendern, während ich am Eingange eines Piniengehölzes wartete, wo sich die Straße von Neuem in mehrere Wege spaltete. Sobald er mich erblickte, nahm er wieder seinen Hut ab und sagte gravitätisch: „Agora estóu aos ordens de séu illustrissima mercé“ (Jetzt stehe ich Ew. erlauchten Gnaden zu Befehl.) Ich weiß nicht, ob ich ein so frommes und ehrwürdiges Ansehen hatte, daß er mich für einen Bischof halten konnte; kurz, er nannte mich stets illustrissima mercé! Als ich ihm Vorwürfe wegen seines Zurückbleibens machte, lächelte er blos einfältig und bemerkte einmal über das andere: „Temos tempo, Senhor, temos tempo!“ Wir hatten aber keine Zeit mehr zu verlieren, denn es war bereits finster und die Gegend bestand von jenem Piniengehölz an aus einer morastigen, mehrere Stunden breiten Niederung, wo der Weg von Fuhrwerken und Lastthieren so zerrüttet war, daß das Maulthier oft bis an den Bauch in den Koth versank. Endlich gewahrte ich beim falbem Schein der Sterne einen mit einer Kapelle gekrönten Hügel vor mir und zur Linken das Meer und eine nahe Seigerschelle verkündete die neunte Stunde. Gleich darauf betrat

ich die schlecht gepflasterten Gassen von Faro, wo ich in einer „Estalagem“ (Gasthof) nahe am Hafen meine Wohnung nahm.

Hier nun begrüßte mich gleich beim Eintritt in das Haus etwas, worin Portugal große Verwandtschaft mit Italien haben mag, nämlich die Unreinlichkeit. Wer von Spanien nach Portugal kommt und namentlich längere Zeit in Andalusien gelebt hat, wo im Allgemeinem eine lobenswerthe Reinlichkeit herrscht, der wird höchst unangenehm berührt, sobald er den portugiesischen Boden betritt. Die andalusischen Städte sind durchgängig reinlich; Cadiz zeichnet sich sogar durch eine beinahe holländische Sauberkeit aus. Und sind vielleicht auch die Gassen schmutzig, so kann man doch darauf rechnen, daß das Innere der Häuser reinlich ist. Selbst die Bauernhäuser habe ich im Allgemeinem (Ausnahmen giebt es natürlich hier wie überall) reinlich gefunden; namentlich aber halten die Andalusier und die Spanier überhaupt auf große Sauberkeit in der Küche und bei den Geräthschaften. Das meist aus Kupfer bestehende Kochgeschirr ist immer spiegelblank und auch die Teller, Gläser, Krüge ꝛc. sehen immer aus, als wenn sie noch niemals gebraucht worden wären. So z. B. war der Cortijo de San Geronimo in der Sierra Nevada zwar kein Muster von Reinlichkeit zu nennen, im Gegentheil sehr schmutzig, aber das Geschirr war stets blank gescheuert und auch das Bett reinlich. In Portugal ist dies Alles anders. Nicht nur sind die Gassen äußerst unreinlich, auch die Häuser sind meistentheils im Innern so schmutzig, daß man kleben bleibt, und zumal ist, was das Geschirr anlangt, an Reinlichkeit nicht zu denken. Auch kennt man hier nicht die höchst lobenswerthe Sitte, zwischen den einzelnen Gerichten die Messer und Gabeln zu wechseln, eine Sitte, die ich überall in Spanien, selbst in den Dorfposaden, angetroffen habe. In Portugal wischt man die Messer nach aufgehobener Mahlzeit nicht einmal ab,

sondern läßt die daran hängenden Ueberreste des Essens eintrocknen und legt sie in diesem Zustande bei der nächsten Mahlzeit wieder auf den Tisch. Desgleichen nimmt man sich nicht die Mühe, die Gläser auszuspülen, wenn sie gebraucht worden sind, und man kann sicher sein, fordert man ein Glas, an demselben die Spuren von mehreren Sorten Wein zu finden. Die Estalagem von Faro war an und für sich besser als manche spanische Posada, der ich das Prädicat „gut" ertheile. Mein Zimmer war zwar klein, aber freundlich, das Bett ausgezeichnet gut, die Bedienung prompt, das Essen nicht schlecht; aber, aber! — Gleich die Hausflur starrte so von Koth, daß die Steine des Pflasters kaum daraus hervorragten, und noch dazu besaß dieser Schmutz einen sehr penetranten Geruch, indem dieser Raum des Hauses in Ermangelung eines wirklichen cabinet d'aisances nach Belieben als solches benutzt wurde. Die Treppe schien Wochen lang nicht gekehrt, geschweige denn gewaschen worden zu sein. Der Vorsaal im obern Stockwerke war zwar gefegt, allein man hatte es für überflüssig gehalten, die Kehrichthaufen wegzuschaffen. Mein Zimmer war voller Staub und ward erst auf meinen ausdrücklichen Befehl gereinigt. Mehrere Tage zuvor mochte es bewohnt gewesen sein, denn ich bemerkte große Flecken von vergossenem Wein und verschiednen Brühen auf dem Tische, die zum Theil noch nicht ganz getrocknet waren. Auch befand sich das Bett noch in demselben Zustande, wie es jener Gast hinterlassen hatte, und die Wirthin würde es ohne Weiteres für mich zurecht gemacht haben, ohne es vorher neugewaschen überzuziehen, hätte ich mir dies nicht expreß ausbedungen. Und so mag es ungefähr in allen portugiesischen Gasthöfen zugehen; wenigstens habe ich keine Estalagem gefunden, die sauberer gewesen wäre, wohl aber manche, die weit schmutziger war. Was die Gassen anlangt, so geht es in Villareal und in Tavira mit

dem Schmutz noch an. In letztgenannter Stadt sind die Plätze und Hauptstraßen sogar reinlich zu nennen. Anders aber ist es in Faro und in den übrigen Städten Algarbiens, von den Dörfern gar nicht zu reden. Hier wirft man die Kehrichthaufen mitten auf die Straße, wo möglich in die Rinnsteine, damit sie hübsch durchweicht werden, und hier bleiben sie, bis sie einmal ein Regenguß wegschwemmt. Unter, auf und zwischen diesen Schmutzhaufen liegen Orangenschalen, Abgänge von Gemüse, zerbrochenes Geschirr, alte Besen und Matten, zerrissenes Schuhwerk, Lumpen aller Art, Fisch- und Hühnerköpfe, Gedärme von Geflügel, abgehauene Kalbsfüße, Knochen, auch wohl todte Hunde, Katzen und Ratten bunt durch einander! Man bedenke die große Hitze, welche in Südportugal selbst während des Winters herrscht und in Folge deren Alles, namentlich aber animalische Körper, außerordentlich schnell in Verwesung übergeht, und man wird sich einen Begriff von dem pestilentialischem Gestank machen können, der aus den Gassen der Ortschaften Algarbiens aufsteigt! Blos der außerordentlichen Reinheit der Luft und dem frischem Seewinde ist es zuzuschreiben, daß nicht fortwährend verheerende Seuchen in diesem Lande herrschen. Selbst die schönsten Theile von Faro starren unter dieser Schmutzdecke. Die am Hafen gelegene Praça da Rainha (der Platz der Königin), welche von großen geschmackvollen Gebäuden umschlossen und sogar mit marmornen Ruhebänken versehen ist, wäre ein ganz prächtiger Platz, läge sein Pflaster nicht fortwährend voller Unrath. Ebenso ist es mit der langen und breiten Rua da Rainha, der schönsten Gasse von Faro, die auf beiden Seiten von hübschen, mehrstöckigen, balcongezierten Häusern eingefaßt ist. Die Einwohner der Stadt scheinen hierin nichts Anstößiges zu finden. Selbst die feinsten Damen scheuen sich nicht, durch diese Schmutzgassen zu gehen, sondern heben

sich die Kleider auf und springen nun wo möglich in Atlasschuhen lustig über die Kehrichthaufen von einem Stein zum andern. S'ist eine himmlische Wirthschaft! —

Faro ist zwar eine moderne und freundliche Stadt, doch bei Weitem nicht so schön wie Tavira, hat überhaupt ein ganz anderes Ansehen. Tavira trägt noch völlig den Charakter der spanischen Städte, indem fast alle seine Häuser Balcons besitzen. Die Häuser von Faro dagegen (und ebenso die der übrigen Ortschaften Algarbiens) haben nur selten Balcons, sondern meist blos Fenster mit Jalousieen. Letztere sind theils von der gewöhnlichen, auch bei uns gebräuchlichen Art, theils von einer ganz eigenthümlichen Beschaffenheit. Sie bestehen nämlich häufig aus einem gitterartigen Geflecht von dünnen Holzspänen, ungefähr so wie die früher beschriebenen maurischen Jalousieen der andalusischen Städte, werden aber nicht blos vor die Fenster gestellt wie jene, sondern sind am Fensterstock befestigt und zwar so, daß sie sich zur Hälfte von unten nach oben zu emporschlagen lassen wie unsere Marquisen. Namentlich liebt man diese Jalousieen bei den Erdgeschossen. Ferner sind die Fußböden der Zimmer überall in Algarbien und ich glaube in ganz Portugal gedielt, während sie in Spanien stets entweder mit Backsteinen, mit Gyps oder mit Marmor belegt sind. Auch die Treppen pflegen meist hölzern zu sein. Wegen dieser Einrichtungen erinnern die portugiesischen Häuser mehr an den Norden als an den Süden. Faro ist sehr unregelmäßig gebaut, aber ziemlich groß, lebhaft und volkreich (es besitzt 11,700 Einwohner.) Seine Lage ist nicht besonders, indem die Umgebungen flach, die Gebirge ziemlich entfernt und die Ränder seiner Bucht, welche durch die Mündung eines unbedeutenden Küstenflusses gebildet wird, von Morästen erfüllt sind. Ein von niedrigen sumpfigen Inseln abgegränzter Theil dieser Bucht, deren östlichen Schenkel eine

**

flache, in das Cabo de Santa Maria auslaufende Landzunge, den westlichen dagegen ein sandiger Höhenkamm bildet, auf dessen äußerstem Vorsprung das Fort Barreta liegt, dient als Hafen und besitzt Wasser genug, um selbst größere Seeschiffe aufzunehmen. An seinem östlichem Saume erhebt sich ein flacher Hügel, auf dem ein Theil der Stadt und das von alten maurischen Befestigungen umgebene Schloß, ein großes imposantes Gebäude, liegen. Die größere Hälfte der Stadt zieht sich an der sanft abschüssigen, aus gelbem Sandstein bestehenden Küste empor, auf deren oberstem Rande sich eine Redoute und mehrere befestigte Linien befinden, die zur Zeit des Franzosenkrieges errichtet wurden. Eine öffentliche, mit Bäumen bepflanzte Promenade, deren in Spanien fast keine Stadt entbehrt, habe ich weder in Faro noch in andern Orten Algarbiens bemerkt. — Die Umgegend ist gut bebaut, aber nicht so baumreich wie um Tavira. Es giebt in Faro eine ziemliche Menge von Kirchen und Klöstern, doch ist fast keins von diesen Gebäuden durch schöne Architektur ausgezeichnet. Selbst die Sé oder die Cathedrale, eine im florentinischem Styl erbaute Kirche, ist weder groß noch schön zu nennen und ihr Inneres mit Zierrathen überladen. Als Curiosum erwähne ich, daß sowohl der Bischof, welcher die Messe las, als die Canonici blutrothe Strümpfe trugen und auch in solchen auf den Gassen umherspazierten. Sonst gehen die portugiesischen Geistlichen wie die spanischen gekleidet, nur daß sie nicht jenen seltsamen, zweikrämpigen, beinahe wie eine Dachrinne aussehenden Hut haben, der bei der spanischen Geistlichkeit gebräuchlich ist, sondern eine eigenthümliche barettartige Kappe tragen. —

Nach dreitägigem Aufenthalt in der Hauptstadt Algarbiens begab ich mich in das Innere des Landes und untersuchte auf einer zweiwöchentlichen Reise beinahe die ganze westliche Hälfte

der Provinz. Bevor ich aber diese Reise schildere, die mich an manche sehenswerthe und wenig bekannte Puncte führte, halte ich es für passend, einige allgemeine Bemerkungen über Algarbien und seine Bewohner vorauszuschicken. Das kleine Königreich Algarbien zerfällt sehr natürlich in drei mit der Südküste parallel laufende Streifen, welche das Volk sehr genau und richtig durch die Namen „Costa", Küste, „Barrocal", Hügelland und „Serra", Gebirge, unterscheidet. Der höchstens drei Stunden breite Küstenstrich besteht, wie ich schon früher bemerkt habe, aus Sand, das Hügelland aus Kalk, Kalktuff, Mergel und Thon, das Gebirge aus Thonschiefer und Grauwacke wie die Sierra Morena, deren Fortsetzung es ist. Trotz dieses keineswegs ergiebigen Bodens zeichnen sich alle Theile Algarbiens mit Ausnahme der Serra durch ungemein große Fruchtbarkeit aus. Die Ursachen hiervon sind theils der Wasserreichthum der Gebirge, theils die Lage des Landes an der See, die ein mildes Klima und feuchte Luft bedingt, theils der Fleiß seiner Bewohner. Algarbien ist die kleinste Provinz Portugals, denn sein Flächenraum beträgt kaum hundert Quadratmeilen, aber sowohl die bevölkertste als die ergiebigste und reichste. Zwar ist der eigentliche Ackerbau von keiner Bedeutung, dagegen erzeugt Algarbien viel mehr an Baumfrüchten aller Art als alle übrigen Provincen Portugals zusammen. Besonders liefert es ungeheuere Mengen von Feigen, süßen Orangen, Citronen und Johannisbrod, welche Früchte die hauptsächlichsten Zweige seines activen Handels ausmachen. Der größte Theil davon geht nach England und Gibraltar theils auf englischen, theils auf portugiesischen Schiffen. Sehr bedeutend ist auch die Fischerei, namentlich der Fang der Sardinen, Stock- und Thunfische. Endlich ist die Serra reich an Metallen, besonders an Kupfer. Trotz dieses großen natürlichen Reichthums kümmert sich die

Regierung so gut wie gar nicht um Algarbien. Unterrichtete Portugiesen haben mir versichert, daß bis vor wenigen Jahren das Finanzministerium nicht die geringste Kenntniß von den statistischen Verhältnissen dieser Provinz besaß. Man kannte in Lissabon kaum die Bezirksstädte, von den Erzeugnissen, dem Handel, der Industrie Algarbiens wußte man so viel wie gar nichts. Erst seit dem Jahr 1841, wo der Algarbier Silva Lopes seine „Corografia do reyno do Algarve“, eine in topographischer und statistischer Hinsicht mit außerordentlichem Fleiß und großer Genauigkeit gearbeitete Schrift, der Regierung vorlegte, auf deren Kosten sie sodann gedruckt wurde, ist Algarbien einer größeren Berücksichtigung gewürdigt worden; noch aber kümmert sich die Regierung wenig um die Zustände des Volkes und thut nicht das Geringste, um diese abgelegene Provinz zu civilisiren. Dies könnte blos dadurch geschehen, daß man dieselbe mehr, als es jetzt der Fall ist, mit den übrigen Ländern Europas in Verbindung brächte. Bis jetzt kann man aber nicht einmal von einem Verkehr zwischen Algarbien und Lissabon sprechen, weil keine Fahrstraße zwischen beiden Puncten existirt, geschweige denn von einem Verkehr mit dem Auslande! Denn da diese Provinz weder eine große, durch schöne oder historisch denkwürdige Bauwerke oder durch Schätze der Kunst ausgezeichnete Stadt besitzt, welche die Fremden anlocken könnte, noch bedeutenden Handel oder Industrie, so kommen nur sehr wenig Ausländer, höchstens spanische und englische Seeleute nach Algarbien. Fremdes Seevolk trägt aber höchstens dazu bei, die Bevölkerung zu demoralisiren; einen bildenden Einfluß werden Matrosen niemals auf ihre Umgebungen ausüben

Aus dieser völligen Isolirung von dem übrigem Europa erklärt sich zum Theil der Zustand geistiger Barbarei, in welchem sich das Volk von Algarbien befindet. Noch mehr aber als der

Mangel an Verkehr mit dem Auslande mag die geistige Begabung des Volkes an dieser Barbarei schuld sein. Jeder, welcher den Süden von Europa bereist hat, wird mir zugeben, daß seine Bewohner bis auf den gemeinsten Bauer hinab einen bedeutenden Grad von Intelligenz besitzen, daß die Südländer, was Schnelligkeit der Auffassung anlangt, sich weit vor den Bewohnern des Nordens auszeichnen. So ist es auch in Spanien. Hier besitzt selbst der ungebildetste Landmann, welcher weder lesen noch schreiben kann (mit Ausnahme jener durch die Natur vernachlässigten Provincen des Innern, wie die Mancha und Estremadura), eine außerordentliche Schärfe des Verstandes, die sich schon in seinen lebhaften Augen, in seinen geistig bewegten Gesichtszügen ausspricht. Nicht so der Algarbier! Dieser (ich spreche hier natürlich blos von den niedern Ständen) sieht entweder geradezu dumm aus oder pfiffig, aber nicht intelligent. Die Physiognomie des Algarbiers ist ganz eigenthümlich. Die spitze Nase, die vorstehenden Backenknochen, die schmalen Lippen, die kleinen, tiefliegenden, schwarzen, stechenden Augen verleihen seinem Gesicht einen überaus verschmitzten lauernden Ausdruck. Dabei sind die Algarbier ernst und wenig lebhaft, wenigstens im Vergleich zu ihren Nachbarn, den Andalusiern. Was ihren Körperbau anlangt, sind sie größer als jene und viel brünetter, fast noch brauner als die Valencianer. Man könnte sich ordentlich vor den Algarbiern fürchten, denn die Kerle sehen so verwildert aus wie Beduinen, besäßen sie nicht so viel Komisches, daß man unwillkürlich über sie lachen muß. Dieses komische Element liegt theils in ihrer körperlichen Haltung, theils in ihrem lächerlichem Hochmuth und in ihrer servilen Höflichkeit, zwei Zügen, welche nicht blos dem Charakter der Algarbier eigen sind, sondern überhaupt zum portugiesischen Nationalcharakter zu gehören scheinen. Sie schreiten steif und gravitätisch einher,

bemühen sich, eine würdevolle imponirende Miene zu ziehen, sehen aber dabei plump und unbeholfen aus, woran ihre Tracht mehr schuld sein mag, als ihr Körperwuchs. In Prahlereien ergehen sie sich unter einander weniger als ihre Nachbarn, wohl aber entladet sich ihr ganzer Hochmuth gegen diese, doch blos in ihrem eigenem Lande, denn in Spanien sind sie kleinlaut und schweigen am liebsten ganz. Kommt aber ein Andalusier herüber, so dauert es nicht lange und der Zank geht los. Die Andalusier machen sich einen Spaß daraus, unter unerhörten Fanfaronaden und unsinnigen Gebährden auf die Portugiesen zu schimpfen, sie zu verspotten und über sie und ihr Land zu reden, wie man in Deutschland von Krähwinkel oder Schöppenstädt spricht, auf die Gefahr hin, Prügel zu bekommen. Je mehr diese toben, desto steifer und gravitätischer werden die Portugiesen und desto verächtlicher blicken sie mit hochmüthigem Naserümpfen auf die beweglichen Andalusier, ihnen gelegentlich bemerkend, daß ein einziger „grimmig aussehender Portugiese" (hum portuguez bem finchado) genüge, um alle „Castelhanos" in der Welt auf und davon zu jagen. Eine solche leere Prahlerei erregt erst recht die Lach- und Spottlust der Andalusier, welche sich es nun zum Vergnügen machen, ihre steifen Gegner mit zehnmal größern Fanfaronaden zu Boden zu schmettern, denn im Prahlen kann es Niemand so leicht mit einem Andalusier aufnehmen. Diesem kommt es gar nicht darauf an, ganz ernsthaft, als wenn es eine ausgemachte Sache sei, zu sagen: „Wenn ich mein Messer ziehe, zittert die Erde," oder: „Wenn ich mit dem Fuße stampfe, fallen die Sterne vom Himmel" u. dgl. m. Kurz, sie setzen den Portugiesen gewöhnlich so lange zu, bis diesen die Geduld reißt und sie ihren Gegnern ein „malditos cães hespanhoes!" (verfluchte spanische Hunde) in den Bart werfen. Nun geht die Balgerei los, denn diese Beschimpfung erträgt kein Spanier.

Häufig kommt es dann vor, daß ein einziger kleiner Andalusier wegen größerer Gewandheit mehrere große und „grimmig blikkende Portugiesen" auf den ersten Anlauf zu Boden streckt. Längs der spanischen Gränze und in den portugiesischen Hafenorten giebt es fast wöchentlich Händel zwischen den Spaniern und Portugiesen, die gar nicht selten einen sehr blutigen Ausgang nehmen. Außer diesem lächerlich hochmüthigem Wesen herrscht so manche Sitte unter den Portugiesen, über die man unwillkürlich lachen muß. So z. B. zählen die Portugiesen ihre Cavallerie nicht nach Pferden, wie alle übrigen Nationen zu thun pflegen, sondern nach „Pes de Cavallo", d. h. Pferdefüßen, wahrscheinlich, damit es mehr klingen soll. Ferner soll es bei der Infanterie ein besonderes Commandowort geben (dies kann ich aber nicht verbürgen, da ich es blos von Spaniern habe erzählen hören), welches den Soldaten befiehlt, ein grimmiges Gesicht zu machen, wenn sie gegen den Feind marschiren, damit sich dieser fürchten möge! Desgleichen enthalten die Namen ihrer Kriegsschiffe u. dgl. häufig lächerliche Prahlereien. So sah ich selbst im Hafen von Lagos ein kleines Kriegsschiff, einen Falucho von drei Kanonen und kaum zwanzig Ellen Länge. Aber wie glauben wohl meine Leser, daß sich diese Nußschale nannte? — „O terror do mundo", d. h. der Schrecken der Welt! — Und so ließen sich noch viele Beispiele von der komischen Prahlsucht der Portugiesen anführen. Ungeachtet dieser Eitelkeit und dieses Hochmuths herrscht unter den Portugiesen eine Höflichkeit, die an und für sich lobenswerth wäre, besäße sie nicht einen gar so servilen Charakter. Ich glaube kaum, daß es eine höflichere Nation giebt als die Portugiesen, allein ihre Höflichkeit ist so komisch und so kriechend, daß sie blos zum Lachen reizt und unwillkürlich Verachtung gegen das Volk einflößt. Ich weiß nicht, ob alle Portugiesen dieses kriechend höfliche Wesen

an sich haben, die Algarbier aber sind in dieser Beziehung unausstehlich. Gleich den ersten Tag, welchen ich in Portugal zubrachte, fiel mir dieses servile Benehmen auf. Alle, die mir begegneten, zogen schon in einer Entfernung von mehrern Schritten den Hut tief ab, blieben an der Straße stehen, verbeugten sich steif und beteten regelmäßig folgende lange Formel ab: „A déos, amigo! Aos ordens de Vossenhoria! Vossa mercé pase bem bom viage, viva méu senhor!“ d. h.: „Adieu, mein Freund! Zu den Befehlen Ew. Herrlichkeit! Ew. Gnaden gehaben sich wohl, glückliche Reise, es lebe mein Herr!“ — Ebenso kann man, spricht man mit einem Algarbier, darauf wetten, daß er bei jedem Wort, welches er erwiedert, den Hut abnimmt, und verabschiedet er sich, so vergißt er sicher nicht, die Worte hinzuzufügen: „Sóu o mais humilde criado de Vossenhoria,“ d. h. „Ich bin Ew. Herrlichkeit niedrigster Diener!“ — Namentlich fällt diese kriechende Höflichkeit dem auf, welcher aus Spanien kommt und an das noble franke Benehmen der Spanier gewöhnt ist. Der Spanier ist auch höflich, sehr höflich, aber er ist kein Freund vom Hutabziehen und beträgt sich als freier unabhängiger Mensch; der Portugiese dagegen oder wenigstens der Algarbier stellt sich stets als den allerniedrigsten Diener dessen dar, mit dem er zu verkehren hat. Ich glaube, daß besonders diese Servilität der Hauptgrund der Verachtung ist, welche der Spanier dem Portugiesen bezeugt, weil gerade dieser Zug dem spanischem Charakter schnurstracks entgegenläuft, und Lord Byron hat vollkommen Recht, wenn er dichtet:

„Denn jeder span'sche Knecht, stolz wie ein Lord,
Wenn er den lusitan'schen Sclaven sieht,
Der Niedern Niedrigsten, fühlt noch den Unterschied!“

Der unbeugsame trotzige Stolz des Spaniers kann eben-

falls lästig und unangenehm werden; er ist mir aber lieber als das geschmeidige kriechende Wesen des Portugiesen, denn jener Charakterzug verräth männlichen Muth und eine noble Gesinnung, dieser dagegen weibische Feigheit und eine gemeine Denkungsart! Ich will mir kein Urtheil über das Volk anmaßen, denn ich habe zu kurze Zeit in seiner Mitte verweilt, aber ich fürchte, es lauert unter dem ehrerbietigem, einschmeichelndem, knechtischem Wesen des Algarbiers ein heimtückisches Gemüth, das ihn fähig macht, denselben Mann, vor welchem er heute im Staube kriecht, morgen wegen einer geringfügigen Beleidigung hinterrücks zu erdolchen. Indessen besitzt der Algarbier auch manche lobenswerthe Eigenschaft. Er ist mittheilsam gegen den Fremden, gastfrei und dienstfertig, ohne habsüchtig zu sein. Ich kann mich kaum besinnen, jemals in Algarbien geprellt worden zu sein, wie mir dies in Andalusien oft genug passirt ist. Außerdem zeichnen sich die Algarbier durch Einfachheit der Lebensweise und besonders durch große Arbeitsamkeit vortheilhaft vor den Andalusiern aus. In religiöser Beziehung dagegen stehen sie diesen weit nach. Die Algarbier sind noch sehr bigott und glauben ihren Pfaffen mehr als allen Andern. Die Geistlichkeit weiß dies auch sehr wohl zu benutzen und bemüht sich, das Volk in Unwissenheit zu erhalten, wobei sie nicht unterläßt, für sein leibliches Wohl möglichst Sorge zu tragen. Ich habe Gelegenheit gehabt, gerade diese Verhältnisse ziemlich genau kennen zu lernen, indem ich von Cadiz aus an einen portugiesischen Geistlichen empfohlen war und dieser die Güte hatte, mich überall hin an seine Amtsbrüder zu weisen, weshalb ich fast täglich mit Priestern umgegangen bin. Ich muß gestehen, daß ich außerordentlich durch die Intelligenz überrascht wurde, welche diesen Leuten fast durchgängig eigen war. Diese Wahrnehmung frappirte mich um so mehr, je größer die Unwissenheit und die Bigotterie ist, welche

unter der spanischen Geistlichkeit herrscht. Portugal und Spanien zeigen hier seltsamer Weise gerade die entgegengesetzten Contraste. In Spanien ist das Volk aufgeklärt und der Clerus bigott, in Portugal oder wenigstens in Algarbien der Clerus aufgeklärt und das Volk bigott. Ich habe in Algarbien Priester getroffen, welche nicht blos in allen Dingen wohl unterrichtet, sondern sowohl in politischer als religiöser Beziehung, vorzüglich aber in politischer liberal waren. Namentlich zeichnete sich der Pfarrer von Loulé, jener Geistliche, an den ich Empfehlungen von Spanien mitbrachte, in dieser Hinsicht aus. Rafael Pinto war weit und breit in der ganzen Umgegend wegen seiner gemeinnützigen Kenntnisse und seiner Wohlthätigkeit allgemein geachtet und geliebt. Im Jahre 1833, wo er sich offen für das liberale Princip bekannt hatte (dasselbe hatte beinahe die gesammte algarbische Geistlichkeit gethan), war er durch die Horden Dom Miguels, welche damals sowohl in Loulé als in vielen andern Ortschaften Algarbiens die scheußlichsten Gräuelthaten verübten und auch seine eigne Mutter und Schwester ermordet hatten, genöthigt worden, sein Vaterland zu verlassen und sich nach Gibraltar zu flüchten, woselbst er sechs Jahre lang gelebt hatte. Deshalb sprach er sehr geläufig spanisch, ein Umstand, der mir es möglich machte, mich in jeder Hinsicht über die Zustände Algarbiens und des gesammten Portugal zu unterrichten. Sowohl dieser Priester als die Pfarrer von Alte, Silves und Monchique, an die er mich empfahl, empfingen mich mit der größten Zuvorkommenheit und in Allen fand ich sehr gebildete Leute. Ich verweilte in Loulé drei Tage und habe fast den größten Theil derselben in Gesellschaft des Pfarrers zugebracht. Ich speiste bei ihm, arbeitete in seinem Hause und besuchte mit ihm die interessantesten Puncte der Stadt und Umgegend. An seinem geschmeidigem, weltmännisch

seinem Benehmen, an seinem etwas lauerndem Blick, an seinen umfassenden Kenntnissen in Politik, Geschichte, Naturwissenschaften, Kunst und Literatur nicht nur Portugals, sondern auch des Auslandes, glaubte ich den Jünger der Gesellschaft Jesu zu erkennen; doch kann es sein, daß ich mich getäuscht habe. Außerhalb der Kirche ließ er (und dasselbe habe ich bei allen portugiesischen Geistlichen gefunden, die ich kennen lernte, sowie zum Theil auch bei den spanischen) den Priester nicht merken. Sowohl in seinem Hause als unter dem Volke, unter das er sich gern zu mischen pflegte, war er Weltmann, heiter und gesellig und erlaubte sich auch wohl einen muntern Scherz mit hübschen Mädchen und Frauen, bei denen er sehr beliebt zu sein schien. Wenn er ausging oder ausritt, ohne auf Amtswegen begriffen zu sein, pflegte er wie jeder andere Bewohner Loulés das Nationalcostüm zu tragen. Er beschäftigte sich eifrig mit Agricultur, namentlich mit der Baumzucht, suchte überall Verbesserungen in dem Anbau des Landes einzuführen und hatte schon Manches für die Civilisation seiner Beichtkinder gethan. Er liebte die Mechanik und Physik außerordentlich und seinen Bemühungen war es gelungen, die Mühlen zu verbessern, die Blitzableiter einzuführen, das Bewässerungssystem durch Vervollkommnung der Wasserräder zu heben u. s. w. Kurz, überall sorgte er unablässig für den materiellen Wohlstand, die materielle Civilisation der Bevölkerung, die ihm auch deshalb blind ergeben war. Ja selbst in politischer Beziehung suchte er seine Untergebenen zu bilden, denn er hatte einen Leseverein gestiftet, welcher alle in Portugal erscheinenden Zeitungen hielt, die ihm passend schienen, aber nicht in religiöser! Er sprach sich in dieser Hinsicht mit derselben Offenheit gegen mich aus, mit welcher er mich über die schlechte Verwaltung Portugals, über den zerrütteten Zustand der Finanzen, über die Käuflichkeit und Habsucht

der Minister und Behörden, über den absolutistischen Sinn der Königin, kurz über alle jene betrübenden Zustände belehrte, welche eine Revolution in Aussicht stellten, die denn auch nicht ausgeblieben ist, wozu ihn vielleicht der Umstand, daß ich Protestant war, besonders veranlassen mochte. Eines Morgens besuchte ich in seiner Gesellschaft ein reizend gelegenes Kirchlein unweit der Stadt, die Capella de Nossa Senhora da Piedade, woselbst sich ein wunderthätiges Marienbild befindet. Jeden Sonnabend wird daselbst Messe gelesen und es pflegt dann eine große Menge Volks aller Stände aus Loulé und der ganzen Umgegend hier zusammen zu strömen. Aus diesem Grunde hatte Pinto gerade diesen Tag gewählt, um mir jene Capelle zu zeigen. Ein bequemer breiter Weg führt aus dem mit Orangenplantagen erfüllten Thale des Rio Macai, an welchem Loulé liegt, im Zickzack auf den Gipfel des Hügels, wo sich die Capelle befindet, und ist mit den Stationen der Leidensgeschichte Christi besetzt. Neben dem Pfarrer am Geländer der Terrasse, welche die Kuppe des Berges einnimmt, stehend erblickte ich ein Schauspiel, das mich im höchstem Grade überraschte. In langen Zügen kamen festlich geschmückte Männer und Weiber herbei, geistliche Lieder singend wie Wallfahrende. Diese warfen sich nicht allein während des Hinaufsteigens zum Berge bei jeder Station nieder, um zu beten, sondern rutschten auch vom Thore der Terrasse auf den Knieen bis in die Kirche hinein. Ja ich sah sogar Frauen, welche vom Fuße des Berges an den ganzen Weg hinauf bis in die Kapelle auf ihren Knieen rutschten! — So etwas hatte ich in Spanien niemals erblickt und ich konnte mich daher eines Ausrufes der Verwunderung nicht enthalten. Pinto, dem alle Vorüberrutschenden das Gewand küßten, bemerkte dies und wandte sich unbefangen mit folgenden Worten in spanischer Sprache an mich:

„Sie wundern sich über die gläubige Demuth dieser Leute? — Ich finde das begreiflich, da Sie aus Spanien kommen. Wie bei uns eigentlich zu viel Devotion ist, so ist dort zu wenig. Wollte jede der beiden Nationen der andern etwas abgeben, so würde der rechte Tonus in religiöser Beziehung herauskommen. Indessen,“ — setzte er nach einer Pause mit feinem Lächeln hinzu, — „es ist besser, die Leute glauben zu viel als zu wenig, und es ist heilige Pflicht der Kirche und der Regierung, sie bei ihrem Glauben zu lassen. Der gemeine Mann ist nicht fähig, sich durch eigenes Nachdenken seine Religion selbst zu schaffen; es muß ihm etwas bereits Fertiges gegeben werden, an welches er sich halten, an dem er sich erbauen, wobei er sich ergötzen kann. Denn glauben Sie mir, der Portugiese und der Bewohner des Südens überhaupt will nicht blos eine Religion, in der er Trost und Beruhigung in allen Lagen des Lebens findet, er verlangt auch einen Cultus, welcher ihm die Allmacht Gottes, die versöhnende Liebe Christi, die tröstende Vermittlung der Jungfrau in sinnlichen Bildern vor das Auge führt und bei dessen Pracht er sich wie ein Kind an bunten Flittern amüsiren kann. Unsere Bauern glauben, erblicken sie das schön angezogene, von Kerzen umstrahlte Bild der Madonna, daß sie dieselbe in Person vor sich haben; sie glauben, rutschen sie den Berg hinauf, durch diese Selbstpeinigung ihren Zorn, den ihre Sünden erregt haben, brechen und sie bewegen zu können, von Neuem die Vermittlung mit Christo zu übernehmen; sie meinen, in den Augen des Bildes selbst die Gewährung oder Nichtgewährung ihrer Bitte lesen zu können, und befinden sich glücklich bei diesem Glauben: — wäre es also nicht himmelschreiendes Unrecht, ihren kindlich einfältigen Gemüthern diesen erhebenden und tröstenden Glauben, den ihnen die weise Kirche gelehrt hat, zu rauben? — Man suche das Volk politisch aufzuklären, man begeistere es für seine

Nationalität, seine Freiheiten und Rechte, man verbessere sein Loos, indem man es zu civilisiren sucht; aber man rüttele nicht an der Kirche, an der Religion, wie es in Spanien geschehen ist und leider auch zum Theil in Portugal. Diese breiten wilden Gebirge" — und er zeigte auf die dunkeln Wellenkämme der benachbarten Serra — „haben bisher noch der zerstörenden Skepsis den Weg nach Algarbien versperrt; — wir wollen dafür sorgen, daß dies auch fernerhin so bleibe! Der zerrüttete Zustand eines Landes, despotische Uebergriffe der Herrscher, Nichtachtung der heiligsten Rechte des Volkes können eine politische Revolution nöthig machen und eine solche kann auch eine wesentliche Verbesserung herbeiführen und einen segensreichen Einfluß auf das gesammte Volk ausüben; man lasse es aber bei der Politik bewenden und errege nicht zugleich eine religiöse Revolution. Die Regierung zerbricht das Ruder des Staatsschiffes, wenn sie die Kirche sinken läßt, und das Volk wird unglücklich, wenn es das Zutrauen zur Kirche und ihren Dienern verliert, ja sie und die heiligsten Mysterien der Religion dem Spotte preisgiebt, wie es im Nachbarlande geschieht; denn," — fügte er mit einem seltsamen Blicke auf mich hinzu, — „blos der Glaube, den unsere heilige Kirche lehrt, macht glücklich, der Zweifel unglücklich!" — . . . .

Die Lebensweise, Tracht und Sitten der Algarbier sind sehr verschieden von denen der Andalusier. Alle bis auf den gemeinsten Maulthiertreiber hinab trinken von früh bis Abends Thee, den sie „Cha" nennen, und essen Butterbrod dazu, zwei Dinge, die der gemeine Andalusier gänzlich verschmäht. Da das Terrain nicht gestattet, hinreichend Weizen zu bauen, so essen sie Brod aus unter einander gemengtem Mais- und Gerstenmehl, welches dunkelfarbig, locker und sandig ist und trocken und kraftlos schmeckt. Sie lieben den Reis außerordentlich, scheinen aber

kein besonderes Nationalgericht zu besitzen. Ihre Tracht, namentlich die der Frauen, ist eigenthümlich, doch eben nicht schön, am allerwenigstem graziös zu nennen. Die Männer aus den gebildeten Ständen gehen wie in Spanien größtentheils nach französischer Sitte gekleidet; die aus dem Volke pflegen für's Gewöhnliche lange weite Beinkleider und weite, kurze, ganz schmucklose Jacken aus grobem braunem Tuch, eine kattunene Weste, Schnürstiefeln und einen großen schwarzen Filzhut zu tragen. Letzterer hat einen niedrigen abgerundeten Kopf, sehr breite, an den Rändern abwärts gekrümmte Krämpen und ist stets mit einem zollbreitem Bande von schwarzem Atlas und mit Quasten und messingenen Zierrathen verziert. Des Sonntags legen sie eine Jacke aus feinem blauem Tuch mit blanken Messingknöpfen an, sowie eine scharlachrothe, mit kleinen goldnen Knöpfchen besetzte Weste, die sie weit hinauf zuknöpfen, ein rothseidenes Halstuch und eine rothe Schärpe. Alle, zum Theil selbst die Männer der höheren Stände, bedienen sich weiter Mäntel aus braunem Tuch, die gewöhnlich mit grünem oder blauem Wollenzeug gefüttert sind, einen kurzen faltenreichen Kragen, Aermel und eine Kapuze besitzen, welche letztere sie bei schlechtem Wetter über den Kopf ziehen. Die Frauen sind munterer als die Männer, hübsch gewachsen, aber nicht schön zu nennen. Sie besitzen im Allgemeinem einen weißeren Teint und eine frischere Gesichtsfarbe als die Andalusierinen, haben aber plumpe Füße und breite, wenig markirte Gesichter. Die Damen scheinen selten auszugehen; wenigstens habe ich nur wenige in Faro, Loulé und Lagos gesehen. Diese kleiden sich ebenfalls französisch und tragen entweder den französischen Hut oder bedecken sich den Kopf blos mit einem feinem, weißem, mit Spitzen garnirten Taschentuch von dreieckiger Gestalt, das sie unter dem Kinn zusammenbinden, so daß der eine Zipfel frei nach hinten

hinabhängt. (Die graziöse Mantilla verschwindet, sobald man den Guadiana überschreitet.) Die Frauen der mittleren Stände scheinen die grellen Farben außerordentlich zu lieben. Sie gehen in langen Kleidern aus buntem oder hellfarbigem Kattun und pflegen ein scharlachrothes wollenes Saluppentuch, welches am Rande mit einer handbreiten Kante schwarzer hineingestickter Blumen verziert ist, um die Schultern zu schlagen. Den Kopf verhüllen sie sich ebenfalls mit einem Taschentuch von weißer oder gelber Farbe. Die seltsamste Tracht besitzen die „Campezinas" oder Bäuerinen, unter denen man übrigens die schönsten Gestalten und hübschesten Gesichter findet. Diese tragen meist einen dunkelblauen rothgefütterten und unten mit einem handbreiten Streifen von schwarzem Sammet eingefaßten Rock von Kattun, ein schwarzsammtnes, vorn offenes und ziemlich tief ausgeschnittenes Mieder mit kurzen Aermeln, ein buntes kattunnes Hals- und Kopftuch und über letzterem einen portugiesischen Männerhut. Außerdem schleppen sie stets eine Art Mantilla mit sich herum, die sie um die Schultern schlagen und deren verlängerte abgerundete Zipfel bis über die Kniee hinabhängen. Dieses Kleidungsstück besteht fast immer aus braunem Tuch und ist an seinen Rändern mit einem fingerbreiten Streifen grünen Sammets eingefaßt. An Sonn- und Festtagen binden sie ein schwarzseidenes Tuch um den Hals und die reichen Pächterinen schmücken sich mit Halsbändern, die aus aneinander gereihten Ducaten bestehen. Alle Frauen, selbst die der höhern Stände, tragen weite, faltenreiche, dunkelfarbige Tuchmäntel mit langem Kragen und ohne Aermel, die ganz so gemacht sind wie die spanischen Männermäntel und welche sie auch häufig wie die Spanier über die Schulter werfen.

Ich habe schon bemerkt, daß die Algarbier im Allgemeinen von stillerem Wesen sind als die Andalusier. Daher lieben sie

auch das Singen, Musiciren und Tanzen nicht so sehr wie jene. Doch sollen sie sehr hübsche Nationallieder und eigenthümliche Tänze besitzen. Namentlich wird ein Tanz, „O Malquinéo" genannt, sehr gerühmt, welcher aus einem Chorreigen mit Solotouren besteht und zu dem besondere Lieder nach der Musik einer Guitarre und einer Flöte gesungen werden. Auch findet man mancherlei Nationalspiele bei ihnen. So habe ich in Faro häufig ein Spiel beobachtet, dessen Aufgabe ist, eine eiserne Kugel durch einen in den Boden gesteckten Ring von geringem Durchmesser zu jagen. Und zwar darf diese Kugel nicht wie bei unserm Kegelspiel geschoben, sondern muß durch einen Stockhieb in Bewegung gesetzt werden. Ein anderes sehr beliebtes Spiel, das aber blos von einer Gesellschaft gespielt werden kann, an der sowohl Männer als Frauen Theil nehmen, ist die „Palma." Bei diesem Spiel nimmt man halb so viel Streifen eines zerschnittenen Zwergpalmenblattes, als Personen zugegen sind, und knickt einen jeden derselben in der Mitte ein, so daß er einen Winkel bildet. Diese zusammengeknickten Streifen nimmt nun eine Person in die Hand und ordnet sie, ohne darauf zu sehen, unter dem Tische zu einem Fächer. Sodann muß jedes der Anwesenden eins der hervorstehenden Enden erfassen, worauf der Fächer fahren gelassen wird. Dasjenige Paar nun, welches ein und denselben Streifen erfaßt hat, muß sich umarmen und küssen. Ob in Algarbien auch Stiergefechte veranstaltet werden, weiß ich nicht. Ich kann mich nicht besinnen, irgendwo eine Plaza de Toros gesehen zu haben. In Lissabon finden dergleichen statt, doch in ganz anderer Weise als in Spanien. —

Beim schönstem Frühlingswetter verließ ich am Vormittage des 6. Februar Faro in Begleitung eines „Almocreve" oder Maulthiertreibers (unter „Arrieiro" versteht man in Portugal einen Fuhrmann), den ich gleich für die ganze Reise gemiethet

hatte, und gelangte nach dreistündiger Wanderung nach **Loulé**. Mein Almocreve, aus **São Bras**, einem tief im Gebirge gelegenem Dorfe, gebürtig, war ein gutmüthiger Kerl, aber entsetzlich dumm und verwildert. Er schien sehr arm zu sein, denn er besaß blos eine sehr schadhafte Hose und eine ebenfalls stark geflickte Jacke nebst einer verschossenen Schärpe. Weste, Strümpfe und Hemd schien er für überflüssig zu halten. Als ich mich über den Mangel des zuletzt genannten Kleidungsstückes verwunderte, meinte er, seine Frau wäre bei seiner Abreise von São Bras eben damit beschäftigt gewesen, es zu waschen, woraus ich schloß, daß er blos im Besitz eines einzigen war. Die Füße hatte er mit sehr zerrissenen Schnürstiefeln bekleidet und den Kopf, dessen Haare er sich das ganze Jahr hindurch nicht zu kämmen schien, mit einem Hute bedeckt, der ehemals schwarz gewesen sein mochte, im Laufe der Zeit aber eine weißliche Farbe angenommen hatte. Trotz seiner Dummheit und trotz dem, daß ich seine Art von Sprache eigentlich gar nicht verstand, war dieser Bediente in Lumpenlivree ganz brauchbar. Er kannte alle Wege und alle Kneipen in der ganzen Provinz, war immer fidel, besaß große Ausdauer und Genügsamkeit und forderte dabei einen sehr mäßigen Lohn. Sein Maulthier war zwar etwas faul, jedoch stark und zahm und so ging es denn ganz vortrefflich.

Loulé, eine alte, aber freundliche Stadt von 8000 Einwohnern, ist einer der am reizendstem gelegenen Orte der pyrenäischen Halbinsel, die ich kenne. Seine Umgebungen sind nicht großartig romantisch, aber ungemein anmuthig. Es liegt nämlich innerhalb des von Oel- und Johannisbrodbäumen bewaldeten Hügellandes des Barrocal, dessen bedeutendste Kuppen sich bis gegen 1000 Fuß erheben und zwischen dessen einzelnen Kämmen sich wasserreiche Thäler befinden, die von Mühlen, Quintas und Bauernhöfen wimmeln und gänzlich mit Feigen-, Man-

delbaum- und besonders Orangeplantagen erfüllt sind. Eine prachtvoll üppige Vegetation schlingt einen immergrünen Kranz um die alten arabischen Mauern der Stadt, deren Häuser sanft an der rechten Thalwand des Rio Macai emporsteigen, welcher Loulé auf der Ost- und Südseite bespült und ein hügelerfülltes Becken von äußerster Fruchtbarkeit durchströmt. Dieses wird von vier höher ansteigenden Bergkuppen umschlossen, unter denen sich namentlich die im Osten gelegene Cabeça da Camara auszeichnet, deren Gipfel eine prächtige Aussicht über das Meer, die Gegend von Faro und Villanova, das Becken von Loulé und die Serra darbietet. Die dunkeln Kämme der letztern gucken allenthalben zwischen den schöngeformten Hügeln hindurch, welche das Becken von Loulé im Norden begränzen. Eine halbe Stunde südlich von der Stadt, jenseits des Macai, liegt die schon erwähnte Capelle von Nossa Senhora da Piedade, von wo aus sich Loulé am schönstem ausnimmt. Zwischen ihrem Kegelberge und der Cabeça da Camara schaut man von den Häusern der Stadt aus auf eine weite grüne Ebene hinaus, über welcher der azurne Spiegel des Oceans hoch in den Himmel emporragt. In dieser prächtig gelegenen Stadt miethete ich mich in einer recht guten, nur schmutzigen Estalagem ein, dem Eigenthum eines Schwesternpaares, zweier hübscher junger Mädchen, die sehr lustig waren und namentlich gern „Palma" spielten. Mein Zimmer hatte eine herrliche Lage. Es befand sich im Innern eines alten maurischen, von Epheu fast ganz übersponnenen Thurmes, der einen Theil des Hauses ausmachte, und gestattete mir eine wonnige Aussicht über das fruchtbare Thal des Macai, die schöngeformte Cabeça dá Camara, die Capelle der Jungfrau und das Meer. Loulé besitzt keine großen Sehenswürdigkeiten. Unter seinen öffentlichen Gebäuden mag das in gothischem Style erbaute Augustinerkloster das schönste gewesen

sein. Dieses liegt bereits seit 1755 theilweis in Ruinen, in welchem Jahre es durch das Erdbeben von Lissabon, das auch in Algarbien, vorzüglich an der Seeküste furchtbare Verheerungen anrichtete, zerstört wurde. Die Frauen von Loulé sowie des ganzen Barrocals beschäftigen sich mit einem eigenthümlichem Industriezweige. Sie flechten nämlich allerhand Matten, Decken, Körbe, Geräthschaften, ja selbst allerliebste Blumen und Zierrathen aus den Fächerblättern der in Algarbien äußerst gemeinen Zwergpalme (Chamaerops humilis L.), welche sie zu diesem Behufe in dünne Streifen zerschneiden und an der Sonne bleichen. In Andalusien, wo dieses Gewächs ebenfalls sehr häufig vorkommt, bedient man sich seiner Blätter gewöhnlich blos zur Verfertigung von Besen.

Von Loulé begab ich mich nach Alte, einem kleinem, bereits am Saume der Serra in einem kesselförmigen Thale gelegenem Dörfchen, in dessen Nähe sich reiche Kupferminen befinden. Ein Bach, welcher größtentheils aus einem wasserreichen Nacimiento nahe beim Dorfe entspringt, bildet, über eine abschüssige, von Felszacken starrende Fläche hinwegschießend, einen prächtigen Wasserfall am Eingange der steil ansteigenden und furchtbar schmutzigen Gassen und eine schmale hohe Brücke ist gerade über diesen Wasserfall, an dessen von Schlingpflanzen üppig umrankten Felsrändern mehrere Mühlen liegen, hinweggespannt, weshalb das sonst elende Dörfchen von dieser Seite einen ungemein malerischen Anblick gewährt. Ein Stück unterhalb der Brücke sammelt sich der Bach wieder in ein tiefes, von hohen Felswänden umschlossenes Becken, aus welchem er in einem einzigem breitem Strahl mehrere Klaftern hoch in eine von durchhöhlten Kalksinterfelsen gebildete Kluft hinabstürzt und sich dann ruhig durch anmuthig grüne Thalgründe weiter schlängelt. Pinto hatte mir Empfehlungsbriefe sowohl an den Pfarrer

von Alte als an den Director des Bergwerkes mitgegeben. Letzterer, ein ehemaliger französischer Geniemajor, der lange Zeit in Algier und Brasilien gelebt hatte, nahm mich sehr gastfrei in sein Haus. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, denn die Estalagem glich eher einem Schweinestalle als einer menschlichen Wohnung. Zwar konnte man das Haus des Franzosen auch keinen Palast nennen, denn es war eigentlich nichts als ein durch Querwände in mehrere Abtheilungen geschiedener Schuppen, dessen Fußboden blos aus festgestampftem Erdreich bestand; indessen herrschte hier wenigstens Reinlichkeit. Auch führte der Major, ein sehr gefälliger und gebildeter Mann, eine ausgezeichnete, ächt französische Küche, die ich in diesem Bergneste zu finden nicht erwartet hätte. Gleich nach meiner Ankunft geleitete mich mein gütiger Wirth nach dem Bergwerke. Dieses liegt eine halbe Legua südwestlich von Alte, besitzt noch keine große Tiefe, indem es erst seit wenigen Jahren existirt, und enthält einen sehr mächtigen Erzgang, in welchem sich große Massen gediegenen Kupfers vorfinden. Die Gesellschaft, die dieses Bergwerk exploitirt, bis jetzt blos aus vier lissaboner Kaufleuten bestehend, hat von der Regierung Concession auf 44 Quadratleguas erhalten. Bei dem großem Reichthume des Erzganges, den man schon an verschiedenen Puncten der Umgegend aufgegeben hat, und bei der Leichtigkeit, mit welcher das allerdings reichlich vorhandene Wasser aus den Gruben abgeleitet werden kann, verspricht dies Bergwerk sowohl seinen Eigenthümern als dem Dorfe Alte eine glückliche Zukunft. Die Bewohner dieses Orts sind außerordentlich arm und leben meist blos vom Kohlenbrennen, Bergbau und dem Sammeln und Verarbeiten des dort herum häufig wachsenden Espartos. Mit letzterem Geschäft geben sich namentlich die Weiber und Mädchen ab, die sehr arbeitsam zu sein scheinen. Wenigstens sah ich viele von früh bis

Abends am Bache oder vor der Thüre der Häuser stehen, beschäftigt, mit hölzernen Schlägeln das in Wasser eingetauchte Espartostroh weich zu klopfen, was keine leichte Arbeit ist. Die Bewohner von Alte sind ein munteres lebensfrohes Völkchen; doch wäre es möglich, daß sie blos damals des beginnenden Carnevals halber so fröhlich waren. Das Carneval dauert nämlich in Portugal volle vierzehn Tage und besteht wie überall im Süden in Maskenscherzen, kindischen Neckereien und unsinnigem Lärmen. Dabei ist, wenigstens in Algarbien, die etwas ungezogene Sitte üblich, die Mädchen und Frauen mit Eiern zu werfen; diese dagegen suchen sich dadurch zu rächen, daß sie den Männern lange Zöpfe aus Hanf anstecken, sie mit Mehl überschütten und ihnen, wenn es möglich ist, das Gesicht schwärzen. Dieses Necken nennt man „Brincar" und die Personen, welche sich darauf einlassen, „Brincadores" und „Brincadeiras."

Am 12. Februar setzte ich meine Reise weiter gen Westen fort in der Absicht, die Serra de Monchique, den höchsten Theil des algarbischen Scheidegebirges, zu besuchen. Bald hinter Alte erblickt man dieses düstere, in Form zweier hoher breiter Kuppen emporsteigende Granitgebirge bei Ueberschreitung der dicht bebuschten Wellenkämme, welche Alte von dem weitem kesselförmigen Thale scheiden, wo der Flecken São Bartholoméu dos Messines liegt. Hier ward mir ein seltsames Schauspiel. Es wurde nämlich gerade ein Gestorbener bestattet und ich begegnete dem Zuge auf dem Platze des Fleckens. Plötzlich mochten die Träger des Sarges, welcher offen stand und in dem die Leiche blos in ein Leinwandtuch gehüllt lag*), Durst

*) Auch in Spanien pflegt man die Leichen blos in ein weißes Leinentuch zu hüllen und sie ebenfalls in offenem Sarge nach dem Friedhofe zu tragen.

bekommen, setzten die Bahre mitten auf den Markt, ließen den singenden und betenden Clerus laufen, wohin er wollte, und traten in die benachbarte Estalagem, um ein Glas Wein zu trinken und eine Cigarre zu rauchen! — Ueber einen kahlen Kamm, von dessen Höhe man das Meer erblickt, gelangten wir in ein äußerst fruchtbares, schön bebautes und reich bevölkertes Thal, das von einem breitem Flusse durchströmt wird. Hier liegt die uralte Stadt Silves, die von dem Sturze des Kalifats von Cordoba an bis um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo sie durch König Sancho II. von Portugal erobert ward, die Residenz der Emirs oder Könige von Algarbien war. Noch mahnen die mächtigen geschwärzten Mauern und Thürme eines großen Castells, welches den Gipfel eines am rechtem Ufer gelegenen Hügels einnimmt, und die finstern Thore an jene Zeit. Innerhalb dieses Castells, dessen verwitterte Mauern reizende Blicke in das liebliche orangenerfüllte Thal gestatten, befindet sich die alterthümliche, in gothischem Style erbaute Hauptkirche der Stadt. Der größere, ebenfalls von alten thurmgekrönten Mauern umgebene Theil der Stadt zieht sich von dem Flußufer an dem Abhange des Castellberges hinauf. Eine lange schöngebaute Steinbrücke führt über den Fluß, welcher eine Strecke weiter unten für kleine Fahrzeuge schiffbar wird, in die Stadt hinüber, die wegen ihres vielthürmigen Castells an Niebla erinnert. Hier fand ich zu meiner Freude eine Estalagem, deren Besitzer ein Spanier war. Auch das Dienstpersonal war spanisch, denn der Wirth zog es vor, lieber höhern Lohn zu geben, als Portugiesen in Dienst zu nehmen, indem diese, wie er sich gegen mich auszudrücken beliebte, sämmtlich „heimtückische Hunde“ seien. Es waren noch mehrere Spanier zugegen, Seeleute, deren Schiffe in dem benachbartem Hafen von Villanova lagen. Alle verkehrten offen mit mir, sobald sie hörten, daß ich lange

in Spanien gewesen sei und mir die portugiesische Nation nicht recht gefallen wolle. Aus ihren Gesprächen wurde mir erst recht klar, welch ein glühender Haß zwischen den Spaniern und Portugiesen herrscht. Ich glaube, diese beiden Nationen mordeten sich mit Wollust, könnten sie einmal ungehindert über einander herfallen! —

Den folgenden Tag vertiefte ich mich von Neuem in die dunkeln Wellenberge der Serra, die hier ganz und gar den Charakter der Sierra Morena tragen. Schon von fern schimmerten diese in rosigen, gelben und weißen Farben, indem verschiedene, hier sehr häufig vorkommende Ericeenarten, stachlige Ginster und andere buntblühende Sträucher eben in voller Blüthe standen*). Auch die Niederungen und grasigen Abhänge boten einen sehr bunten Anblick dar. Kleine ein- und mehrblüthige Narcissen von gelber Farbe, blaue wohlriechende Hyacinthenarten, niedliche, weiße, rothgeaderte, crocusartige Lilien, violette Linarien, weiße Maaslieb u. s. w. wuchsen hier in Menge**) und verliehen dem Gebirge das Ansehen eines Blumengartens. Bald stieg die Serra de Monchique hinter diesen bunten Buschkämmen empor und nachdem wir die letzte, durch das durchbrechende Urgebirge hoch emporgehobene Welle der Thonschieferformation erklommen hatten, stand das majestätische Gebirge in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Die Serra de Monchique be-

*) Erica Lusitanica Hoffmsgg. (weiß), E. umbellata L. und E. australis L. (roth). Genista aspalathoides DeC. und Ulex Baeticus Boiss. (gelb).

**) Narcissus Bulbocodium L. N. juncifolius Lag. Scilla odorata Brot. Sc. monophylla Lk. Muscari racemosum Mill. Romulea ramiflora Ten. Linaria amethystea Hoffmsgg. Bellis annua L. Bellium pappulosum Kze.

steht blos aus zwei breiten Kuppen von gewaltigem Umfange, die durch ein tief einschneidendes, von einem muntern Bache durchrauschtes Thal von einander geschieden sind. Die westliche sanftgerundete Kuppe, welche sich am höchstem erhebt, heißt die Foïa, die östliche, eine breite stumpfe Pyramide darstellende die Picota. Der unterste Theil der Serra ist von Korkeichen bewaldet; auf diese folgen große Castanienwälder, die sich bis zur halben Höhe emporziehen. Die obere Hälfte ist kahl, theils mit Gerölle, theils mit Bergwiesen bedeckt. Durch prächtige Gehölze alter Korkeichen, die mit Gemüsegärten und Obstplantagen abwechseln, steigt man allmälig durch das herrliche Thal, in dessen grünem Schooße zahlreiche Mühlen liegen, nach dem Städtchen Monchique empor, welches am steilem Südostabhange der Foïa in einer Höhe von ungefähr 2000 Fuß über dem Meer höchst romantisch gelegen ist. Die dichten Castanienwälder, die alle Abhänge bedecken, verhindern die Ansicht dieses Ortes, bis man sich ihm gegenüber am Rande einer von Orangen erfüllten Schlucht befindet, durch welche ein von der Foïa herabkommender Bach braust. Ueber den höchsten Gassen der Stadt hängt noch ein Kloster gleich einem Schwalbennest auf steilem Granitfelsen und darüber erheben sich die hohen grauen Kuppen der ernsten Foïa. Auf der entgegengesetzten Seite zeigt sich der breite und lange, mit einzelnen Gehöften und Hütten übersäte Abhang der Picota und dazwischen blickt man hinaus auf die düstern Wellenberge von Alem-Tejo. Diese wildromantische Lage ist aber auch Alles, womit Monchique prunken kann. Die Stadt selbst ist sehr schlecht gebaut, äußerst schmutzig und besitzt außer ihrer alten, aus drei gothischen Schiffen bestehenden Hauptkirche kein einziges bemerkenswerthes Gebäude. Die Estalagem war eine Höhle voll Schmutzes und Ungeziefers, die schlechteste, die ich in ganz Algarbien angetroffen habe, ein würdiges Seiten-



stück zu Santa Eufemia. Die Bewohner, die sich zum großem Theil mit dem Tischlerhandwerk und andern Holzarbeiten beschäftigen (man bedient sich hier allgemein der Castanien als Bauholz), sehen düster, mißtrauisch und verwildert aus, ungefähr wie die Eingebornen der Sierra Morena.

Der Pfarrer von Loulé hatte mich auch hier an die Geistlichkeit und mehrere andere Personen von Stande empfohlen, bei denen ich die freundlichste Aufnahme fand. Das Theetrinken wollte gar kein Ende nehmen, denn wenn man einen Portugiesen besucht, so kann man darauf rechnen, daß binnen fünf Minuten eine große Kanne mit „Cha“ auf dem Tische steht. In Begleitung eines Advocaten und eines Kaufmannes machte ich den folgenden Morgen einen Ausflug nach der Foïa, bis auf deren Gipfel man bequem reiten kann. Dieser Berg erreicht nach portugiesischen Messungen eine Höhe von 3830 Fuß, ist von vielen Schluchten durchfurcht, deren Bäche bis hoch hinauf von üppigen Büschen der orientalischen Alpenrose (Rhododendron ponticum L.), die bereits zu blühen begann, eingefaßt sind, und besteht größtentheils wie die ganze Serra aus einem hellfarbigem Granit. Nur an ihrer Nordseite bricht an mehrern Stellen ein basaltisches Gestein durch den Granit und setzt gewaltige Felsenpartieen zusammen, zwischen denen sich ein wasserreicher Bach, der an einer Stelle einen zwar kleinen, aber prächtigen Wasserfall bildet, hindurchdrängt. In seiner Schlucht steigt der Saumpfad bis zum höchstem Gipfel empor, woselbst sich eine aus Steinen errichtete Pyramide befindet. Die Aussicht, welche sich von diesem höchstem Puncte Südportugals nach allen Seiten hin eröffnet, muß bei ganz hellem Wetter prachtvoll sein; damals waren die nördlichen und östlichen Horizonte etwas getrübt. Dennoch konnte man mit dem Fernrohr die Umrisse der Serra da Arrábida an der Mündung des Tejo erkennen sowie die

Thürme von Beja in Alem-Tejo. Diese Provinz, welche ihren Namen davon hat, weil sie von Lissabon aus jenseits des Tejo (alem do Tejo) liegt, überblickt man von der Foïa fast ganz und gar. Ein großer Theil derselben wird von den Wellenbergen des algarbischen Scheidegebirges eingenommen, der Rest ist flach oder hügelig, ein fruchtbares Ackerland. Nach Osten zu war die Aussicht am undeutlichstem, desto prachtvoller auf der entgegengesetzten Seite und gen Süden. Auch hier überschaut man zunächst die grünen Kämme der Thonschieferformation, aus denen die Serra de Monchique wie eine Felseninsel aus einem sturmerregtem Meere hervorragt. Dieses Wellengebirge verflacht sich einige Leguas weiter nach Südwesten zu und geht in die Sandsteinformation über, welche die schroffen Klippen des Cabo de São Vicente zusammensetzt. Diese südwestlichste Spitze Europas springt in Gestalt einer langen schmalen Landzunge weit in den Ocean vor und ist rings von senkrechten Sandsteinwänden von beträchtlicher Höhe umgeben. Auf dem äußerstem Vorsprunge steht ein Kloster. Die See brandet hier fast fortwährend furchtbar; durch das Fernrohr konnte man deutlich erkennen, daß der Schaum der Brandung, welche einen silberweißen Gürtel um die rothgelben Klippen schlang, häufig bis an den obern Rand des Caps emporspritzte. Als wenn man auf die Landkarte blickte, liegt der südwestliche Zipfel von Portugal vor den Augen, von der Bucht von Albufeira im Südosten bis an die Serra da Arrábida im Norden, fast auf allen Puncten umgürtet von steilen zerrissenen Sandsteinfelsen. Endlos breitet sich nach drei Seiten hin der atlantische Ocean aus, dessen blaue Fläche eben eine Menge in verschiedenen Richtungen steuernder Schiffe durchfurchte.

Denselben Nachmittag ritt ich, blos von meinem Almocreve begleitet, nach dem benachbartem Bade as Caldas de Mon-

chique. Dieses liegt in einer engen wilden Schlucht am Südabhange der Picota in einem prachtvollem Haine der üppigsten Orangenbäume. Die Aeste der letzteren waren allenthalben gestützt, damit sie nicht brechen möchten, und der ganze Boden von abgefallenen, zum Theil schon halb verfaulten Apfelsinen bedeckt, denn Niemand nimmt sich hier die Mühe, die goldenen Früchte aufzulesen, wenn sie überreif herabfallen. Ein reißender Bach, über grandiose, bizarr durch einander gewürfelte Granitblöcke tobend, durchströmt diesen Orangenhain. Auf seinem rechtem Ufer befindet sich das große Badegebäude mit den Mineralquellen. Gewöhnt an die erbärmliche Beschaffenheit der meisten andalusischen Bäder überraschte mich die zweckmäßige und ziemlich bequeme Einrichtung dieses Bades. Das Badehaus, welches schon aus dem Jahr 1692 herrührt, wie eine Inschrift über dem Eingange besagt, enthält eine Menge von Wohnstübchen für die Gäste, eine Capelle, eine Trinkhalle und zwei Badebassins, eins für die Männer und ein anderes für die Frauen, in den Souterrains, zu welchen man auf neun langen Treppen hinabsteigt. Das Wasser ist geschmack- und farblos, entwickelt aber bedeutend viel Schwefelwasserstoffgas und besitzt eine Temperatur von einigen 30° R. Es soll sehr heilkräftig sein, weshalb as Caldas im Sommer sehr stark besucht wird. Außer dem Badehause giebt es noch eine Anzahl freundlicher Privathäuser auf dem entgegengesetztem Ufer sowie eine gute Estalagem; von Promenaden u. dgl. habe ich aber auch hier keine Spur bemerkt.

Die Serra de Monchique ist ein sehr kaltes Gebirge und zeigte deshalb eine noch sehr wenig entwickelte Vegetation. Ich reiste daher schon den 15. Februar wieder ab und gelangte, das Thonschiefergebirge nochmals kreuzend, um 2 Uhr Nachmittags nach der Stadt Lagos, die an der Küste unweit der eine riesige,

weit ins Meer hinausragende, malerisch zerklüftete Felsenmauer darstellenden Punta da Piedade erbaut ist und für eine Festung gilt, obwohl sie größtentheils blos schlechte alte Mauern besitzt. Aus diesem Grunde wollte mich die Wache nicht einlassen, und da ich darauf bestand, innerhalb der Mauern und nicht draußen in den schlechten höhlenartigen Wirthshäusern der Vorstadt zu übernachten, so ward ich durch eine Ordonnanz mit Ober- und Untergewehr zum Gouverneur geschickt, um mir die Erlaubniß, in der Festung bleiben zu dürfen, einzuholen. Der Commandant war nicht zu Hause und seine Frau, die keine Lust zu haben schien, sich in die Geschäfte ihres Gemahls zu mischen, wies mich an den „Administrador da Poliça" (Policeichef). Leider wußte der mitgegebene Soldat nicht, wo dieser wohnte, und so liefen wir über eine halbe Stunde in der Stadt umher. Als ich ihn endlich fand, legte er das Gesicht in sehr bedenkliche Falten und examinirte mich in einer höchst komischen Weise über den Zweck meiner Reise in Algarbien, über meine Herkunft und meinen früheren Aufenthalt, über Spanien und was weiß ich Alles, bevor er geruhte, meinen Paß zu visiten und mir den Aufenthalt in der großen Festung Lagos zu gestatten. Diese ist blos nach der Seeseite zu durch einige hohe Wälle gut vertheidigt, die sogenannte Citadelle im Süden der Stadt ist nicht einen Heller werth, denn sie wird auf drei Seiten von den benachbarten Höhen beherrscht. Lagos ist eine leidlich gebaute Stadt von 5000 Einwohnern. Seine ziemlich weite, rings von malerischen Sandsteinwänden umschlossene Bucht, die durch die Mündung eines zuletzt schiffbaren Küstenflusses gebildet wird, über den eine lange Brücke von neun Bogen führt, würde ein guter Hafen sein, wäre sie nicht von Untiefen erfüllt.

Die geringe Vegetation der Küste, einfallendes Regenwetter und Mangel an Zeit und Geld bestimmten mich, den beabsich-

tigten Besuch des noch eine Tagereise entfernten Caps S. Vicente aufzugeben und die Küste entlang reisend nach Faro zurückzugehen. Mit Ausnahme der Ufer im Hintergrunde der durch die Mündung der Küstenflüsse gebildeten Buchten, welche aus Flugsand bestehen, ist diese ganze Küste von steilen Sandsteinfelsen eingefaßt und bietet daher einen sehr malerischen Anblick dar. Die interessantesten Puncte dieses sehr fruchtbaren und schön angebauten Landstriches sind die beiden kleinen Städte Villanova de Portimão und Albufeira. Erstere liegt am westlichem Uferrande eines sich weit landeinwärts erstreckenden Seearms, die Fortsetzung des Flusses von Silves, in einer höchst anmuthigen Gegend. Gleich unterhalb der Stadt erweitert sich jener Seearm zu einem breitem Becken, das durch einen ziemlich engen Canal mit dem Meere communicirt. Dieser Canal wird durch zwei felsige Hügel gebildet, deren jeder ein Fort auf seinem Scheitel trägt. Villanova schief gegenüber, nahe bei dem östlichem Fort liegt der Flecken Faragudo malerisch am Abhange des Ufers; weiter aufwärts schimmern die weißen Häuser des Dorfes Mejilhoneira aus Feigen- und Orangeplantagen hervor; einzelne Gehöfte und Fruchthaine bedecken weit und breit die hügelige Gegend und darüber steigt im Norden das imposante, blos vier Leguas entfernte Hochgebirg von Monchique empor. Villanova gilt für den besten Hafen Algarbiens und ist der Hauptexportationsplatz für die Feigen und Orangen. Albufeira, wo ich übernachtete, ist hart am Rande seiner Felsenbucht erbaut; ja die äußerste Häuserreihe schwebt theilweis über dem Meer, indem die hier furchtbar tobende Brandung den Felsenrand unterwaschen hat. Die Stadt ist entsetzlich schmutzig und liegt sehr uneben zwischen zwei Hügeln, von denen der östliche durch ein größtentheils ruinirtes Castell vertheidigt wird. In diese Burg flüchteten sich am 27. Juli 1833, wo Albufeira

von den Miguelisten überfallen ward, eine große Menge der Einwohner, wurden aber nach kurzer Vertheidigung gezwungen, zu capituliren. Sie hatten sich blos Sicherheit der Person und des Lebens ausbedungen; die Miguelisten hielten aber auch dieses Versprechen nicht, sondern ermordeten nach der Uebergabe des Castells 74 Personen von jedem Alter und Geschlecht. Zwischen Albufeira und Faro führt der Weg durch einen prachtvollen dichten Wald alter Pinien, so schön, schlank und groß, wie ich sie in keiner andern Gegend gesehen habe.

Ohne mich in Faro länger als eine Nacht aufzuhalten, setzte ich unter fortwährendem Regenwetter meine Reise weiter fort und erblickte am Abend des 18. Februar den Guadiana und Ayamonte wieder, wohin ich mich unverzüglich übersetzen ließ, da ich der portugiesischen Estalagems im höchstem Grade überdrüssig war. Den folgenden Morgen begab ich mich wieder nach Villareal, um mir meinen Paß zu holen, vernahm aber zu meinem nicht geringen Schrecken, daß sich derselbe in Faro befinde. Bei der Unzuverlässigkeit der portugiesischen Behörden und Posten entschloß ich mich rasch, selbst nach Faro zu gehen, miethete ein Pferd und kam nach scharfem Ritt halb 8 Uhr Abends zum drittem Mal in die Hauptstadt Algarbiens. Hier fand sich nun auch mein Paß auf dem Governo civil, allein man wollte mir denselben nicht herausgeben. Der Beamte, mit dem ich zu verkehren hatte, war zwar ungemein höflich, meinte aber, Pässe von Ausländern würden als Garantie für deren Person zunächst an die Districtsstadt und später nach Lissabon geschickt, wo sie für immer blieben; nur aus einem Versehen befände sich der meinige noch in Faro. Wäre der portugiesische Interimspaß abgelaufen und wolle der Reisende Portugal wieder verlassen, so bekäme er einen portugiesischen Paß ins Ausland. Ein solcher sollte nicht weniger als zwei Piaster kosten und ich

merkte bald, daß die ganze Sache blos auf eine Prellerei abgesehen sei. Ich erklärte daher dem Beamten entschieden, ich möge keinen portugiesischen Paß haben, da mir derselbe bei der Rückkehr in mein Vaterland von keinerlei Nutzen sein, mich im Gegentheil in Verlegenheit bringen könne; wolle man mir meinen Nationalpaß nicht herausgeben, so würde ich mich unverweilt an meine Gesandtschaft in Lissabon wenden. Der Portugiese mochte bei aller Schlauheit doch nicht wissen, daß in Lissabon eine sächsische Gesandtschaft gar nicht existirt, und ward daher verlegen. Er ging nochmals weg, um, wie er sagte, den Präsident um seine Meinung zu befragen, kam aber sehr bald zurück und brachte mir meinen Paß, mir bemerkend, er wolle sich einmal aus purer Gefälligkeit eine Pflichtverletzung zu Schulden kommen lassen! Nur, meinte er, könne er ihn nicht visiren. Wahrscheinlich hatte der Mann gedacht, mir damit einen Possen zu spielen. Allein der in Faro residirende spanische Consul, ein geborener Spanier, stand nicht einen Augenblick an, meinen Paß nach Spanien zu visiren, und nun konnte es mir sehr gleichgültig sein, ob die portugiesische Behörde ihr Visa darauf gesetzt hatte oder nicht. Der spanische Consul lachte, als ich ihm die Geschichte erzählte, und lobte mich, daß ich so standhaft geblieben sei. Denn das, meinte er, sei blos ein Manoeuvre, das sich die portugiesischen Behörden mit unerfahrenen Fremden erlaubten, um Geld zu schlucken. Von Rechtswegen müßten sie dem Ausländer seinen Paß zurückgeben, sobald er das Land verlasse.

Dieses Intermezzo war mir sehr fatal, denn obwohl ich noch denselben Tag nach Villareal zurückritt und den folgenden Morgen nach Ayamonte kam, hatte unterdessen doch bereits das Schiff, mit welchem ich hatte nach Cadiz fahren wollen, die Anker gelichtet. Schlechtes Wetter, widriger Wind, Mangel an

Schiffen und pecuniäre Verlegenheit hielten mich bis zum 8. März in Ayamonte zurück. An diesem Tage ging ich zu Land nach Aljaraque, kam dort aber erst an, als das Boot, welches täglich einmal nach Huelva zu gehen pflegt, bereits fort war, und mußte daher in diesem elendem Neste übernachten. Den folgenden Morgen benutzte ich den Kahn der „Lecheros" (Milchverkäufer), um nach Huelva überzufahren. Beiläufig will ich bemerken, daß diese Leute, welche Huelva täglich mit Milch versorgen, diese in Schläuchen von Ziegenfellen transportiren, eine Sitte, welche blos um Huelva üblich zu sein scheint, doch nicht eben viel Appetit zum Genuß der Milch erregt. Glücklicher Weise traf ich in Huelva einen mit Orangen beladenen Falucho, welcher nach Cadiz bestimmt war. Dieser ging gegen 3 Uhr Nachmittags unter Segel und ankerte nach glücklicher und angenehmer Fahrt bei mondheller Nacht um 12 Uhr vor den Wällen von Cadiz. Mit Jubel begrüßte ich am Morgen (denn die Nacht hindurch mußte ich auf dem Schiffe bleiben, da die Thore nicht eher als früh um 6 Uhr geöffnet werden) die reinlichen Straßen der prächtigen Stadt; meine Freude wurde aber etwas herabgestimmt, als ich hier einen Brief aus der Heimath vorfand, welcher mich nach Deutschland zurückrief. Das Ordnen, Verpacken und Absenden der auf der portugiesischen Reise gemachten Sammlungen beschäftigte mich noch über eine Woche; als aber dies besorgt war, rüstete ich mich, mit dem nächstem Dampfschiffe, welches gen Osten segeln würde, den poetischen Gestaden Andalusiens auf immer Lebewohl zu sagen! —

Eilftes Kapitel.

Die Andalusierinen.

„Nie schwebt', als Hellas jung war, hold'rer Chor,
O schöner Berg, an Deines Fußes Hang,
Ob auch mit mehr als ird'scher Gluth empor
Delphischer Jungfrau'n heil'ge Hymne drang;
Sie weckten nie so mächtig Liebessang
Als Andalusiens Mädchen, aufgeblüht
In sanfter Sehnsucht übervollem Drang!"

Byron, Childe Harold.

Man wird vielleicht lächeln, daß ich der weiblichen Bevölkerung Andalusiens ein besonderes Kapitel widme. Doch glaube ich dies meinen Lesern schuldig zu sein, einestheils wegen der Berühmtheit der Bewohnerinen jenes poetischen Landes, anderntheils, weil zur vollständigen Schilderung eines Volkes jedenfalls auch ein getreues Gemälde seiner Frauen gehört. Es ist aber eine sehr schwierige Aufgabe, über die Frauen eines fremden Volkes zu urtheilen, ohne dabei weder diesen selbst noch den Bewohnerinen des eigenen Vaterlandes auf irgend eine Weise zu nahe zu treten, und ich bitte daher gleich im Voraus um Verzeihung, sollte es mir nicht gelingen, das delicate Thema dieses Abschnitts auf eine Weise zu behandeln, mit welcher sowohl die Frauen Andalusiens als meine schönen Leserinen zufrieden sein können.

Ein spanisches Sprüchwort zeichnet Andalusien vor allen übrigen Provincen der pyrenäischen Halbinsel als „das Land der schönen Pferde und Mädchen" (el pais de buenos cavallos y

buenas mozas) aus. Wie nun aber nicht jedes andalusische Roß ein Ideal von Pferdeschönheit ist, eben sowenig darf man glauben, daß jede Andalusierin eine Venus sei. Ja, ich möchte sogar behaupten, daß es in Andalusien sehr wenig wirklich schöne Frauen giebt, sobald man nämlich die Antike, das griechische Profil als das Modell weiblicher Schönheit gelten lassen will. Die Provençalinen, die Bewohnerinen von Languedoc, Catalonien und Valencia nähern sich in der Gesichtsbildung dem griechischem Typus viel mehr als die Andalusierinen, deren Physiognomie eher orientalische als griechische Abstammung verräth. In Deutschland, glaube ich, würde man die Mehrzahl der Andalusierinen ohne Weiteres für Jüdinen halten, obwohl noch ein sehr bedeutender Unterschied zwischen dem andalusischem und jüdischem Typus ist. Die Frauen Andalusiens haben bei Weitem nicht jenes imponirende, majestätische Wesen, das den Valencianerinen eigen ist, denn sie sind im Allgemeinem zu klein, um durch ihren Wuchs imponiren zu können. Wohl aber zeichnen sie sich durch eine Eigenschaft aus, welche zwar die Frauen aller Provincen Spaniens und überhaupt die Bewohnerinen des Südens mit ihnen theilen, die aber, wie es mich bedünken will, nirgends in solcher Vollendung hervortritt wie in Andalusien: das ist die Grazie oder vielmehr jenes unnennbare Etwas, welches der Spanier in seiner bilderreichen Ausdrucksweise mit dem vieldeutigem Worte „Sal" belegt*). Die Andalusierin ist

*) Ich halte das Wort Sal, eigentlich Salz bedeutend, in seiner figürlichen Uebertragung auf das Wesen der Frauen für völlig unübersetzbar. Mit „Grazie" ist sein Begriff bei Weitem nicht erschöpft, denn der Spanier versteht unter Sal Alles, wodurch ein Weib reizend und liebenswürdig wird, sowohl in körperlicher als in geistiger Beziehung. Die Spanier belegen auch die Frauen im Allgemeinem mit dem Ausdrucke

die verkörperte weibliche Anmuth! — Diese Grazie ist kein Ergebniß der Erziehung, sondern ein Geschenk der Natur, denn man findet sie mehr oder weniger selbst unter den Frauen der niedrigsten Stände. Wo aber diese Naturgabe durch die Erziehung ausgebildet und verfeinert worden ist, wie in den höhern Kreisen der Gesellschaft, da wirkt sie unendlich verführerisch. Eine gebildete Andalusierin braucht gar nicht hübsch zu sein; die Anmuth, welche sich in ihrem Gange, in allen ihren Bewegungen, in dem Ausdruck ihrer lebhaften Gesichtszüge, in der Art und Weise ihres Blickes u. s. w. ausspricht, reicht vollkommen hin, um die Männerwelt an sie zu fesseln. Diese außerordentliche Grazie, deren erste Bedingung freilich ein schöner Körperwuchs ist, ein Vorzug, welchen die Andalusierinen fast durchgängig in hohem Grade besitzen (wenigstens, so lange sie jung sind, denn in späteren Jahren bekommen sie häufig wie überhaupt die spanischen Frauen ein bedeutendes Embonpoint), wird in den höhern Ständen durch den Fächer und besonders durch die äußerst kleidsame Mantilla noch um ein Bedeutendes erhöht und die andalusischen Damen verkennen ganz und gar ihren Vortheil, wenn sie jenes nationale Kleidungsstück mit dem französischen Hut

---

„Sal del Mundo," betrachten sie also gewissermaßen als die Würze des Lebens. Abgeleitet von jenem Wort ist der Ausdruck „Salero" (wörtlich: Salzfaß), den man so häufig, namentlich in Andalusien, in figürlicher Bedeutung auf ein einzelnes weibliches Individuum anwenden hört. Salero ist weder eine scherzhafte Bezeichnung, noch birgt dieses Wort irgend einen zweideutigen Sinn, wie mit der bildlichen Ausdrucksweise der Spanier nicht vertraute Ausländer wohl oft zu glauben geneigt sind. Vielmehr ist Salero eine schmeichelhafte Benennung, ein Ausdruck der Artigkeit und Bewunderung. Aehnliche oder ganz gleiche Bedeutung haben die Ausdrücke „Cuerpo salado" und „Cuerpo saleroso."

vertauschen, wie es vorzüglich in Malaga Sitte werden zu wollen scheint. In der Handhabung des Fächers und im Tragen der Mantilla entwickeln namentlich die vielgepriesenen Damen von Cadiz eine ungemein große Anmuth, ohne daß man sagen kann, daß dieselbe wie etwas Angelerntes erscheine. Auch besitzen unter allen Andalusierinen keine so schöne Hände, so kleine zierliche Füße und eine so schlanke und elegante Taille wie die Gaditanas. Es dürfte beinahe scheinen, als hätten sie vorzugsweis die körperlichen Reize und die Anmuth der maurischen Damen von Granada geerbt, die im Mittelalter für die schönsten Frauen des gesammten Occidents galten, was ich von den jetzigen Bewohnerinen Granadas nicht behaupten möchte. Wenigstens paßt eine Schilderung, welche ein arabischer Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts *) von den Granadinas entwirft, in vieler Hinsicht ganz und gar auf die jetzigen Gaditanas, weshalb ich die Worte jenes gelehrten Mauren hier anführen will: „Sie (nämlich die Granadinerinen) sind durchgängig schön; aber diese Schönheit, welche Anfangs frappirt, erhält in der Folge ihren Hauptreiz durch ihre Grazie, durch ihr feines nobles Wesen. Ihr Wuchs erreicht noch nicht die mittlere Größe, aber nirgends gewahrt man eine schöner geformte und schlankere Taille. Ihre langen schwarzen Haare reichen bis auf die Knöchel; ihre Zähne, weiß wie Alabaster, verschönern den frischen rothen Mund, der fortwährend auf bezaubernde Art lächelt. Der häufige Gebrauch, welchen sie von den ausgesuchtesten Parfüms machen, verleiht ihrem Teint eine Frische

*) Nämlich Abu-Abdallah-Absaneni, Verfasser einer Geschichte von Granada, die sich im Manuscript in der Bibliothek des Escorial befindet. Vgl. Florian, précis historique sur les Maures, p. 137.

und einen Glanz, den die übrigen Muselmanninen nicht besitzen. Ihr Gang, ihr Tanz, alle ihre Bewegungen athmen eine weiche Grazie, eine anmuthige Nachlässigkeit, die mehr als alle ihre übrigen Reize entzückt und hinreißt. Ihre Unterhaltung ist lebhaft, pikant und ihr feiner durchdringender Verstand drückt sich ohne Unterlaß in treffenden Witzen oder in Worten voll von Geist und Sinn aus.“ Die Gaditanas sind folglich die schönsten Frauen von Andalusien? werden vielleicht meine Leser fragen. Dies möchte ich keineswegs behaupten, denn die Bewohnerinen anderer Orte, wie Malaga, San Roque, Almeria ꝛc. haben manchen körperlichen Vorzug vor jenen voraus. Wie sich aber die Männer von Cadiz vor allen übrigen Andalusiern durch ihr weltmännisches, aristokratisch feines Benehmen auszeichnen, so übertreffen auch die Damen dieser Stadt die meisten Frauen Andalusiens an Tournüre und Anmuth, wodurch sie die liebenswürdigsten unter allen Andalusierinen werden. An Kenntnissen dagegen mögen sie vielleicht anderen ihrer Landsmänninen, wie namentlich den Malagueñas und Sevillanerinen, nachstehen.

In geistiger Beziehung zeichnen sich die Frauen Andalusiens, wie ich schon früher, wenn ich nicht irre, mehrmals bemerkt habe, insgesammt durch Intelligenz, Lebhaftigkeit des Geistes und Naivetät aus und in dieser Hinsicht passen die Worte jenes arabischen Gelehrten noch vollkommen auf alle Bewohnerinen dieses gesegneten Landes. Die überraschende Schärfe des Verstandes und die Schnelligkeit der Auffassung, welche dem Volke von Andalusien überhaupt eigen ist, tritt bei den Frauen in potenzirtem Grade hervor. Aus diesem Grunde ist eine Andalusierin, sie gehöre einem Stande an, welchem sie wolle, niemals um ein Gespräch noch um eine Antwort verlegen; im Gegentheil, sie antworten auf jede Frage mit einer Schnelligkeit und Keckheit, die man bei uns vielleicht unbescheiden finden würde. Die

Lebhaftigkeit des Geistes, der treffende Mutterwitz, die reiche Phantasie verdecken den Mangel an gründlicher Bildung, an denen die Andalusierinen wohl meist laboriren. Ich bin überzeugt, daß das erste beste deutsche Bürgermädchen zehnmal mehr weiß und viel gründlichere Kenntnisse besitzt als manche gebildete andalusische Dame; allein die Frauen Andalusiens haben hinlängliche Gewandheit, um sich nicht auf den Zahn fühlen zu lassen, und wissen durch sprudelnden Witz und launige Einfälle zu imponiren, das Gespräch im Gange zu erhalten und es nach ihrem Belieben zu lenken. Dabei sind sie offenherzig, schalkhaft, muthwillig und lieben muntere Scherze. Sie wissen nichts von Prüderie noch Ziererei und sprechen daher auf das Freieste und Unbefangenste über die zartesten Angelegenheiten, aber mit einer solchen Naivetät, daß man nichts Anstößiges oder gar Unmoralisches darin finden kann. An Innigkeit des Gemüths mögen sie wie alle Töchter des Südens den Bewohnerinen des Nordens nachstehen; in ihren großen dunkeln Augen flammt kecke Entschlossenheit und glühende Leidenschaft. Mondscheinnaturen sind sie sicher nicht; auch lieben sie an den Männern nichts weniger als sentimentales Wesen. Sie schauen ungenirt und munter um sich, vermeiden nicht die Blicke der Männer, bestreben sich im Gegentheil, sie auf sich zu ziehen. Etwas coquett sind sie sammt und sonders; diese Coquetterie beleidigt aber nicht, weil sie rein natürlich ist. Sie ist so sehr mit ihrem Wesen verwachsen, daß ich mir eine nicht coquette Andalusierin gar nicht denken kann! —

Etwas, welches uns Nordländer gewissermaßen unangenehm berührt, weil es dem Wesen unserer Frauen schnurstracks entgegenläuft, ist die geringe Häuslichkeit der Andalusierinen, eine Erscheinung, die man nicht blos in Andalusien, sondern überhaupt im Süden wahrnimmt. Dem Bewohner des Nordens, gewöhnt daran, die Frauen von früh bis Abends im Hauswe-

sen oder mit weiblichen Arbeiten beschäftigt zu sehen, will es gar nicht gefallen, daß die Südländerinen sich so wenig um ihre Wirthschaft kümmern und so viele Zeit mit Spazierengehen, mit Besuchen, mit müßigem Stehen auf dem Balcon oder im Zimmer sitzend in völliger Unthätigkeit zubringen. Man möge aber nicht zu schnell den Stab über die schönen Kinder des Südens brechen und bedenken, daß der Süden wegen seines wunderherrlichen Klimas überhaupt nicht zur Häuslichkeit auffordert. Ländlich, sittlich! heißt es auch hier, ein Sprüchwort, nach dem man sein Urtheil viel mehr modeln sollte, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Findet der Spanier nichts Anstößiges darin, sieht er es im Gegentheil gern, wenn seine Frau sich nicht den ganzen Tag über in der Wirthschaft herumtreibt, sondern lieber die vornehme Dame spielt; nun, so lasse man ihn dabei, denn was geht das den Fremden an? Will der sich darüber ärgern, so steht es ihm frei; er schimpfe aber deshalb nicht auf die Frauen, die doch wahrlich nichts dafür können, daß sie nicht anders erzogen worden sind! Uebrigens findet man selbst in Andalusien diese Neigung zur Unthätigkeit, diesen geringen Sinn für Häuslichkeit blos in den höhern Classen; die Frauen der mittlern und niedern Stände sind beinahe ebenso fleißig wie bei uns. Die eigentlichen Damen thun allerdings so viel wie nichts. Ob sie sich mit der Leitung des Hauswesens befassen, weiß ich nicht; doch ist es mir nicht wahrscheinlich, daß sie viel in dieser Hinsicht leisten. Einen Strickstrumpf, eine Sache, ohne die ein deutsches Weib kaum gedacht werden kann, habe ich höchstens ein oder zwei Mal in den Händen einer Dame von Stande gesehen und das war noch dazu in Familien, deren Haupt ein Deutscher war. Auch mit Stickereien und andern feinen weiblichen Arbeiten scheinen sich die gebildeten Andalu-

sierinen wenig abzugeben, wenn auch ungleich mehr als mit Stricken und Nähen. Dagegen lieben sie die Malerei, zu welcher sie viel Talent besitzen, desgleichen Musik und Lectüre. Doch beschäftigen sie sich nie anhaltend, sondern blos dann, wenn es ihnen an Unterhaltung gebricht. In Gegenwart eines Besuches wird keine andalusische Dame irgend eine Arbeit verrichten, sondern sicher blos unthätig auf dem Stuhle sitzen und mit dem Fächer spielen. Aber nirgends entwickeln die Andalusierinen so sehr die ganze Liebenswürdigkeit ihres Charakters als innerhalb ihres Hauses. Hier, wo sie sich unbeobachtet wissen, lassen sie der Lebhaftigkeit ihrer Phantasie, ihrer harmlosen Naivetät, ihrer Redseligkeit, ihren muntern neckischen Launen freien Lauf und behandeln Jedermann mit einer Vertraulichkeit, welche den Fremden in hohem Grade frappirt. Ist man in einer Familie eingeführt, so kann man darauf rechnen, binnen vierzehn Tagen durch die weiblichen Mitglieder derselben von Allem unterrichtet zu sein, was sich in der Familie ereignet und ereignet hat. Kurz, man wird wie ein naher Verwandter oder wie ein längst bekannter Freund behandelt, aber nicht wie ein Fremder.

Ganz anders erscheinen die Frauen Andalusiens außerhalb des Hauses, in den Gassen und namentlich auf der Promenade. Sie lieben zwar auch hier heitere Unterhaltung und sprechen viel und lebhaft, aber sie beobachten dabei eine gewisse stolze vornehme Zurückhaltung, sind zerstreut und amüsiren sich besonders damit, die Vorübergehenden mit flüchtig scharfen Blicken zu mustern. Dagegen ist kein Ort so geeignet, um sich von der Grazie der Andalusierinen zu überzeugen, als die Promenade. Der langsame und doch leichte und schwebende Gang, die schöne Haltung des Körpers, die durchsichtige Mantilla, welche die runden plastisch,

schönen Formen des Nackens und Busens mehr enthüllt als verschleiert, die anmuthigen Bewegungen des Fächers verleihen hier den Damen einen verführerischen Zauber, der sich schwer schildern läßt. Nicht weniger graziös erscheinen die Andalusierinnen in den Kirchen. Hierher flegen fast alle in schwarzen, meist seidnen Kleidern und in der Mantilla zu kommen. Sobald sie das Innere der Kirche betreten und das Weihwasser genommen haben, wobei sie kaum die äußerste Spitze der Finger in das Becken tauchen, knieen sie auf das Steingetäfel nieder, um ihr Gebet zu verrichten. Nach Beendigung desselben nehmen sie eine ganz eigenthümliche, aber höchst graziöse Stellung ein, welche sie bis zu Ende des Gottesdienstes beibehalten. Da es nämlich in den Kirchen Andalusiens (ebenso in den valencianischen) weder Stände noch Bänke noch Stühle giebt, so lassen sich die Frauen, sobald sie gebetet haben, umsinken (ich weiß es nicht anders und besser zu bezeichnen) in einer Weise, daß sie halb liegend, halb sitzend auf dem Boden ruhen. In Deutschland und andern Ländern, wo die Kirchen meist ziemlich staubig sind, weil sie selten gereinigt werden, würden sich die Damen ihre Kleider sehr verderben, wollten sie sich in dieser halb orientalischen Weise auf den Boden niederlassen; die andalusischen Frauen haben dies nicht zu befürchten, da der Fußboden der Kirchen meist aus polirtem Marmor besteht und täglich gefegt wird. Hier nun placiren sich die Frauen auf dem Platze vor dem Hochaltare und in dem Hauptschiffe, die Männer dagegen nehmen die Seiten ein und pflegen den ganzen Gottesdienst hindurch zu stehen, außer wenn der Cultus befiehlt niederzuknieen. Jene eigenthümliche Stellung der Frauen, bei welcher vorzüglich die weiten Gewänder einen ungemein malerischen Faltenwurf bekommen, muß sehr bequem sein, denn

man sieht die Damen oft halbe Stunden und länger in derselben verharren. Dabei pflegen sie die frei nach vorn herabfallenden Zipfel der Mantilla unter dem Kinn über einander zu schlagen und mit den vor dem Busen gekreuzten Händen, deren eine den Rosenkranz und das Gebetbuch, die andere den nie fehlenden Fächer trägt, festzuhalten, so daß das Gesicht gleichsam in einen schwarzen Rahmen eingefaßt zu sein scheint, wodurch sie ein ganz madonnenartiges Ansehen bekommen. Wird zur „Adoracion" geklingelt, so richten sie sich schnell wieder auf die Kniee empor; sobald aber dieser Act vorüber ist, sinken sie von Neuem in jene nonchalante, verführerisch schöne Stellung zurück. Den Fächer klappen sie blos zusammen, wenn sie beten; sonst spielen sie mit demselben während der Messe ebenso wie im Hause, auf der Promenade und im Theater. Auch pflegen sie in der Kirche sehr munter umherzublicken, wobei sie ihre Bekannten mit kaum merklicher Verneigung des Hauptes oder durch eine graciöse Bewegung des Fächers oder wohl auch blos mit den Augen grüßen. In der Augen- und Fächersprache scheinen sie überhaupt sehr bewandert zu sein! —

Im Schauspielhause und bei den Stiergefechten prangen die Damen im glänzendsten Staat. In den Theatern pflegen sie mit bloßem Kopfe, häufig, wie namentlich in Cadiz, in vollem Ballanzuge zu erscheinen und sich Haar und Busen mit lebenden Blumen zu schmücken. Sie begeben sich stets blos in die Logen, nicht auch in das Parterre, wie es in Barcelona, Valencia und Madrid üblich ist. Auf das Stück achten sie wohl nur selten, sondern ziehen es vor, sich ziemlich laut mit den Herren zu unterhalten, die sich in ihrer Loge befinden. Nur wenn eine vorzüglich wichtige Stelle, eine glänzende Decoration, eine besonders ergreifende Scene

oder eine Arie kommt, namentlich aber während der Aufführung der Nationaltänze und Ballets unterbrechen sie das Gespräch und blicken nach der Scene. Desto größere Aufmerksamkeit schenken sie den Stiergefechten. Hier lassen sie sich von der Lebhaftigkeit ihres Geistes und vom nationalem Enthusiasmus so hinreißen, daß sie wie die Männer „Viva" und „Bravo" rufen und ausgezeichneten Kämpfern nicht selten Bouquets und Kränze zuwerfen.

Wie es auf andalusischen Bällen hergehen mag, weiß ich durch eigene Anschauung nicht, da ich dieselben mit Ausnahme der Maskenbälle des Carnevals, die schon im vorigem Bande beschrieben worden sind, nicht kennen gelernt habe. Im Allgemeinem werden nur sehr wenige Bälle veranstaltet und auf diesen wird, wie ich gehört habe, nur sehr wenig getanzt. Das Hauptvergnügen besteht wie bei den Maskenbällen in Unterhaltung und Promeniren. Uebrigens tanzt man auf diesen Bällen, bei denen es ziemlich steif hergehen soll, was schon ihr Name „bailes de etiqueta" verräth, ganz dieselben Tänze wie bei uns, desgleichen in den Tertulien, wenn einmal ein kleiner Ball improvisirt wird. Die Nationaltänze sind nämlich ganz aus den höhern Kreisen der Gesellschaft verbannt. Höchstens werden sie vielleicht in ganz vertraulichen Familiencirkeln aufgeführt; ich selbst habe sie nie von gebildeten Frauen tanzen sehen.

Der Ausdruck „baile de etiqueta" veranlaßt mich, hier noch einige Bemerkungen über gewisse Förmlichkeiten des Umgangslebens, die in den höhern Kreisen der Gesellschaft üblich sind, niederzulegen. Diese zum Theil etwas steifen Formen, die man als Reste der alten berühmten spanischen Etiquette ansehen kann, jenes künstlichen, auf festen Gesetzen beruhenden Systems von Ceremonieen, welches früher die Stände

kastenartig von einander schied und noch jetzt am spanischem Hofe und bei festlichen Gelegenheiten seine Rechte geltend macht, zeigen sich vorzugsweis im Verkehr der Männer mit dem schönem Geschlecht. Auf die Befolgung dieser Formen wird streng gehalten und ihre Verletzung namentlich von Seiten der Damen sehr übel genommen, selbst einem mit den Sitten noch nicht vertrautem Ausländer. Diese Vorschriften der Etiquette sind um so mehr der Beachtung werth, als sie zum Theil unsern Begriffen von feiner Lebensart und unsern Sitten widersprechen. So würde man z. B. wenigstens in Andalusien einen groben Verstoß gegen die Regeln des Anstands begehen, wenn man einer Dame, bei der man eingeführt wird, die Hand küssen wollte, wie dies in Deutschland so sehr gewöhnlich ist. Man kann sich wohl beim Abschied von der Dame selbst die Gunst erbitten, zum Handkuß zugelassen zu werden, ohne Erlaubniß darf man es aber nicht thun, will man nicht einen Fächerschlag und einen sehr vornehmen Verweis risquiren. Ebenso wenig darf man einer Dame, mit der man spazieren geht, den Arm anbieten. Dagegen erfordert es die Etiquette, wenn man sich im Theater oder in der Plaza de Toros mit einer Dame allein in einer Loge befindet, dieser, gleichviel ob man sie kennt oder nicht, nach Beendigung der Vorstellung die Hand oder vielmehr die Fingerspitzen zu reichen und sie bis an den Eingang des Gebäudes oder, wartet ein Wagen auf sie, bis an diesen zu geleiten. Arm in Arm gehen öffentlich blos verheirathete oder verlobte Personen. Wohl aber kann man jeder beliebigen Dame, der man auf der Gasse begegnet, das Anerbieten machen, sie nach Hause zu geleiten, was gewiß stets mit einem verbindlichem Lächeln angenommen wird; nur führen darf man sie nicht. Gewöhnlich gehen jedoch die Damen, wenig=

stens die jungen, niemals allein aus, sondern entweder in männlicher Begleitung oder mehrere zusammen. Sowohl in letzterem Falle als auch, wenn eine junge Dame ganz allein das Haus zu verlassen genöthigt ist, geht eine ältere Frau, sei es eine Verwandte oder eine dienende Person, mit, welche auf die jungen Mädchen Acht haben soll. Ohne „Dueña," wie dergleichen Frauen heißen, dürfen junge Damen von Stande niemals ausgehen; das wäre ganz gegen die Etiquette. — Nichts gilt aber für eine gröbere Verletzung des Anstandes, als ein Frauenzimmer in Gegenwart anderer Personen zu küssen, wäre es selbst die eigene Braut oder Gattin. Dieses Geschäft pflegt man stets nur unter vier Augen abzumachen, — eine Sitte, die blos lobenswerth genannt werden kann, die übrigens nicht allein unter den Vornehmen, sondern auch unter den niedrigsten Ständen allgemein verbreitet ist. Dagegen finde ich eine andere Sitte, der sich noch nicht erklärte Liebhaber unterwerfen müssen, sehr langweilig. Diesen ist es nämlich nicht erlaubt, die Dame ihres Herzens in deren Hause zu sehen, sondern sie müssen sich damit begnügen, sich mit ihr in abendlicher Stunde von der Gasse aus zu unterhalten. Wenn man des Abends durch eine andalusische Stadt wandelt, so wird man sicherlich hier und da junge Leute treffen, die in ihren Mantel gehüllt, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, um von den Vorübergehenden nicht erkannt zu werden, an einem der vergitterten Parterrefenster lehnen und sich mit ihrem Mädchen, dessen Umrisse man kaum erkennen kann, weil die Zimmer nicht erleuchtet zu werden pflegen, in leisem Geflüster unterhalten. Beiläufig bemerke ich, daß man sehr leicht Händel bekommen und selbst Dolchstöße besehen kann, wenn man es sich einfallen läßt, bei einem auf diese Weise occupirtem Fenster ebenfalls stehen zu bleiben. —

Zum Schlusse erlaube ich mir noch einige Worte über die seltsamen Namen hinzuzufügen, welche die Frauen nicht blos in Andalusien, sondern überhaupt in Spanien häufig führen. Wie in allen katholischen Ländern, so muß auch in Spanien der Vorname stets der Name eines Heiligen sein. Nun liebt man es bei den Mädchen ungemein, diesen den Namen der Madonna zu ertheilen. Es giebt aber entsetzlich viel Madonnen, je nach dem Monat, als z. B. eine Nuestra Señora de los Dolores, eine N. S. de la Encarnacion, eine N. S. del Pilar de Zaragoza, eine N. S. de las Mercedes, eine N. S. de las Angustias; u. s. w. und da man den Mädchen stets den Namen des Attributs der Madonna zu geben pflegt, so kommen solche seltsame Frauennamen heraus wie Dolores (ein sehr gewöhnlicher Vorname), Pilar, Encarnacion, Mercedes, Angustias 2c. Uebrigens pflegt man auch die Frauen wie die Männer, sobald man ihren Vornamen kennt, blos bei diesem zu nennen, indem man ihm das Wort „Doña" vorsetzt. —

Zwölftes Kapitel.

Seereise nach Barcelona.

„Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne,
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht."
Göthe.

„Das Dampfschiff ist eingelaufen, Herr, und wird auf den Abend wieder in See gehen!" — Mit diesen Worten begrüßte mich der Kellner, als ich mich am Morgen des 23. März im Speisesaale des Hotel de l'Europe zum Frühstück einfand. Schnell ordnete ich nun mein Gepäck, nahm Abschied von meinen Freunden, sah noch einmal die Sonne in den wogenden Fluthen des Oceans versinken und Stadt und Land in purpurnen Schimmer hüllen und schiffte mich sodann auf dem spanischem Dampfer Segundo Gaditano ein, welcher um 7 Uhr die Anker lichtete. Leichtes Gewölk verschleierte die Sterne, die See ging hoch und der Wind blies frisch und kalt aus Norden. Dennoch blieb ich auf dem Verdeck, bis die Laterne des Leuchtthurms von Cadiz hinter den schäumenden Wellenhügeln versank. Da winkte ich noch ein letztes Lebewohl den dämmernden Umrissen der andalusischen Küste zu und suchte hierauf ebenfalls

mein Lager. Als ich erwachte, lag das Schiff bereits auf der Rhede von Algeciras vor Anker, woselbst es bis Abends um 8 Uhr blieb. Der Wind hatte nachgelassen, der Himmel war wolkenlos und die regungslose Wasserfläche des schönen Golfs schillerte wie blauer Atlas im hellem Scheine der Sonne. Ich begab mich daher ans Land, sobald es die Sanität gestattete, um an den herrlichen Gestaden des Golfes zu promeniren, die wie im vorigem Jahre mit einem bunten Blumenteppich bedeckt waren, und mich zum letztem Male an den prächtigen Aussichten auf Gibraltar, Africa und die nahe wildromantische Sierra zu ergötzen. Ich kam gerade zu einem solennen Begräbniß zurecht. Es wurde nämlich ein junger Mensch aus guter Familie bestattet, welcher zwei Tage zuvor von einem andern Burschen aus Eifersucht ermordet worden war. Der Mörder hatte sich wie gewöhnlich nach Gibraltar geflüchtet. Eine dichte Menschenmasse bedeckte die Gassen, durch welche sich der Zug bewegen sollte, und den Weg nach dem Gottesacker, doch schien das Ereigniß keinen großen Eindruck auf die Bevölkerung gemacht zu haben. Nur die Weiber weinten um den Ermordeten und stießen fürchterliche Verwünschungen gegen den feigen Mörder aus. Der gesammte Clerus begleitete die Leiche, die nach üblicher Sitte in offenem Sarge getragen ward, in langem Zuge, brennende Wachskerzen in der Hand haltend; eigentliche Trauerleute bemerkte ich nur wenige. Auf dem Gottesacker ward der Sarg in die Grabcapelle gebracht, um eingesegnet zu werden, und hierauf in eine der in der Mauer befindlichen Nischen geschoben, deren Oeffnung man mit einer Steinplatte schloß, auf welcher der Name des Verstorbenen, sein Geburts- und Todestag eingegraben waren. Es giebt nämlich auf den meisten andalusischen Kirchhöfen keine Grüfte in unserm Sinne, sondern Nischen, blos so groß, um einen Sarg zu beherbergen, welche wie Bie-

nenzellen in mehreren Reihen über einander in den dicken Wänden des Friedhofes angebracht sind. In diese Nischen werden die Leichname begüterter Personen gestellt; die Armen begräbt man in der Erde und kein Grabhügel bezeichnet die Stätte, wo sie ruhen. Alle spanischen Gottesäcker sehen meist sehr unfreundlich und wüst aus, denn man bepflanzt sie weder mit Bäumen, wie es bei uns und in Frankreich Sitte ist, noch thut man sonst das Geringste für ihre Verschönerung.

Bei prachtvoll gestirntem Himmel verließen wir die Rhede von Algeciras. Als wir uns der Punta de Europa näherten, verbreitete sich plötzlich ein gashelles Lichtschein über die ganze Gegend, Africa und Spanien mit blendendem Glanze beleuchtend. Staunend schlugen wir die Augen empor und bemerkten ein prächtiges Meteor, welches strahlend über den Golf gen Westen zog, wo es über den Kuppen der Sierra de Palma zerplatzte. Gleich darauf lagen Land und Meer wieder in nächtliches Dunkel begraben, welches den Felsen von Gibralfar bald unsern Blicken entzog. Früh um 3 Uhr liefen wir in den Hafen von Malaga ein und ein sonnigwarmer Frühlingstag enthüllte mir auch hier noch einmal alle Reize Andalusiens. Der Himmel lächelte so heiter, die blauen Gebirge schimmerten so verlockend, der würzige Duft der blühenden Orangenbäume wehte so verführerisch aus den benachbarten Thalschluchten, daß ich schwerlich den Bitten des treuen Prolongo, den ich wohl nicht mehr wiedersehen werde, noch einige Tage in Malaga zu bleiben, widerstanden haben würde, hätte ich nicht bereits die ganze Fahrt bis Barcelona bezahlt gehabt. Dies zwang mich an Bord des Gaditano zurückzukehren, welcher bei Einbruch der Nacht wieder in See stach. Die aufgehende Sonne beleuchtete bereits die sandigen Gestade von Adra und den weinbedeckten, mit zahllosen Winzerhäuschen besäten Wall der Sierra de Contraviesa.

Leichte Nebel stiegen aus den Thälern der dahinter liegenden Alpujarras auf und schlangen sich schnell verdichtend ein flockiges Wolkendiadem durch die Silberlocken der majestätischen Sierra Nevada. Lange blickte ich unverwandt auf dieses herrliche Gebirge, in dessen romantischen Wildnissen ich so oft und so lange geweilt, dessen einfache treuherzige Bewohner mir so rührende Beweise ungeheuchelter Freundschaft gegeben hatten, ihm tausend Abschiedsgrüße zurufend, bis seine Schneehäupter hinter den gewaltigen Marmorkuppen der kahlen Sierra de Gador verschwanden, deren südlichste Vorsprünge die Küste Stunden weit mit malerischen Felsen umgürten. Bald eröffnete sich der weite Golf von Almeria und um 8 Uhr ankerte der Gaditano unter den Wällen des kleinen Forts San Telmo, das kühn wie ein Adlernest auf einem senkrecht abstürzenden Felskegel hoch über der See schwebt. Eine Viertelstunde weiter östlich entrollen sich die weißen, von Palmen überragten Häuserreihen von Almeria am Fuße eines steilen, von Cactusgebüsch gänzlich bedeckten Hügels, des letzten Ausläufers der Sierra de Gador, deren düstere sanftgeschwungene Kuppen den ganzen nördlichen Horizont umsäumen. Auf diesem Hügel thront das Castell von Almeria, eine vielthürmige maurische Burg von bedeutender Größe, innerhalb deren dicken Mauern ehedem ein Sommerpalast der Könige von Granada stand. Die Umgebungen von Almeria sind ganz dürr und bis auf einzelne Palmen völlig baumlos. Nur die Ebene im Osten, wo der Fluß mündet, ist bebaut und besitzt einige Plantagen von Fruchtbäumen. Dahinter steigen die zackigen Ketten der Sierra de Alhamilla und der Sierra de Aljamilla empor und im äußersten Osten gewahrt man die röthlichen Klippen des vulcanischen Cabo de Gata.

Der Golf von Almeria ist wegen seines tückischen Meeres beinahe ebenso berüchtigt wie die Rhede von Valencia. Ein

nur etwas frischer Süd- oder Westwind erregt hier häufig einen so heftigen Wogenschlag und so rasende Brandung, daß das Landen unmöglich wird. An jenem Tage aber war der Meerbusen ruhig wie ein Teich; kaum kräuselte ein sanfter Nordwind leicht seine Fläche und so konnten wir es getrost wagen, ans Land zu gehen. Almeria ist zum Theil von modernen Festungswerken umgeben und eine ziemlich große, doch sehr uneben gelegene Stadt. Die Gassen sind meist krumm, eng und sehr staubig, weil sie des Pflasters entbehren; die Häuser haben sämmtlich ganz platte Dächer und mit Ausnahme der neuen Straßen keine Balcons, sondern blos wenige kleine Fenster mit maurischen Jalousieen. Diese Bauart, die vielen Palmen, welche über die hohen weißen Mauern der zwischen den Häusern befindlichen Höfe und Gärten in die Gassen hereinsehen, und die dürren felsigen Umgebungen, wo man keinen grünen Grashalm gewahrt, verleihen Almeria ganz und gar das Ansehen einer africanischen Stadt. Da der Capitán erst um Mitternacht wieder die Anker lichten wollte, so hätte ich hinlänglich Zeit gehabt, mich in der Stadt und ihren Umgebungen umzusehen. Allein die Sonne brannte so fürchterlich, daß man es im Freiem kaum aushalten konnte, und so kehrte ich, nachdem ich mich mehrere Stunden auf einem Café gelangweilt hatte, schon um halb 6 Uhr wieder an Bord zurück. Auch besitzt Almeria außer seiner eigenthümlichen Lage fast keine Sehenswürdigkeiten. Selbst die Cathedrale, ein großes, alterthümliches, halbgothisches Gebäude, ist kaum eines Besuches werth. Interessanter mag die Bevölkerung sein. Namentlich scheinen sich die Frauen durch Schönheit auszuzeichnen; wenigstens waren die meisten, die ich auf meinem einzigem flüchtigen Spaziergang durch die Gassen der Stadt bemerkte, schön zu nennen.

Als ich am folgendem Morgen auf das Verdeck kam, waren wir schon weit von Andalusien entfernt. Am südwestlichem Ho-

rizont lag die Sierra Almagrera, neben und vor uns starrten die unwirthbaren, furchtbar zerklüfteten Felsengestade von Murcia. Nach Umschiffung eines hohen, weit in die See vorspringenden Felsenberges von pyramidaler Form, welcher ein stattliches Fort auf seinem Scheitel trägt, liefen wir in die Bucht von las Aguilas ein, woselbst wir zwei Stunden liegen blieben. Dieser Ort, theils am östlichem Fuße des Castellberges, theils an den Abhängen im Hintergrunde der Bucht gelegen, ist nur klein, aber wichtig, weil er der Hauptexportationspunct der Erzeugnisse Murcias und namentlich des Silbers und Bleies ist, das die Bergwerke der Sierra Almagrera und des Districts von Lorca liefern, weshalb immer eine Menge von Schiffen in seinem sehr sichern und tiefen Hafen ankert. In seinen Umgebungen giebt es sehr viele Amalgamationswerke, deren schwarze Rauchsäulen den Hafen von las Agüilas schon in weiter Ferne ankündigen. Die Häuser des Städtchens sind modern und besitzen wie die von Almeria durchgängig platte Dächer, sehen aber so grau aus, daß man sie in einiger Entfernung kaum von dem düsterm Felsengrunde der die Bucht umschließenden Hügel unterscheiden kann. Denn auch hier sieht man mit Ausnahme einer kleinen, von mehrern Palmengruppen überragten Huerta, die im Hintergrunde der Bucht an der Mündung eines Baches liegt, nirgends eine Spur von Vegetation. Höchst malerisch aber sind die schroffen Felsen, welche die Bucht auf beiden Seiten einfassen, zumal die hohe schwarze Mauer des von vielen aus dem Wasser hervorragenden, seltsam geformten Klippen umgürteten Cabo Tiñoso, das dem Castellberge gegenüber sich weit in das Meer hinaus erstreckt.

Die Hitze hatte schon einen bedeutenden Grad erreicht, denn kein Lüftchen rührte sich und der Himmel war wolkenlos, wie er in dieser Gegend fast immer zu sein pflegt, als wir unsere Reise

fortsetzten. Da wir nahe am Strande hinfuhren, so konnten wir uns, gemächlich im Schatten unter dem Zelte des Hinterdecks sitzend, sattsam an den prächtigen Felspartieen der Küste ergötzen, die rasch an uns vorüberflogen. Ueberall springen groteske Felsmassen in Gestalt kleiner Vorgebirge in das Meer vor, welches hier eine unergründliche Tiefe besitzt, was schon seine dunkle schwarzblaue Farbe verräth; dazwischen liegen kleine, von Klippen starrende Buchten und über den Hörnern, Kegeln und Pyramiden der sie umschließenden Felsen leuchten die purpurblauen schöngeformten Gebirgsketten des Innern. Schon zeigten sich am östlichem Horizont die beiden Vorgebirge, zwischen denen der Eingang des Hafens von Cartagena liegt, als urplötzlich ein Nebel aus dem Meer emporstieg, welcher sich binnen wenigen Minuten so sehr verdichtete, daß man am Sterne stehend das Bugspriet nicht erkennen konnte. Der Capitän ließ sogleich die Maschine blos mit der halben Kraft arbeiten, holte die Seekarte hervor und steuerte nun wie auf offener See nach dem Compaß; denn da es längs der murcianischen Küste unzählige Klippen und Untiefen giebt, so war die höchste Vorsicht nöthig. Endlich traten die Umrisse eines steilen, stark befestigten Felsenberges undeutlich aus dem allmälig dünner werdenden Nebel hervor. Kaum hatten wir diesen umschifft, so begrüßte uns blauer Himmel, denn der Nebel verhüllte blos das Meer und Cartagena lag in hellem Sonnenschein vor unsern Blicken.

Der Hafen dieser von den Carthagern gegründeten Stadt ist der sicherste und geräumigste der ganzen pyrenäischen Halbinsel. Er hat die Gestalt eines Hufeisens, besitzt einen Durchmesser von beinahe einer Stunde und ist fast rings von felsigen Höhen umgeben. Diese thürmen sich nach der Küste hin zu zwei gewaltigen Kuppen empor, deren Felsen sich fast senkrecht in das Meer hinabsenken. Ein Canal von wenigen Linienschiffslängen Breite

scheidet beide Vorgebirge, auf deren jedem ein starkes Fort ruht, von einander und bildet den Eingang des Hafens. Diesem gegenüber am hinterem Saume der Bucht liegt Cartagena, beherrscht von einem altem, wahrscheinlich von den Carthagern herstammenden Castell, das majestätisch auf einem steilem, ganz kahlem Sandsteinhügel über der Stadt thront. Hinter demselben befinden sich die Reste eines römischen Amphitheaters. Cartagena ist wie Cadiz von einem hohem, ganz aus Quadersteinen erbauten Festungswalle umgeben und imponirt durch die lange Reihe stattlicher Häuser, welche längs des Quais stehen. Am östlichem Ende desselben prangt das grosartige Gebäude der Marineschule, am westlichem breiten sich die ungeheuern Werften, Magazine, Doggs rc. des Arsenals aus. Cartagena ist zwar noch gegenwärtig Kriegshafen, allein das Arsenal steht fast ganz verlassen, manche Gebäude liegen sogar halb und halb in Ruinen. Die Stadt ist größtentheils modern, besitzt schöne Promenaden, gerade breite Straßen und hübsche Häuser, aber sie ist todt und verödet, denn ihre gegenwärtige Einwohnermenge überschreitet kaum die Zahl von 20,000 Seelen, was im Verhältniß zu ihrer Größe sehr wenig ist. Trotz der entsetzlichen Dürre des kahlen Felsenbodens sind die Umgebungen ziemlich gut bebaut, vorzüglich in dem weitem flachem Thale hinter dem Castellberge, in welchem die Chaussee nach Murcia emporführt.

Gegen Mitternacht setzte sich der Gaditano wieder in Bewegung und ließ den folgenden Morgen um 7 Uhr nach rascher und glücklicher Fahrt den Anker im Angesicht von Alicante fallen. Die africanische Sterilität des Bodens erreicht hier ihren höchsten Grad. Man sieht nichts als verbranntes Gestein, Sandebenen und weiße kahle Thonhügel, aber trotz dem ist die Landschaft außerordentlich malerisch wegen der schönen Formen der Gebirge, die sowohl die Küste als das Innere der Provinz

erfüllen. Alicante, der bedeutendste Hafenort des Königreichs von Valencia, eine lebhafte reiche Handelsstadt von 25,000 Einwohnern und ganz moderner Bauart, liegt im Hintergrunde einer weiten, von zwei niedrigen Gebirgen umschlossenen Bai am Fuße eines gegen 1000 Fuß hohen Kalkberges, dessen breite Kuppe die Citadelle krönt. Dieser ist gerade nach der Stadt zu, deren ein Theil terrassenförmig an seinem Fuße emporsteigt, von senkrechten Felswänden umgürtet; ja einzelne Klippen hängen bedeutend über und drohen mit der Zeit herabzustürzen und große Verheerungen anzurichten. Verschiedene Male haben sich bereits einzelne Felsblöcke abgelöst, doch hat der tiefe Flugsand, welcher die steile Lehne bedeckt, die sich von der Stadt bis an jene Felswände hinanzieht, glücklicher Weise ihren Lauf bisher immer gehemmt. Auf der entgegengesetzten Seite bildet der Berg sanfte breite Abhänge, an welchen jener Wein wächst, durch den Alicante so berühmt geworden ist.

Sobald die Sanität unser Schiff besucht hatte, ging ich in Gesellschaft mehrerer Spanier ans Land. Da wir wußten, daß hier die Bööte nach einer bestimmten Taxe bezahlt würden, diese auch kannten, so unterließen wir es, mit den Schiffern zu accordiren. Als wir aber nach geschehener Landung bezahlen wollten, ging der Teufel los, denn die Bootsführer, ächte schlaue Valencianer, verlangten zehnmal mehr als die Taxe und stellten sich, als verständen sie kein Castilianisch. Dies Mal hatten sie sich jedoch verrechnet, denn es befand sich ein geborner Valencianer, der mit den Verhältnissen vollkommen vertraut war, unter den Passagieren. Auf seinen Rath begaben wir uns insgesammt, ohne auf das schreiende und fluchende Seevolk zu achten, zum Hafencapitän. Sobald sich dieser über den Hergang der Sache unterrichtet hatte, begleitete er uns selbst an den Hafen, ließ uns hier die festgesetzte Taxe an die Vorsteher der Schiffergilde be-

zahlen und die betrügerischen Bootsführer sofort auf 24 Stunden ins Gefängniß abführen. Dies hatte geholfen; als wir uns des Nachmittags wieder einschifften, waren die Schiffer sehr kleinlaut und brachten uns ohne Widerrede an Bord, wo sie sich noch höflichst für den Lohn bedankten, obgleich wir nicht einen Heller mehr bezahlten, als die Taxe vorschrieb. — Alicante ist ebenfalls mit Wall und Graben umgeben und besitzt einen guten Molo mit einem zierlichen, in chinesischem Styl aus Holz erbauten Leuchtthurm. Leider ist die Mehrzahl der Gassen nicht gepflastert, weshalb, sobald sich nur ein leises Lüftchen rührt, überall ein unerträglicher Staub herumfliegt, welcher die Augen entsetzlich angreift. Die schönste Gasse ist die Calle de la Reina, eine lange, breite, schnurgerade, sanft ansteigende Straße, in deren Mitte sich die mit Fontainen und Bänken aus Marmor gezierte Alameda befindet. Sonst giebt es in Alicante wenig Sehenswerthes. Trotz der enormen Hitze machte ich einen Spaziergang zum Thore von Murcia hinaus nach den nächsten, im Westen liegenden Hügeln. An der sorgsamen Bebauung der Thalgründe des vielfach coupirten Terrains, an den zahlreichen freundlichen Dörfern, die hier liegen, an ihren schönen Kuppelkirchen erkannte ich, daß ich mich im Königreich von Valencia befände. Namentlich ist die Ebene im Nordwesten der Stadt, welche die Huerta heißt, außerordentlich schön cultivirt; doch bemerkt man außer einigen verkrüppelten Oliven nirgends Bäume, nur im Südwesten bezeichnet ein größer dunkler Fleck den Palmenwald von Elche. Gern hätte ich noch einige höhere Hügel besucht, allein die sengende Hitze und der die Augen blendende Reflex des Sonnenlichts nöthigten mich zur Rückkehr nach der Stadt.

Schon um 4 Uhr begab ich mich wieder an Bord und eine Stunde später lichtete der Gaditano die Anker. Nach Umseglung

des Cabo de las Huertas, welches die Bai von Alicante im Norden begränzt, wird die Küste mit jeder Stunde malerischer. Die hohen, wild zerrissenen Gebirge des Innern rücken hier nämlich bis an das Meer heran und umgeben den Strand mit einer hohen Mauer bizarr gestalteter Felsberge. In ihren dunkeln Schluchten liegen eine Menge von Ortschaften, Gehöften und Thürmen, die bald im blutrothem Schein der untergehenden Sonne leuchtenden Flammen glichen. Schon breitete die Nacht ihren sternengestickten Mantel über Gebirg und Meer, als wir die Höhe von Altea erreichten. Hunderte von kleinen Barken waren hier mit dem Fischfang beschäftigt, und da in jeder eine Laterne oder Fackel brannte, so sah es aus, als wäre die ganze Fläche der See weit und breit mit glühenden Kohlen bestreut. Ich blieb lange auf dem Verdeck, denn die Luft war warm, das Meer ruhig und einige muntere Mädchen aus Algeciras, die wir in Alicante an Bord genommen hatten, vergnügten sich mit Guitarrenspiel und Gesang, was sich in der stillen Nacht ganz allerliebst ausnahm. — Die Sonne spiegelte sich bereits in dem azurnem Meer, als mich das Geheul des ausströmenden Dampfes weckte. Das Schiff hatte so eben an den reizenden Gestaden von Valencia geankert, dessen hohe Thürme im hellem Sonnenschein sich scharf aus dem grünem Gartenlande der Huerta hervorhoben. Ich hatte eigentlich nicht die Absicht gehabt, hier ans Land zu gehen, allein das herrliche Wetter, die ruhige See und der Umstand, daß es ein Sonntag war, bewogen mich, dem paradiesischem Valencia noch einen flüchtigen Abschiedsbesuch abzustatten. Eine leichte Tartane trug mich schnell durch die smaragdenen Fluren der Huerta in die Stadt des Cid. Es war mir, als hätte ich diese erst gestern verlassen, so bekannt kam mir Alles vor, und kaum konnte ich mich überreden, daß ich wirklich auf immer von diesem Edn scheiden solle! Noch

einmal wanderte ich durch die blühenden Orangengänge der Glorieta, ergötzte mich nochmals an dem lärmenden Volksgewühl des Marktes und rief von der Torre de Miguelete dem blauem Spiegel der Albufera, den zerborstenen Zinnen des Castells von Sagunt, den violetten Kuppen der Gebirge von Chiva, den ersten Schauplätzen meiner Thätigkeit, ein letztes schmerzliches Lebewohl zu! Sehr verstimmt eilte ich hierauf wieder nach dem Grao und um 3 Uhr verließ das Dampfschiff die Rhede. Noch über eine Stunde blieb Valencia sichtbar, das in goldenem Sonnenschein verführerisch reizend aus dem üppigem Grün seiner Huerta hervorleuchtete; dann verschwand es hinter den zackigen Gebirgen von Murviedro.

Gegen Abend setzte der Wind nach Osten um, ward bald sehr frisch und um 11 Uhr hatten wir bereits hochgehende See in bester Form! Ich konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen, weniger wegen des Schaukelns des Schiffes als wegen des jämmerlichen Gestöhnes der Seekranken. Sobald daher die Sonne aufgegangen war, kleidete ich mich an und begab mich auf das Verdeck. Wir befanden uns bereits auf der Höhe von Tarragona im Angesicht der grünen Waldgebirge Cataloniens. Der Himmel war hell, aber der Wind wehte heftig und kühl und die brausenden Wellen spritzten aller Augenblicke ihren Schaum auf das Verdeck. Allmälig krochen die Passagiere, einer nach dem andern, schwankenden Schrittes aus den Cajüten hervor, um frische Luft zu schöpfen, und die Seekranken legten sich sogleich ungenirt, Männlein und Weiblein bunt durch einander, in Mäntel und Matratzen gehüllt, auf das Hinterdeck, so daß man bald nicht treten konnte. Eine Zeit lang ließ sie der Capitán gewähren, als wir uns aber dem Berge von Monjuy näherten und die Seeleute nun Platz brauchten, um die Ankertaue aus einander zu wickeln, ersuchte er die Kranken höflich, sie möchten

sich gefälligst in die Cajüten hinabbegeben. Ebenso gut hätte er den Segelstangen gebieten können, von den Masten herniederzusteigen, denn kein einziger rührte sich. Ich glaube, es wäre der ganzen Gesellschaft höchst einerlei gewesen, wenn man sie ohne Weiteres über Bord geworfen hätte. Da weder Bitten noch Befehle fruchteten, so rief der Capitän ein halbes Dutzend Matrosen herbei, welche hierauf binnen wenigen Minuten das Verdeck säuberten, indem sie sämmtliche Kranke ohne Unterschied der Person gewaltsam in die Cajüten hinabtrugen. Bald nach dieser ergötzlichen Scene passirten wir die Mündung des Llobregat und gegen 1 Uhr rollte der Anker vor den stolzen Wällen von Barcelona in die dunkle Tiefe des Meeres hinab. —

Dreizehntes Kapitel.

Barcelona. Die Catalonier.

„Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im munterm Bund
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund."

Schiller.

Wer Jahre lang in Andalusien geweilt hat und dann plötzlich nach Barcelona versetzt wird, wie es mit mir der Fall war, dem will es hier gar nicht recht gefallen, trotz dem, daß Barcelona sowohl eine schöne, lebhafte und reizend gelegene Stadt ist als eine ächt europäische, in welcher man nichts vermißt, was nur irgend die Civilisation unseres Jahrhunderts verlangen kann. Die Ursache hiervon liegt in dem Charakter ihrer Bewohner, welcher nicht jenes heitere, gefällige, offene und vertrauliche Wesen besitzt, das dem Andalusier eigen ist, sondern sich durch eine gewisse den Fremden unangenehm berührende Härte und Rauhigkeit auszeichnet. Dazu kommt, daß die Barcelonesen wie überhaupt alle Catalonier fast nur die Sprache ihrer Provinz reden. Selbst die gebildetsten Männer und die feinsten Damen verkehren unter sich stets in catalonischem Dialekt und bequemen sich selbst dem Fremden gegenüber nur sehr ungern dazu, castilianisch zu sprechen. Der catalonische Dialekt weicht aber, wie ich schon früher bemerkt habe, so sehr von dem Castilianisch ab,

daß er für einen Jeden, der nicht mit ihm vertraut ist, er möge noch so geläufig spanisch sprechen, als er wolle, völlig unverständlich wird, und ist dabei so hart und unmelodisch, daß er selbst im Munde der reizendsten Frauen nichts weniger als angenehm klingt. Diese Härte der Aussprache und seinen eigenthümlichen Accent behält der Catalonier auch dann bei, wenn er castilianisch redet, weshalb die spanische Sprache in seinem Munde durchaus nicht jene verführerische Anmuth besitzt, die ihr in so hohem Grade eigen ist, wenn sie gut ausgesprochen wird. Der Landmann spricht und versteht fast durchgängig nur catalonisch, denn bis heut zu Tage ist es der Regierung noch nicht gelungen, die spanische Sprache beim Unterricht in den Volksschulen einzuführen. Daher werden noch jetzt alle Unterrichts-, Gebet- und Andachtsbücher in catalonischem Dialekt gedruckt; desgleichen müssen alle Verordnungen und Gesetze in dieser Mundart veröffentlicht werden. Dieser Umstand, verbunden mit dem verschlossenem, wenig zuvorkommenden Wesen des Cataloniers verleidet dem Fremden den Aufenthalt in Barcelona und erschwert vorzüglich das Reisen im Innern Cataloniens außerordentlich.

Der Catalonier ist ernst, stolz, wenig mittheilsam und mißtrauisch, dabei trotzig, heftig, jähzornig und rachsüchtig. Er ist im höchstem Grade egoistisch, hängt mit unbeugsamen Starrsinn an seinen alten Rechten und Privilegien und betrachtet einen Jeden, der diese zu schmälern sucht, als seinen erklärten Feind. Die Catalonier können es noch immer nicht vergessen, daß ihre Provinz einst einen unabhängigen Freistaat bildete, daß sie noch später, wo sie bereits den Königen von Arragonien unterworfen waren, ja sogar nach der Vereinigung der Kronen von Castilien und Arragon, eigene Cortes und eine eigene Verfassung besaßen, und möchten sich gar zu gern ihre alten Privilegien wieder erringen, die ihnen nach dem Successionskriege, wo sie

bekanntlich auf das Hartnäckigste für die Sache des Hauses Oestreich kämpften, durch Philipp V. mit Hülfe der Franzosen entrissen wurden. Aus jener Zeit datirt die heftige Abneigung des Cataloniers gegen die Castilianer und die castilianische Sprache und sein glühender Haß gegen die Franzosen, welcher in diesem Jahrhunderte zuerst durch den Befreiungskrieg, später durch die reactionäre Revolution von 1823 und in neuester Zeit durch den Sieg des französischen Einflusses bei der Verheirathung der Königin und ihrer Schwester von Neuem angeschürt worden ist. Die Catalonier betrachten sich als ein widerrechtlich unterjochtes Volk und sie sind es am Ende auch wirklich, denn sie haben kein Verbrechen begangen, welches die Vernichtung ihrer alten freisinnigen Verfassung und ihrer Jahrhunderte hindurch von den Herrschern Spaniens geachteten Privilegien motiviren konnte, sondern ihre Rechte blos wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an die national gewordene österreichische Dynastie verloren. Ihr stolzer freisinniger Geist kann dieses Bewußtsein ungerechter Unterjochung nicht ertragen und hieraus entspringt sowohl ihr abstoßendes, verschlossenes und mißtrauisches Wesen als ihr revolutionärer Sinn, der die spanische Regierung schon so oft in Verlegenheit gebracht hat. Denn unablässig sind sie darauf bedacht, ihre alten Fueros wieder zu erlangen, und hängen deshalb Jedem mit Enthusiasmus an, welcher verspricht, das alte Regime wieder einzuführen. Hieraus erklärt sich die Anhänglichkeit, welche sie der Sache des Don Carlos bewiesen haben, eine Erscheinung, die Jedermann im höchstem Grade frappiren muß, der den liberalen, ja geradezu republicanischen Charakter der Catalonier kennt. Man glaube ja nicht, daß sich die Catalonier wirklich für die Person und die Ansprüche des Don Carlos interessirt haben! Gott bewahre! Sie unterstützten blos deshalb die carlistische Partei, weil sie dieselbe als ein Mittel zur Erreichung

ihres Zweckes, nämlich die Wiederherstellung ihrer alten Verfassung und Privilegien, betrachteten. Daher die geringe Sympathie, welche die Tentationen der Montemolinisten gegenwärtig in Catalonien finden. Die Catalonier haben sich sehr wohl überzeugt, daß sie weder von Don Carlos selbst noch vom Grafen von Montemolin etwas zu erwarten haben, deshalb die Sache der Carlisten aufgegeben und sich der progressistischen Partei angeschlossen. Ihnen selbst ist es sicher ganz gleichgültig, wer auf dem Thron von Spanien sitzt, wenn sie nur ihre Privilegien haben. Am liebsten wären sie ganz unabhängig und es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Catalonier im Falle, daß wieder einmal ein allgemeiner Bürgerkrieg in Spanien losbrechen sollte, diese Gelegenheit benutzten, um sich zu einem Freistaat zu organisiren.

Neben diesem egoistischen Starrsinn, welcher den Spanier und Ausländer gleich unangenehm berührt, zeichnen sich die Catalonier durch viele Eigenschaften aus, die man nur lobenswerth nennen kann. Sie sind geborene Krieger und Seeleute, tapfer, keck, entschlossen, unternehmend, speculativ, industriös, unermüdlich thätig und besitzen eine zähe Ausdauer in Allem, was sie anfangen. Ihr kriegerischer Muth hat sich zu jeder Zeit auf das Glänzendste bewährt, ihrem speculativen Geist und ihrer Gewandheit verdankt Barcelona seinen ausgebreiteten Handel und seinen Reichthum; durch ihren Fleiß, ihre Betriebsamkeit und Ausdauer ist eine von Gebirgen starrende und an und für sich sterile und arme Provinz in einen fruchtbaren Garten verwandelt und der reichste und industriöseste Theil der ganzen Halbinsel geworden. Catalonien gehört zu den bevölkertsten und civilisirtesten Provincen Spaniens. Posten, Diligencen und Omnibus erleichtern allenthalben den Verkehr, überall findet man gute oder wenigstens leidliche Gasthöfe; nur wäre zu wünschen,

daß sich die Straßen in einem bessern Zustande befänden. Wohin man blickt, gewahrt man Fabriken aller Art, die zum großem Theil Dampfmaschinen besitzen und jährlich eine ungeheuere Menge Tuch, leinene, baumwollene und seidene Stoffe, Seife, Glas, Eisenwaaren und namentlich Papier (es giebt in Catalonien über 200 Papiermühlen!) liefern. Noch bedeutender ist das Manufacturwesen. Als Beleg hierzu will ich blos einige wenige numerische Angaben in Bezug auf Barcelona beifügen. Hier existiren 900 Webstühle, die nichts als seidene Strümpfe fabriciren, 2700, auf denen Bänder und Posamentirarbeiten verfertigt werden, 524, welche Sammet und seidene Stoffe liefern; über 12,000 Frauen und Mädchen beschäftigen sich ausschließlich mit der Spitzenweberei und eine Unmasse anderer Personen beiderlei Geschlechts mit dem Schuhmacherhandwerk*). Wer aus Andalusien kommt, wo die Industrie so sehr daniederliegt, dem will es bedünken, als befände er sich gar nicht in Spanien, wenn er durch die Gassen Barcelonas und anderer Städte Cataloniens geht. Die rauchenden Dampfessen, das Aechzen der Maschinen, das Schnurren der Spinnräder, das

*) Die Schuhmachergilde ist zwar in allen Städten Spaniens sehr zahlreich vertreten, nirgends aber habe ich eine so ungeheuere Menge von Schustern gesehen als in Barcelona und überhaupt in Catalonien. Da das catalonische Leder ausgezeichnet gut ist und die Catalonier sehr feine und saubere Arbeit liefern, so sind die catalonischen Schuhe überall gesucht. So ist es gekommen, daß dieses Fabricat einen Hauptzweig des activen Handels von Barcelona ausmacht. Es werden jährlich gegen 700,000 Paar Schuhe theils nach den übrigen Provincen Spaniens, theils und vorzüglich nach Frankreich ausgeführt! Ihr Ertrag beläuft sich auf 7,399,994 Realen oder 493,332 Thlr. Pr. C. Ebenso bedeutend ist die Exportation von Leder, welche jährlich an 4 Millionen Realen einbringt.

Lärmen der Eisenhämmer, das Klappern der Webstühle u. s. w., Alles erinnert eher an das industriöse England als an das indolente Spanien. Dabei ist das ganze Land ebenso sorgsam oder beinahe noch besser cultivirt wie das benachbarte Königreich von Valencia, denn der Bauer scheut keine Arbeit, um selbst den undankbarsten Boden zur Fruchtbarkeit zu zwingen. Mit Ausnahme der Gebirge, welche größtentheils bewaldet sind, gewahrt man nirgends wüstes Terrain; selbst in den Gebirgen sind noch alle Thäler weit hinauf bebaut und oft nackte sterile Felskuppen noch mit Wein bepflanzt. In der Benutzung des Wassers herrscht die außerordentlichste Oekonomie und alte Gesetze überwachen wie in Valencia die Vertheilung desselben. Dadurch ist es gelungen, den felsigen Boden Cataloniens im höchstem Grade productiv zu machen, so daß diese Provinz gegenwärtig zu den fruchtbarsten und an agronomischen Producten reichsten Theilen der pyrenäischen Halbinsel gehört*). In dieser unermüdlichen Thätigkeit

*) Damit meine Leser einen Begriff von der Ergiebigkeit Cataloniens bekommen, will ich eine Tabelle über den jährlichen Productenertrag beifügen, die ich dem „Itinerario descriptivo de las provincias de España" entnehme.

Catalonien liefert in einem Jahre durchschnittlich:

Weizen:	3,600,000	spanische Scheffel, an Werth gleich	84,400,000	Realen.
Roggen:	720,000	. . . .	11,520,000	„
Mais:	132,000	. . . .	1,760,000	„
Reis:	48,000	. . . .	1,280,000	„
Oel:	18,000	Krüge	5,760,000	„
Wein:	60,000	. . . .	3,840,000	„
Nüsse:	35,000	Säcke	3,360,000	„
Lein:	8,000	Centner à 100 Pfund	1,568,000	„
Hanf:	18,000	. . . .	3,024,000	„
Kork:	33,000	. . . .	23,760,000	„
Schafwolle:	30,000	. . . .	5,760,000	„
Seide:	200,000	Pfund	9,600,000	„
		Summa	155,652,000	Realen
		—	10,375,466	Thlr. 20 Ngr. P. C.

Das Itinerario erschien im Jahre 1826. Seitdem hat sich die Production Cataloniens jedenfalls um ein sehr Bedeutendes vermehrt.

des Cataloniers wurzelt der Handel von Barcelona, der ein Welthandel genannt zu werden verdient. Barcelona ist gegenwärtig der besuchteste Hafen und die erste Handelsstadt der Halbinsel und überhaupt einer der bedeutendsten Handelsplätze von Europa. Man veranschlagt den jährlichen Ertrag seines activen Handels auf 130 Millionen Realen, die Importation beträgt kaum 50 Millionen. Dieses ungemein günstige Verhältniß ist die Ursache von dem großem Reichthume der Kaufmannschaft von Barcelona und von der Opulenz und dem Luxus dieser Stadt. Sollte Catalonien noch wirklich, wie es projectirt ist, durch Eisenbahnen in unmittelbare Verbindung mit Frankreich und dem Innern von Spanien gesetzt werden, so steht Barcelona noch eine große Zukunft bevor.

Die Bewohner von Barcelona und die Catalonier überhaupt besitzen mit Ausnahme ihrer Sprache wenig Nationales. Alle Städter kleiden sich nach französischer Sitte, blos die Landleute tragen noch jenes malerische, halb wilde Costüm, welches ich bereits im erstem Buche dieser Reiseerinnerungen geschildert habe. Was die weibliche Bevölkerung anlangt, so hat die Mehrzahl der Frauen die Mantilla bereits verbannt; auch der Fächer ist ziemlich selten geworden. Sonst übertreffen die Catalonierinen die übrigen Frauen Spaniens an Weiße des Teints und an regelmäßiger Schönheit des Gesichts. Namentlich habe ich in Barcelona sehr schöne Frauen gesehen. Dabei besitzen sie aber meistens sehr große und plumpe Füße, stehen überhaupt an Schönheit des Wuchses und an Grazie den Bewohnerinen Südspaniens weit nach. Auch sind sie viel weniger lebhaft und natürlich, weshalb sie nicht einen so poetischen Eindruck machen wie die Andalusierinen. Ueberhaupt fehlt dem catalonischem Volke das poetische Element des Südens. Man hört weder Guitarrenspiel und Gesang, noch sieht man öffentlich Nationaltänze auf-

führen. Erwerb ist die Loosung des Cataloniers; Alles rennt und müht sich von früh bis Abends ab, um Geld zu verdienen. Am ausgebildetstem ist dieser Materialismus in Barcelona; wer kein Geld hat und sich für kaufmännische Speculationen nicht interessirt, wird dort blos über die Achsel angesehen. Für die Cultur der Wissenschaften und Künste geschieht wenig mehr, als zur Förderung des Handels und der Gewerbe unumgänglich nothwendig ist. Jedoch besitzen die Barcelonesen eine große Vorliebe für Musik und Theater. Die italienische Oper von Barcelona gilt nächst der madrider für die beste der pyrenäischen Halbinsel und auch das Schauspiel pflegt wenigstens bei den zwei ersten Theatern immer ziemlich gut besetzt zu sein*). Desgleichen lieben die Bewohner von Barcelona Bälle, Maskeraden und glänzende Aufzüge außerordentlich. Unter letzteren zeichnen sich besonders die kirchlichen Processionen durch großen Pomp aus. Die größte und glänzendste ist die am Abend des Palmensonntags. Da ich diese selbst mit angeschaut habe, so erlaube ich mir, eine flüchtige Schilderung von ihr zu entwerfen.

Die Procession ging um 7 Uhr Abends von der Cathedrale aus und bewegte sich im langsamstem Schritte unter dem Geläute aller Glocken durch die Hauptstraßen der Stadt. Diese waren von einer immensen Menschenmenge erfüllt, alle Balcons schwarz verhangen und illuminirt. Eine Bande von Musikern in altrömischem Costüm mit antik geformten Posaunen und Trompeten, welche kriegerische Märsche blies, eröffnete den Zug. Ihnen folgte ein starkes Corps römischer Kriegsknechte mit Schwert, Speer und Schild, angeführt von einem römischem

*) Damals baute man an der Rambla an einem neuem Theater, welches nun längst vollendet sein wird. Dieses sollte eine ebenso unsinnige Größe bekommen als die berühmte Scala in Mailand.

Hauptmann. Diese schritten ganz eigenthümlich einher. Sie hüpften nämlich tactmäßig nach der Musik von einem Fuß auf den andern, wobei sie jeden Tact durch einen Stoß mit dem Lanzenschaft auf das Pflaster markirten. Hierauf kamen in unabsehbarer Doppelreihe Tausende von schwarzgekleideten Personen mit entblößtem Haupte, brennende Wachskerzen in den Händen haltend. In ihrer Mitte wurden in bestimmter Reihenfolge Kreuze, Fahnen, Heiligenbilder und große plastische Gruppen, Darstellungen aller bemerkenswerthen Ereignisse aus dem Leben Christi von seiner Geburt bis zu seinem Tode, einhergetragen. Diese standen auf hohen Bahren, die ringsum mit schwarzem Sammet behängt waren, welcher bis auf den Boden reichte, so daß man die darunter gehenden Träger nicht sehen konnte. Jede dieser Gruppe war von einer Anzahl Kirchendiener und niedriger Geistlichen umringt, welche theils in der Alba gingen, das vierzipflige Priesterbarett auf dem Haupte, theils mönchisch gekleidet waren. Letztere trugen sämmtlich die Todtenkappe, eine lange spitze Kapuze von der Gestalt einer Schlafmütze, die über den Kopf gestülpt wird und vorn in einen langen, bis auf die Brust herabhängenden Zipfel endigt, der das ganze Gesicht verhüllt. Blos die Augen bleiben sichtbar, indem jener Zipfel in ihrer Gegend gleich einer Larve mit zwei runden Löchern versehen ist. Die einen gingen in weißen, die andern in schwarzen Kutten. Die Weißgekleideten trugen schwarze, die Schwarzgekleideten weiße Todtenkappen und Geißelstricke. Diese vermummten, schweigenden, lautlos einherschlürfenden Gestalten machten einen unheimlichen gespenstischen Eindruck. Noch schauerlicher sah die Gesellschaft der Büßenden oder die „Confraternidad de las Cadenas" (die Kettenbrüder) aus, die zwischen den Gruppen einherzogen, welche die Kreuzigung und Grablegung Christi darstellten. Diese gingen barfuß, waren in schwarze Mönchskutten

und schwarze Todtenkappen gehüllt, trugen ein hölzernes Kreuz auf dem Rücken und hatten eine lange grosgliederige Kette um den Leib geschlossen, die noch ein gutes Stück weit auf dem Pflaster hinter ihnen herrasselte. Es sind dies keine Geistlichen, sondern blos Laien, strenggläubige Katholiken, welche dadurch, daß sie sich jene Pönitenz auflegen, Vergebung ihrer Sünden zu erlangen meinen. Zuletzt kam unter einem schwarzsammtnem Baldachin der erst kurz zuvor nach Spanien zurückgekehrte Erzbischof von Tarragona im glänzendsten Priesterornat, umringt von der gesammten höhern Geistlichkeit von Barcelona und einer Menge Rauchfässer tragender Ministranten. Eine starke Abtheilung Infanterie beschloß den Zug. Diese ungeheuer lange Procession dauerte mehrere Stunden. In bestimmten Distancen blieb sie eine Weile stehen, um den Trägern jener Bildergruppen Zeit zum Ausruhen zu geben. Während dieser Pausen führten die römischen Krieger, welche den Zug eröffneten und auch die Gruppe der Kreuzigung umgaben, militärische Evolutionen und antike Tänze auf, Alles in jenem seltsamen, hüpfenden, tactmäßigen Schritt.

Nicht minder grosartig waren die kirchlichen Feierlichkeiten in den letzten Tagen der „Semana santa" (Charwoche). Am Gründonnerstage wogte von früh bis in die Nacht hinein eine ungeheurre Menschenmenge durch alle Gassen, indem die spanische Kirche alle Gotteshäuser an diesem Tage zu besuchen befiehlt, um vor dem von Hunderten von Kerzen umstrahlten „Monumento" zu beten. So nennt man das plastische Bild der Einsetzung des Abendmahls, welches am Gründonnerstage in allen Pfarrkirchen auf einem Gerüst vor dem Hochaltar aufgestellt zu werden pflegt. Den folgenden Tag waren alle Kirchen schwarz ausgeschlagen, die Cathedrale mit schwarzem goldgesticktem Sammet. Hier fand des Nachmittags das „Santo

Entierro" oder die Darstellung der Grablegung Christi durch den Clerus statt. Tausende von Kerzen flammten in dem nachtschwarzem, von Weihrauchwolken erfüllten Dome, allein das Gedränge war so groß, daß ich weder das Santo Entierro noch die feierliche Messe, welche der Erzbischof von Tarragona in Person celebrirte; genau beobachten konnte. Um 3 Uhr Nachmittags war große Promenade auf der Rambla. Diese bot einen ganz ungewöhnlichen Anblick dar, weil alle Damen in schwarzseidenen Kleidern und in der Mantilla erschienen. Der Charfreitag ist, glaube ich, der einzige Tag, wo dies geschieht. Auffallend war mir die eigenthümliche Art von Devotion, welche das Militär in den letzten Tagen der Charwoche vorschriftsmäßig beobachten muß. Vom Gründonnerstage an bis zum Ostermorgen darf nämlich keine Waffe aufrecht getragen werden. Alle Infanteriewachen haben das Gewehr verkehrt im oder vielmehr unter dem Arm, den Kolben nach vorn, das Bayonnett nach hinten gerichtet, und die Cavalleriepoften halten den Säbel nach abwärts. Auch werden an diesen Tagen die Flaggen der Festungen, der Kriegsschiffe und Consulate blos bis zur Hälfte des Flaggenstocks emporgezogen. —

Obwohl Barcelona fast durchgängig ein sehr modernes Ansehen besitzt, so ist es doch eine der ältesten Städte der pyrenäischen Halbinsel. Wie man behaupt, ward es durch den carthagischen Heerführer Hamilcar Barcino gegründet, doch ist dies nicht erwiesen. Soviel ist jedoch gewiß, daß die Stadt im Alterthum Barcino hieß, zur Zeit des Kaisers Vespasian für eine römische Colonie erklärt wurde und seitdem den Namen Barcino Faventia führte*). So lange die römische Herrschaft in Spanien bestand, ward sie von dem benachbartem Tar-

*) Vgl. Plin. hist. nat. lib. III. cap. 4.

raco — jetzt Tarragona — verdunkelt; als aber jene große und opulente Römerstadt, nach welcher damals die ganze östliche Hälfte der pyrenäischen Halbinsel benannt wurde, durch die Gothen, welche um die Mitte des fünften Jahrhunderts in Catalonien einbrachen, zerstört werden war, begann Barcelona allmälig an Größe zuzunehmen. Im Jahre 711 fiel auch Catalonien den Arabern in die Hände, blieb ihnen jedoch nicht sehr lange unterworfen. Denn bald fingen die Franken mit den Arabern um den Besitz dieser Provinz zu streiten an und schon im Jahre 778 bemächtigte sich Carl der Große Barcelonas auf kurze Zeit. Die Niederlage bei Roncesvalles zwang die Franken, Catalonien wieder aufzugeben, und Barcelona ward von Neuem ein Besitzthum der Mauren. Allein im Jahre 801 eroberte es Ludwig von Aquitanien, Sohn Carls des Großen, zum zweitem Male. Dieser vertrieb in Kurzem die Mauren aus ganz Catalonien und gründete hierauf fünfzehn Grafschaften daselbst. Bald kam einer dieser kleinen Staaten nach dem andern durch Erbschaft oder Gewalt an die Grafen von Barcelona, wodurch diese endlich so mächtig wurden, daß sie es wagen konnten, nach dem Tode Carls des Dicken (888) den Frankenkönigen den Gehorsam aufzukündigen. Nun ward Catalonien ein unabhängiges Fürstenthum und Barcelona die Hauptstadt desselben, doch begnügten sich seine Herrscher mit dem bescheidenem Titel Grafen von Barcelona. Der letzte dieser unabhängigen Grafen war Berenguer IV., welcher von 1131 bis 1162 regierte. Dieser heirathete Doña Petronilla, das einzige Kind Ramiros II., Königs von Arragonien, und ward deshalb, als jener im Jahre 1137 auf den Thron verzichtete, um Mönch zu werden, König von Arragonien. Dadurch verlor Catalonien seine Unabhängigkeit, doch bewahrte es sich noch lange seine sehr liberale Verfassung, welche es sich selbst nach seiner Losreißung von Frankreich

gegeben hatte. Die Catalonier wurden nach ihren eigenen Gesetzen regiert, die in dem „Codigo dels Usages" vereinigt waren, eine Gesetzsammlung, welche von Berenguer I., dem achtem Grafen von Barcelona, der um die Mitte des eilften Jahrhunderts lebte, herrührte, und die Könige von Arragonien und später von Spanien durften in Catalonien nichts ohne die Erlaubniß der Cortes von Barcelona vornehmen. Diese bestanden aus drei Classen, nämlich aus den Repräsentanten des Clerus, des Adels und der Städte; letztere hießen „Universidades." Erst nach dem Erbfolgekriege, während dem Barcelona eine lange Belagerung zu erdulden hatte, ging diese eigenthümliche Verfassung, wie schon erwähnt worden ist, zu Grunde. Doch besitzt Catalonien einige Einrichtungen eigenthümlicher Art, welche vielleicht in seiner alten Verfassung begründet sein mögen. Dahin gehören die Institute des „Somaten" und der „Mozos de la Escuadra". Unter Somaten versteht man eine Art von Bauernmiliz, welche dazu bestimmt ist, das Land in Kriegszeiten oder bei gefährlichen Störungen der öffentlichen Ruhe zu bewachen und zu vertheidigen. Diese Miliz pflegt durch Glockengeläut aufgeboten zu werden. Gegenwärtig ist jeder Catalonier, welcher die Erlaubniß besitzt, eine Flinte tragen zu dürfen, zum Somaten verpflichtet. Uebrigens sind die Somatenes (so nennt man die einzelnen Mitglieder des Landsturms) weder einexercirt, noch haben sie bestimmte Waffen und können deshalb blos als Guerilleros gebraucht werden. Anders ist es mit den Mozos de la Escuadra. Es sind dies Landjäger oder Gendarmen, bestimmt, für die Sicherheit der Straßen und Wege zu sorgen und die Uebelthäter zu verfolgen. Sie werden besoldet und haben ihre Officiere wie die Soldaten, sind aber ansässige Bürger und Bauern. Ihr Costüm — denn sie sind nicht in militärische Uniformen gekleidet — ist sehr malerisch. Sie tragen nämlich kurze

offene Jacken aus blauem Tuch, welche mit rothem Tuch gefüttert und mit blanken Knöpfen besetzt sind, lange Pantalons von heller Farbe, eine rothe Schärpe und eine Art von Bannerhut, der mit der Nationalcocarde geschmückt ist. Die Füße stecken in Espartosandalen, welche mit blauen Bändern befestigt sind, und auf der Schulter hängt stets die roth, gelb und grün carrirte Manta, ohne die kein catalonischer Bauer auszugehen pflegt. Ihre Bewaffnung besteht aus einer langen Flinte mit Bayonnett, zwei Pistolen und einem Dolche. Die letztgenannten Waffen haben sie in der Schärpe stecken, wodurch sie ein ganz räuberähnliches Ansehen bekommen. —

Wer Gefallen an Fabriken und Manufacturen findet, dem bietet Barcelona Wochen lang reichen Stoff zu angenehmer und lehrreicher Unterhaltung dar. Der Kunstliebhaber dagegen dürfte bald fertig sein, denn außer einigen architektonisch merkwürdigen Gebäuden, zu deren Besichtigung zwei Tage vollkommen genügen, giebt es nichts, was das Interesse desselben fesseln könnte. Zu den bedeutendsten Denkmälern der Baukunst gehören die Cathedrale und die Kirche Santa Maria del Mar. Beide sind gothisch, ihre Thürme jedoch leider unvollendet. Die Cathedrale ist im Vergleich zu andern Domen Spaniens ziemlich klein und ihr Inneres sehr finster. Dies besteht aus drei hohen Schiffen und besitzt eine Menge von Altären, aber kein einziges erwähnenswerthes Kunstwerk. Die Glasgemälde der Fenster sind nur in so fern interessant, als sie aus den ältesten Zeiten der Glasmalerei stammen, denn schön kann man sie kaum nennen. Unter dem Hochaltare befindet sich eine prachtvoll ausgeschmückte Capelle, welche den Körper der heiligen Eulalia, Schutzpatronin von Barcelona, birgt. Auch ruhen die Gebeine mehrerer Grafen von Barcelona in diesem Dome. Sehr schön ist der gothische Porticus, welcher den mit Orangenbäumen und

Fontainen gezierten Hof der Cathedrale umgiebt und ehemals der Kreuzgang eines Klosters gewesen zu sein scheint. Kleiner zwar, doch schöner als die Cathedrale, ist die Kirche Santa Maria del Mar. Ihr Inneres ist viel einfacher, schmuckloser, hell und freundlich; ihre drei Schiffe werden von fünf Reihen wunderschön gebauter, äußerst schlanker Säulen getragen. Außer diesen beiden Hauptkirchen verdienen blos noch die Parroquia de Belen und die Kirche Santa Mónica, beide in der Rambla gelegen und in florentinischem Styl erbaut, besucht zu werden; alle übrigen (es giebt in Barcelona im Ganzem 84 Kirchen!) sind unbedeutend. — Unter den Bauwerken neuerer Zeit ist die an der Plaza del Palacio gelegene Lonja oder Börse das vorzüglichste. Sie ist in griechischem Styl erbaut und bildet ein Viereck von imposanter Größe. Eine prächtige breite Treppe aus weißem Marmor führt in das erste Stockwerk hinauf, wo sich die luxuriös decorirten Sääle der Junta del Comercio und des Tribunal del Consulado sowie eine kleine Sammlung von Gemälden und Sculpturen catalonischer Künstler befinden. Das zweite Stockwerk enthält die Auditorien der von der Junta del Comercio errichteten Handelsschule. Hier sind namentlich die sehr geräumigen und geschmackvoll verzierten Salons der Zeichnenschule, wo täglich viele Hunderte von jungen Leuten im Zeichnen unterrichtet werden, eines Besuches werth. Der Unterricht wird des Abends ertheilt, weshalb die Sääle höchst brillant mit Gas erleuchtet sind. Außer den Kron- und Wandleuchtern hat jeder Schüler noch eine besondere Gasflamme neben seinem Reißbrett. Ich sollte meinen, daß dieses blendende Licht die Augen angreifen müsse; die Lehrer wollten es jedoch nicht zugeben. An demselben Platze befinden sich das königliche Schloß und der Douanepalast. Ersteres ist ein alterthümliches halbgothisches Gebäude, welches damals restaurirt wurde, weil

es die Königin während ihres bevorstehenden Aufenthalts in Barcelona zu bewohnen gedachte, letzterer in dem geschmacklosem überladenem Styl des achtzehnten Jahrhunderts erbaut.

Barcelona ist eine der am stärkstem befestigten Städte der pyrenäischen Halbinsel. Von der Seeseite aus kann es gar nicht genommen werden, weil einestheils die Seichtigkeit des Wassers in der unmittelbaren Nähe der Stadt den Kriegsschiffen nicht gestattet, sich hinreichend zu nähern, anderntheils das Fort Monjuy die See und den Hafen so sehr beherrscht, daß kein Schiff leicht bis auf Schußweite herankommen kann. Auf der Landseite wird die Stadt theilweis von der an ihrem nordöstlichem Ende gelegenen Citadelle vertheidigt. Diese ward auf Befehl Philipps V. erbaut, ist ein großes regelmäßiges Fünfeck und enthält eine Menge Gassen, eine Pfarrkirche und drei Klöster innerhalb ihrer Wälle. Sie ist zwar sehr stark befestigt, liegt aber zu tief, um die Stadt hinlänglich vertheidigen zu können. Wer sie in Augenschein nehmen will, bedarf einer „Licencia" von Seiten des Generalcapitäns der Provinz. Außerdem ist Barcelona rings von einem dickem Wall umgeben, der namentlich auf der West- und Nordseite mit zahlreichen Außenwerken versehen ist. Der Hafen wird außer dem Fort Monjuy noch durch einige besondere Batterieen vertheidigt, die man in den Umgebungen von Barceloneta errichtet hat. Dieser Ort liegt einen Büchsenschuß von den Wällen der Stadt entfernt an ihrer Ostseite zwischen dem Seethor und dem Leuchtthurm dicht an dem ungeheuer langen Molo, ist viereckig, ganz regelmäßig und besitzt 24 Gassen, zwei schöne Plätze, eine Pfarrkirche und eine Promenade. Barceloneta ward erst zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf Befehl des Marquis de la Mina gebaut; früher befand sich an seiner Stelle nichts als eine wüste Sandfläche, wo blos einige Fischerhütten und elende Baraken lagen.

Ein prächtiges Marmormonument in der Kirche verewigt das Andenken des Gründers.

Von den Umgebungen Barcelonas habe ich bereis im erstem Buche bei der Schilderung der Aussicht vom Berge des Forts Monjuy flüchtig gesprochen. Zu ihren schönsten Partieen gehören die Ortschaften Gracia, San Gervasio, Sarriá, San Just, Esplugues, Ginesterra u. a., welche theils am Fuße, theils am Abhange und in den Schluchten der steilen schöngeformten Hügelreihe liegen, die den Raum zwischen den Thälern des Rio Besós und Llobregát einnimmt und die Ebene von Barcelona im Westen und Norden umarmt. Alle diese Orte zeichnen sich durch sehr schöne Bauart aus und bestehen zum großem Theil aus Villen, Fabriken und Wirthshäusern. Dazwischen bemerkt man eine Menge von „Torres" oder einzeln stehenden Landhäusern, welche größtentheils im italienischem Villenstyl erbaut und von mit Statuen und Fontainen gezierten Gärten umgeben sind. Die schönsten Villen giebt es in und um Gracia. Diesen Ort kann man als eine Vorstadt von Barcelona betrachten, denn er ist blos eine Viertelstunde davon entfernt und durch eine schöne Promenade mit dem Glacis verbunden. Gracia hat das Ansehen einer ganz modernen Stadt, besitzt mehrere Kirchen, ein eigenes Theater, Fondas, Cafés u. s. w. und zählt eine Bevölkerung von 15,000 Seelen. Unmittelbar hinter dem Orte, am steilem Abhange der bebuschten Hügelkette, liegt das Kloster von San Geronimo, welches eine reizende Aussicht über die Stadt, das Meer und die reichbebaute Ebene des Llobregat gewährt, aus der sich der wallgekrönte Berg von Monjuy mit seinen rothbraunen Felswänden und hellgrünen Weingeländen majestätisch emporhebt. Noch schöner ist die Aussicht von dem oberhalb San Gervasio gelegenem Tibidabo, dem höchstem Gipfel der schon mehrfach erwähnten Hügelreihe. Hier überschaut man nicht

allein ein bedeutendes Stück Meer und die Ebene von Barcelona, sondern auch die Thäler des Llobregat und Besos, hinter deren kieferbewaldeten Kuppen im Westen die Gebirge von Tarragona und Igualada, im Nordwesten der abentheuerlich zerrissene Monserrat und im Norden die hohen Bergketten von Gerona und der östlichste Theil der Pyrenäen emporragen. —

Vierzehntes Kapitel.

Der Monserrat. Abschied von Spanien.

„Verfallene Klöster auf der Klippen Höh'n,
Von grauem Kork die steile Schlucht umhüllt,
Das Alpmoos braun von glüh'nder Lüfte Weh'n,
Bergstürze, sonnlos, von Gestrüpp erfüllt,
Azurglanz auf den stillen Tiefen mild,
Der grüne Hag goldfarbig übersprengt,
Der Waldstrom, rauschend in dem Abgrund wild,
Weinhügel, Weiden, Alles bunt vermengt
Zu einem einz'gem Schau, wo Reiz an Reiz sich drängt!"

Byron, Childe Harold.

Die kühnen himmelanstrebenden Felsenkegel des Monserrats hatten schon auf der See meine Blicke angezogen und den Wunsch in mir rege gemacht, dieses berühmte Naturwunder Cataloniens in der Nähe zu besehen. Längs der Küste erblickt man den Monserrat blos auf der Höhe von Sitjez, wo er zwischen den Gebirgen von Villafranca und el Vendrell über die Schlucht des Rio Foix emporragt; dagegen soll er auf der hohen See, besonders in der Richtung nach den Balearen zu, weithin sichtbar sein und hier von Seefahrern oft als Compaß benutzt werden. Von der See aus erscheint er als eine hohe, mit sieben gewaltigen steilen Pyramiden besetzte Mauer von duftig blauer Farbe; auf den Hügeln östlich von Barcelona aber präsentirt er sich als ein ungeheuerer tafelförmiger Felskoloß, dessen Kamm mit zahllosen spitzen Zacken, gleich der Schneide einer Säge besetzt ist, und hat eine weißgraue Farbe wie unsere Quadersandsteingebirge. Da der Monserrat eine ziemlich bedeutende Höhe be=

sitzt (sein oberster Gipfel liegt 3937 Fuß über dem Spiegel des Meeres), so verschob ich den Besuch desselben absichtlich bis auf die letzten Tage meines Aufenthalts in Catalonien, um der Vegetation dieses auch in botanischer Hinsicht äußerst interessanten Berges Zeit zu geben, sich einigermaßen zu entwickeln.

Das letzte Viertel des Mondes stand noch hoch am Himmel, als ich am frühem Morgen des dritten Osterfeiertags die Hauptstadt Cataloniens in der nach Zaragoza gehenden Diligence verließ. Die Straße ist sehr schlecht unterhalten, führt aber ununterbrochen durch reizende, prächtig bebaute und reich bevölkerte Gefilde. Bei dem großem Flecken San Feliu, wo viele wohlhabende Barcelonesen während des Sommers zu wohnen pflegen, weshalb es hier eine Menge stattlicher Gebäude giebt, gelangt man an die fruchtbaren Ufer des Llobregat, den man eine halbe Stunde später bei dem durch manchen Kampf der Neuzeit berühmt gewordenen Städtchen Molins del Rey auf langer Steinbrücke überschreitet. Hier theilen sich die Straßen nach Valencia und Zaragoza; letztere führt mehrere Leguas weit fortwährend am rechtem Ufer des Llobregat sanft aufwärts. Das Thal dieses Küstenflusses ist höchst anmuthig; wein- und olivenbekränzte Hügel, düstere Kieferngebüsche, malerische Felspartieen, lachende Saatfluren und Gemüsegärten, zahlreiche Gehöfte und große vielfenstrige Fabrikgebäude mit hohen Dampfessen reihen sich in der buntesten Weise an einander und bilden ein ungemein heiteres Gemälde, das bei jeder Biegung des Thales an Reiz zunimmt. Nach Sonnenaufgang erreichten wir das freundliche gewerbfleißige Städtchen Martorell, welches sehr pittoresk am Fuße einer steilen Felswand unweit des Zusammenflusses des Noya und des Llobregat gelegen ist. Sobald man den zuerst genannten Fluß passirt hat, erblickt man vor sich den Monserrat, welcher hier einer kolossalen Glocke gleicht.

Leider war er an jenem Morgen bis zur Hälfte von Wolken verschleiert; als ich aber drei Tage später um dieselbe Zeit nach Martorell zurückkehrte, war er hell und bot umflossen vom weichem Rosenlicht der aufgehenden Sonne, einen zauberischen Anblick dar. Um 7 Uhr hielt die Diligence in Esparraguera, einem sehr lebhaften Flecken, der nahe am südöstlichem Fuße des Monserrats unweit des Llobregats in einer olivenreichen Ebene liegt. Von hier führt ein bequemer Saumpfad über das Dorf Collbató zu jenem berühmten Benedictinerkloster empor, wo Ignacio de Loyola seinen weltbeherrschenden Orden erdachte. Dieses befindet sich an der Ostseite des Berges in einer Höhe von ungefähr 2000 Fuß über dem Meere. Eine gemächliche zweistündige Wanderung zu Fuß oder zu Esel bringt an diesen reizenden Punct; wer aber nicht pressirt ist und die wilde Romantik des Monserrats recht genießen will, dem rathe ich, der madrider Straße bis zum Flecken Bruch zu folgen und von dort um den nördlichen und östlichen Abhang des Berges herum bis zum Kloster emporzusteigen. Diese Partie ist äußerst belohnend und mit keinerlei Gefahr noch Beschwerde verknüpft, indem ein breiter gutgehaltener Weg, der allenfalls sogar befahren werden kann, von Bruch aus sich sanft ansteigend bis zum Kloster hinaufwindet. Da ich mir vorgenommen hatte, alle Seiten des Berges möglichst genau botanisch zu untersuchen, so verließ ich bereits in Esparraguera die Diligence und machte mich zu Fuß und ohne Führer, meinem eigenen Ortssinn vertrauend, auf den Weg.

Der Wolkenmantel des Monserrats hatte sich mittlerweile tiefer herabgesenkt und den größten Theil des Himmels verhüllt. Kaum war ich fort, so begann es zu regnen; doch hielt das schlechte Wetter glücklicher Weise nicht lange an, denn schon nach einer halben Stunde brach die Sonne wieder durch das

Gewölk. Gegen Mittag waren Himmel und Gebirge vollkommen hell und es folgte ein prächtiger, stiller, aber sehr heißer Nachmittag. Ohne auf Weg und Steg zu achten, wanderte ich bei Collbató vorbei über Weinberge und bebuschte Felskämme bis an den Saum des untersten Felsgürtels der Westseite. Der Monserrat ist nicht sowohl ein Berg als vielmehr ein ganzes Gebirge, denn er besitzt einen Umfang von acht Leguas. Dieses Gebirge erhebt sich völlig isolirt gleich einem riesigem Felsenschloß aus dem grünem Wellenkamm des malerischen Hügellandes, welches den Raum zwischen den Thälern der Flüsse Besos, Llobregat und Noya einnimmt, und stellt einen von Osten nach Westen gerichteten Wall dar, der rings von unzugänglichen Felswänden umgürtet ist, die sowie alle seine übrigen Felspartieen so glatt sind, als wären sie von Menschenhand mit dem Meißel bearbeitet worden. Auf allen Puncten zeigt sich der Rand des Gebirgs von tief einschneidenden, engen, schauerlichen Schluchten voll der grandiosesten Romantik zerrissen. Eine derselben, welche sich nach Osten zu öffnet, spaltet das ganze Gebirge der Länge nach und bietet den einzigen Weg dar, auf dem man zu dem höchsten Gipfel gelangen kann, der sich in der westlichen Hälfte erhebt. Keine der übrigen Schluchten gestattet einen Aufweg, denn sie sind sämmtlich in ihrem obern Theile von wilden senkrechten Felsenmassen von vielen Hunderten Fuß Höhe eingefaßt. Der Monserrat besteht aus einer eisenfesten Breccie, die aus kopfgroßen Stücken zusammengekittet ist, weshalb sie in der Nähe betrachtet wie von Menschenhand gemauert aussieht. Diese eigenthümliche Breccie ist in horizontale Bänke geschichtet, ganz wie der Quadersandstein, hat aber eine graubraune Farbe. In der Ferne erscheint sie jedoch sehr hell und daher kommt es, daß der Monserrat von Weitem einem Sandsteingebirge täuschend ähnlich sieht. Auch die Gestalten, welche dieses Gesteine zu-

sammensetzt, erinnern an die Gebilde des Quadersandsteins. Sie sind ebenso phantastisch, haben aber viel kolossalere Dimensionen. An der Ost- und Nordseite stürzt der Monserrat fast senkrecht in riesigen Felsmassen unmittelbar bis an die Ufer des Llobregat hinab und verengt das Thal dieses Flusses zu einer wildromantischen Schlucht; auf der entgegengesetzten Seite dagegen bildet er einen breiten, ein vielfach coupirtes Hügelland darstellenden Fuß, welcher sich bis an den Noya erstreckt. Hier wächst der vortreffliche Rothwein von Bruch, einem Flecken, der am südlichem Abhange eines felsigen, weit gen Westen sich hinziehenden Kammes ruht, welcher mit dem westlichem Ende des Monserrats zusammenhängt. Auf diesem Kamme liegt eine große befestigte Venta und nahe dabei erhebt sich ein kegelförmiger, ebenfalls verschanzter Hügel, auf dessen Spitze ein alter Thurm steht. Zwischen beiden läuft die Chaussee nach Zaragoza hindurch und windet sich vielfach gekrümmt in das Thal des Noya hinab. Dieser Paß bildet den Schlüssel zum Innern Cataloniens und Arragoniens. Aus diesem Grunde sind die Höhen von Bruch in allen Kriegen der Schauplatz blutiger Gefechte geworden, besonders in neuerer Zeit. Als sich Spanien im Jahre 1808 gegen die Herrschaft Napoleons erhob, besetzten die Somatenes diesen Punct, um den Franzosen die Communication zwischen Barcelona und Zaragoza abzuschneiden. Eine französische Division, geführt vom General Schwartz, rückte hierauf von Barcelona aus, um den Paß zu räumen, ward aber nach langem Kampf zum Rückzug genöthigt. Schwartz hatte nämlich keine Artillerie mitgenommen, weil er wußte, daß die Linien von Bruch nicht mit Geschütz besetzt seien. Allein der Erfindungsgeist der Catalonier hatte dem Mangel an Geschütz auf eine Weise abzuhelfen gewußt, die der französische General nicht erwartet haben mochte. Die Somatenes hatten nämlich eine Art von Kanonen aus

ausgehöhlten Baumstämmen verfertigt, deren Zerplatzen durch viele darumgelegte eiserne Reifen unmöglich gemacht war. Diese improvisirten Kanonen luden sie in Ermangelung von Kugeln mit Steinen und eröffneten nun von allen Seiten ein so lebhaftes Feuer, daß sich die Franzosen gezwungen sahen, nach großem Verlust die Erstürmung der Linien aufzugeben.

Ohne bis auf die Höhen von Bruch vorzudringen, kletterte ich an dem steilem, mit gewaltigen Felstrümmern bestreuten und theilweis von immergrünem Strauchwerk bedeckten Abhange bis zum Fuß der glatten Felswände empor, welche den nordwestlichen Rand des Monserrats bilden. Diese Wände erheben sich vollkommen senkrecht, besitzen eine Höhe von mindestens 500 Fuß und sind längs ihres obern Randes mit vielen abgestutzten Zakken und kopfförmigen Vorsprüngen besetzt, weshalb sie von fern einer riesigen Festungsmauer mit Schießscharten gleichen. Im Schatten eines kolossalen, weit überhängenden Felsblockes von der Gestalt eines Löwenkopfes auf weichem blumendurchwirkten Moosteppich ruhend schwelgte ich geraume Zeit in den Reizen des prachtvollen Landschaftsgemäldes, das sich, als ich den Kamm überstiegen hatte, mit einem Male vor mir entrollte. Ich befand mich an der Nordseite des Gebirges. Zu meinen Füßen schlängelte sich gleich einem mit Perlen und Diamanten gestickten Silberbande der Llobregat durch ein romantisches, von Mühlen, Fabriken, Gehöften und Dörfern wimmelndes Thal. Hinter seinen ernsten Felsvorsprüngen und waldigen Kuppen ragten mehrere parallele Gebirgsketten empor und den Horizont umsäumte in unabsehbarer Linie die tief hinab mit Schnee bedeckte und theilweis von Wolken verhüllte Riesenmauer der Pyrenäen. Von diesem reizenden Puncte brachte mich ein schmaler schlüpfriger Pfad über die dichtbebuschte, von Felszacken starrende Lehne auf die schon erwähnte Straße hinab, welche

von Bruch aus zum Kloster führt. Eine Wanderung auf dieser Straße bietet die beste Gelegenheit dar, sich an der grandiosen Romantik des Monserrats zu erlaben, denn nirgends enthüllt dieses phantastische Gebirge alle seine Wunder so sehr wie an seiner Nord- und Ostseite. Das herrliche Wetter, die idyllische Einsamkeit, die feierliche Stille, der aromatische Blüthenduft, welcher aus den von üppiger Vegetation erfüllten Schluchten emporstieg, das melodische Säuseln der Luft in den Nadelkronen der Föhren, der goldige Schein der Nachmittagssonne, der die zu meinen Füßen ruhende Landschaft in zauberischem Schimmer erglänzen ließ, verlockten mich, oft Viertelstunden lang an einer Stelle zu rasten, um mich an der prachtvollen Aussicht zu weiden und das zerrissene, unbeschreiblich großartige Felsenlabyrinth des Berges zu studiren. Der Monserrat ist eins der wunderbarsten, reizendsten, bizarrsten und grandiosesten Mährchen der Schöpfung! — Alles, was ich von seltsam zerklüfteten Felsmassen gesehen habe, die berühmten adersbacher Steine in Schlesien, das weniger bekannte, obwohl großartigere Felsenlabyrinth von Gros-Skal in Böhmen, die vielgepriesenen und vielbesuchten Sandsteinwände der Bastei und anderer Partieen der sächsischen Schweiz, die fürchterlichen Granitmassen des Elbgrundes oder des düstern Bodethals im Harz, die ungeheuerlichen Marmorgestalten des Torcal bei Antequera: Alles dieses, sage ich, ist ein Kinderspiel im Vergleich mit den gigantischen, capriciös geformten Brecciemassen am Nord- und Ostabhange des Monserrats! Runde Riesenthürme von vielen Hunderten Fuß Durchmesser mit senkrechten oder wohl gar überhängenden Wänden, oben in phantastische Zackenkronen auslaufend; schlanke Hörner, Nadeln und Kegel von schaudererregender Steilheit, durch tiefe rißartige Schluchten von einander geschieden; mächtige Mauern und Bastionen, deren aus hausgro-

ßen Felsblöcken bestehende Zinnen drohend in der Luft schweben, als wollten sie jeden Augenblick herniederstürzen; hohe Pyramiden, an ihrer Spitze mit abgerundeten kopfartigen Blöcken gekrönt, bilden die Umgürtung der nördlichen und östlichen Seite. Viele dieser Riesenpfeiler und Wände sind über zweitausend Fuß hoch, denn sie erheben sich unmittelbar von den Ufern des in der dunkeln grausigen Tiefe schäumenden Llobregat bis zum obern Rande des Gebirges. Bei jeder Biegung der größtentheils in das Gestein gesprengten Straße eröffnen sich wilde, steil ansteigende Gründe und Schluchten, welche tiefe Blicke in das geheimnißvolle Labyrinth des Innern gestatten und aus deren dichtem Gebüsch zahllose Felsgebilde hervorragen in Formen, wie sie kaum die Phantasie eines Fieberkranken barocker ersinnen kann. Dabei sind alle Ritzen und Spalten auf das Reichste mit Epheu, Buchsbaum und anderm immergrünem Strauchwerk austapezirt, weshalb diese Partieen des Monserrats überaus pittoreske Ansichten gewähren. Ich war bald so bezaubert von der furchtbar schönen Romantik dieses Weges, daß ich Alles, Hunger und Durst, Hitze und Müdigkeit, vergaß und gar nicht mehr an das Ziel meiner eigentlichen Wanderung dachte. Die verlängerten Riesenschatten der kolossalen Felskegel, welche sich gleich schwarzen ungeheuern Schlangen meilenweit über die goldduftige Gebirgslandschaft Ost-Cataloniens wälzten, und die leuchtenden Purpurflammen, die sich auf den Schneegipfeln der Pyrenäen zu entzünden begannen, weckten mich endlich aus meinem Rausch und mahnten mich, meine Schritte zu beschleunigen. Schon war die Sonne untergegangen, die Gründe füllten sich mit nächtlichem Dunkel und noch immer zeigte sich nicht die geringste Spur von der Nähe des Klosters. Feierliche Glockenklänge zitterten durch die stille Luft aus dem Thale des Llobregat empor, wo bald Hunderte von Lichtfunken aufsprühten,

welche die Wohnsitze der Menschen andeuteten. Ich war unterdessen bis auf die Ostseite des Monserrats gekommen. In Vogelperspective mehr als tausend Fuß unter mir lag ein kleiner Flecken mit langer Brücke über den Llobregat und zwei großen hellerleuchteten Fabrikgebäuden, deren schmale weiße Dampfessen unaufhörlich schwarze Rauchwolken zu den luftigen Höhen des Monserrats emporsendeten; im Südosten zeigten sich die schöngeformten Hügelketten von Barcelona und in der Ferne schimmerte das Meer. Auch auf dem Berge war es jetzt dunkel, die riesigen Felsen ragten schwarz und gespenstisch-gleich versteinerten Ungeheuern in den gestirnten Himmel empor, kein Lufthauch regte sich, kein Laut unterbrach die Stille der schlummernden Natur. Da verkündete plötzlich eine helle Glocke in unmittelbarer Nähe die siebente Stunde, der Weg bog rasch um einen ungeheuern Felsenpfeiler, auf dessen äußerster Spitze sich ein Kreuz befindet, und ich stand vor einem thurmhohen, mit vielen Balconreihen geschmückten Gebäude, dessen weiße Mauern geisterhaft aus der schwarzen Nacht der es umringenden himmelanstrebenden Felsen hervorleuchteten. Es war das Kloster. Zwei schwarzvermummte Priester, die in eifrigem Gespräch unweit einer verfallenen, am schwindelnden Rande des nach dem Llobregatthale gerichteten Abgrundes erbauten Capelle auf und niederwandelten, verwiesen mich auf meine Anfrage, ob ich ein Nachtquartier bekommen könne, nach den Wirthschaftsgebäuden, welche ich erst bemerkte, als ich die lange Südseite des Klosters umgangen hatte. Diese bilden beinahe ein kleines Dörfchen, sind aber größtentheils zerstört. Eins der am besten erhaltenen Häuser dient als Gasthof und hier bezog ich ein kleines freundliches Zimmer, dessen Fenster mir eine prachtvolle Aussicht in das Thal des Llobregat und auf das Meer gestattete.

Es war empfindlich kühl in diesem aus gewaltigen Qua-

dern gewölbten Gemach. Sobald ich daher die unterwegs gesammelten Pflanzen eingelegt hatte, begab ich mich in die Küche, um mich zu wärmen und das Abendbrod einzunehmen, nach dem ich großen Appetit verspürte, da ich seit Esparraguera nichts mehr gegessen hatte. Ein halbes Dutzend brauner wildblickender Kerls mit fürchterlichen Bärten, in die bunte catalonische Manta eingehüllt und die blutrothe Sackmütze tief über die Stirn herabgezogen, kauerten auf niedrigen Bänkchen um ein prasselndes Reißigfeuer, neben welchem eine reinlich gekleidete, hübsche, junge Frau die für mich bestimmten Eier sott, und rauchten übelriechenden Tabak aus kurzen Thonpfeifen. Es waren zum Kloster gehörige Ziegenhirten und Holzmacher, die erst kurz zuvor aus dem Gebirge zurückgekehrt sein mochten, denn mehrere waren beschäftigt, sich Dornen aus den Füßen zu ziehen, welche durch ihre Espartosandalen hindurchgedrungen waren. Von Zeit zu Zeit ließen sie eine jener weitbauchigen, langhalsigen, auf der einen Seite mit einer gekrümmten dünnen Saugröhre versehenen Flaschen kreisen, die durch ganz Catalonien, Valencia und Murcia verbreitet sind. Den Kopf zurückbeugend und die Flasche über sich emporhaltend goß sich ein jeder ein bedeutendes Quantum dunkelrothen Weins in dünnem gebogenen Strahl aus jener Saugröhre in den weitgeöffneten Mund, ohne eine Miene zu verziehen. Ich weiß nicht, wie sie es anfangen, um bei dieser eigenthümlichen Art zu trinken, welche überall, wo jene Flaschen gebräuchlich sind, Sitte ist, nicht zu ersticken; ich wenigstens habe allemal den entsetzlichsten Husten bekommen, so oft ich es versuchte, es ihnen nachzumachen. In der Mitte der geräumigen Halle stand eine lange, aus rohen Brettern gezimmerte Tafel, bestimmt, den etwaigen Gästen die Mahlzeit darauf zu serviren. An einer Ecke derselben saßen mehrere Männer und Weiber aus Esparraguera, die gegen Abend mit Lebensmitteln für die Klo-

sterbewohner auf den Berg gekommen waren. Bald traten auch jene zwei Priester, die ich vor dem Kloster getroffen hatte, herein, setzten sich mir gegenüber und ließen sich Wein geben. Ich versuchte ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen; sie antwortetem mir aber so mürrisch und in so schlechtem und unverständlichen Castilianisch, daß ich die Unterhaltung aufgab. Auch würde ich schwerlich viel Belehrendes aus ihrem Munde vernommen haben, denn der Ausdruck ihrer Gesichter verrieth nichts weniger als Intelligenz und Unterrichtetheit. Unter einander sprachen sie wie die ganze übrige Gesellschaft catalonisch und so war ich blos auf den Wirth beschränkt, der glücklicher Weise geläufig castilianisch redete.

Das wegen seiner überaus reizenden Lage, seiner Größe und seines Reichthums berühmte Benedictinerkloster des Monserrat verdankt seine Entstehung einem unscheinbaren Marienbilde, welches im neuntem Jahrhunderte in einer Höhle des Berges gefunden worden sein und zahllose unerhörte Wunder bewirkt haben soll. Einer Legende zufolge wurde dieses Bild vom Evangelist Lucas in Jerusalem verfertigt, durch den Apostel Petrus nach Spanien gebracht und von diesem dem heiligen Ethereus, Bischof von Barcelona, übergeben. Als sich die Mauren Cataloniens bemächtigten, brachte es der damalige Bischof von Barcelona heimlich auf den Monserrat und versteckte es in eine Höhle. Niemand wußte, wo es hingekommen sei, und erst im Jahre 880 ward es zufällig von einem Hirten gefunden. Gifredo el Velloso, Graf von Barcelona, Vasall Carls des Dicken von Frankreich, ließ hierauf ein kleines Kloster an derselben Stelle bauen, wo das jetzige steht, und übergab dasselbe den Nonnen von San Pedro de las Puellas in Barcelona. Im Jahre 976 ließ Borell, der fünfte unabhängige Graf von Barcelona, diese Nonnen zurückkehren und versetzte

Benedictinermönche auf den Monserrat. Die unerhörte Wunderkraft des Marienbildes und die beschauliche Einsamkeit des Berges lockten allmälig mehr fromme Brüder herbei, als das Kloster fassen konnte. Deshalb ließ Philipp II. dasselbe niederreißen und den Bau des jetzigen beginnen, welcher nach 32 Jahren Anno 1599 vollendet wurde. Unter Philipp III. ward auch das Marienbild, das sich bis dahin in einer jetzt in Ruinen liegenden Capelle an der Stelle, wo es entdeckt worden war, befunden hatte, in die Klosterkirche gebracht, wo es noch gegenwärtig über dem Tabernakel des Hochaltars zu sehen ist. Beiläufig will ich bemerken, daß die Madonna des Monserrats von schwarzer Farbe ist wie die von la Regla bei Cadiz. Noch jetzt eilen alljährlich eine große Menge Gläubiger herbei, um die Hülfe dieses Bildes anzuflehen, doch scheint sich seine Wunderkraft im Laufe der Jahrhunderte bedeutend vermindert zu haben. Während des Befreiungskrieges diente das Kloster des Monserrats den Franzosen lange Zeit als Operationspunct. Diese plünderten es und sprengten, da sie nicht alle jene Schätze fanden, derentwegen das Kloster berühmt war (die klugen Mönche hatten nämlich die hauptsächlichsten Kostbarkeiten auf die balearischen Inseln bringen lassen), sei es aus purer Rache oder weil sie glaubten, man habe die Schätze vermauert, einzelne Theile der Klostergebäude in die Luft. Zuletzt, als sie Catalonien räumen mußten, steckten sie das ganze Kloster in Brand. Der größte Theil der Nebengebäude ging damals zu Grunde und liegt seitdem in Ruinen; dem eigentlichen Kloster konnten die Flammen wegen seiner außerordentlich massiven Bauart wenig anhaben und die Kirche blieb gänzlich verschont. Nur das Innere der Klostergebäude wurde theilweis ein Raub der Flammen und dadurch gingen manche werthvolle Gegenstände verloren, unter andern die bändereiche, aus kostbaren alten Werken bestehende

Bibliothek. Im Jahre 1835 wurden auch hier die Mönche ver-
trieben und seitdem bewohnen blos noch acht Weltgeistliche das
ungeheuere Gebäude. Ein Blick auf seine kolossalen Dimen-
sionen und auf die in einfach edlem Styl erbauten Marmorhal-
len der Kirche genügt, um zu erkennen, daß man eine Schö-
pfung Philipps II. vor sich habe. Das Kloster besteht aus drei
imposanten, aus mächtigen Quadern errichteten Gebäuden, die
einen viereckigen, mit großen Marmorplatten belegten Hof um-
schließen. Das nach Osten gerichtete Gebäude enthält die Kirche,
welche drei schmucklose Schiffe besitzt, im Style des Escorial
erbaut und mit polirtem schwarzem und weißem Marmor getäfelt
ist. In beiden seit dem Brande von 1814 theilweis zerstörten
Seitengebäuden befinden sich über hundert Zellen, deren jede ein
großes balcongeziertes Fenster besitzt. Das nach Süden schau-
ende Gebäude ist acht Stockwerke hoch und mit 55 Balcons ge-
schmückt! An der Nordseite des nördlichen Flügels erhebt sich
der Glockenthurm, ein schmuckloser achteckiger Thurm mit
spitzem Dach, der wenig höher ist als die Klostergebäude. Eine
hohe, mit dem Kirchhause parallel gehende Mauer, welche die
beiden Klosterflügel an der Westseite mit einander verbindet,
scheidet den innern, von dem Kreuzgange umgebenen Hof von den
beiden äußeren, deren zum Theil im gothischem Styl erbaute
Gebäude in Ruinen liegen.

Der Convento de Nuestra Señora del Monserrat (dies ist
sein eigentlicher Name) ist das am eigenthümlichsten und rei-
zendsten gelegene Kloster, welches ich kenne. Es steht auf einem
schmalen Plan am Rande eines Schwindel erregenden, von
furchtbaren Felsklippen starrenden Abgrundes, welcher den Aus-
gang jener schon erwähnten langen Thalschlucht bildet, die das
ganze Gebirge der Länge nach spaltet. Unersteigliche Felskegel
von 5 bis 600 Fuß Höhe umschließen es auf drei Seiten, einen

wildromantischen Kessel bildend. Dicht hinter dem Kloster steigen drei Felskolosse empor, welche zum Theil über die Gebäude überhängen. Jeder von ihnen trägt einen ungefähr wie eine Bischofsmütze gestalteten Riesenblock auf seiner Spitze, weshalb sie die drei Bischöfe genannt werden. Eine benachbarte Grotte, von deren Decke ein klares, wohlschmeckendes, eiskaltes Wasser herabträufelt, wird von den Bewohnern des Klosters als Brunnen benutzt. Zwischen den Hauptgebäuden des Klosters und dem Felsen befindet sich der vom üppigstem Baumwuchs überschattete Klostergarten, von dessen mit den kolossalen Standbildern der Apostel geschmückten Terrasse man eine zauberische Aussicht auf die Pyrenäen, das Thal des Llobregat und das Meer genießt. Außer den Klostergebäuden und der oben erwähnten Capelle der Jungfrau, welche einige Hundert Fuß tiefer auf senkrechter Felswand über dem Llobregat schwebt, giebt es noch zwölf Eremitagen, die durch das ganze Gebirge zerstreut und jetzt sämmtlich zerstört sind. Sie liegen an den wildesten, einsamsten und unzugänglichsten Stellen des Monserrats zu beiden Seiten des centralen Thales, aus welchem schmale Pfade und steile, in das Gestein gehauene Treppen an grausigen Abgründen vorüber zu ihnen emporführen. Die Beschränktheit meiner Zeit gestattete mir nicht, alle diese Eremitagen zu besuchen. Ich mußte mich mit den dreien begnügen, die sich auf dem Wege nach dem höchstem Gipfel des Gebirgs befinden, dessen Besteigung ich gleich den folgenden Morgen nach meiner Ankunft im Kloster unternahm.

Der Wirth rieth mir, einen Führer mitzunehmen; da aber das Wetter schön war und es keinen einzigen Menschen gab, der Castilianisch verstand, so machte ich mich ganz allein auf den Weg. Der Besuch des Hauptgipfels des Monserrats ist beschwerlich, doch ohne Gefahr, wenigstens für den, welcher nicht zum Schwindel geneigt ist. Ein schmaler, in den Felsen gehau-

ener. Pfad, bisweilen von steilen Treppen unterbrochen, führt durch die finstere Schlucht, zu welcher sich der Centralgrund gleich hinter dem Kloster verengt, einige Hundert Fuß hoch bis zu einer Stelle empor, wo ungeheuere Felsmassen das Thal so versperren, daß blos eine schmale Kluft, kaum weit genug, um einem Menschen den Durchgang zu gestatten, übrig bleibt. Sobald man diese enge Spalte auf einer etwas unbequemen Treppe passirt hat, sieht man sich plötzlich in einen breiten, tiefen, gebüsch-erfüllten Grund versetzt, welcher hüben und drüben von kegel- und pyramidenförmig gestalteten Felskolossen eingefaßt ist. Noch weit mehr wird man auf dem Rückwege von der Aussicht überrascht, die sich plötzlich aufthut, sobald man aus jener Spalte heraustritt. Hier gewahrt man nämlich auf einmal das Kloster in Vogelperspective unter seinen Füßen und schaut weit hinaus auf die lachenden Gefilde Cataloniens und das malerische Thal des Llobregat. Eine kurze Strecke oberhalb dieses Felsenthors liegt die erste Eremitage auf einer schmalen Felsenkante der nördlichen Thalwand hoch über der waldigen düstern Tiefe. Hier bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß die hohen Felskegel im Hintergrunde des Thales in den Wolken steckten und an verschiedenen Stellen Nebelsäulen aus den Schluchten aufwirbelten. Doch mochte ich deshalb nicht umkehren und gelangte rasch auf der bebuschten Thalsohle emporsteigend nach einigen unbedeutenden Verirrungen zu einer zweiten Eremitage, die auf einer runden, auf zwei Seiten von furchtbaren, mehr als tausend Fuß tiefen Abgründen umgebenen Felskuppe am Nordabhange des Gebirges klebt. Während ich hier den mit niedrigen Alpensträuchern bewachsenen Kamm untersuchte, hüllte sich der ganze obere Theil des Monserrats in dicken Nebel ein, und kaum war ich noch ein Paar Hundert Fuß höher gestiegen, so ward auch ich von dem feuchtem kaltem Wolkenmantel umgeben. Sorgsam auf den glücklicher Weise sehr

betretenen Pfad achtend gelangte ich endlich zur Hermita de San Geronimo, der am höchstem gelegenen Einsiedelei, wo ich so lange rastete, bis der Nebel sich zu senken begann. Der Himmel war nun hell, die Wolkendecke unter mir aber noch so breit, daß sie jede Aussicht verhinderte. Höchst eigenthümlich war der Anblick, welchen jetzt der theilweis von Wolken entblößte Monserrat darbot. Nah und fern ragten gigantische Felsenpyramiden, wirr ohne allen scheinbaren Zusammenhang unter einander umhergestreut, aus der flockigen Wolkendecke hervor, die im hellem Sonnenschein einer stürmischen, in weißen Schaum aufgelösten Meeresfläche glich. Grausig wogte und brodelte der Nebel in den düstern Schluchten rings um mich her und ließ hier und da fürchterlich zerklüftete Felszacken gespenstisch in undeutlichen Umrissen durchschimmern. Da der obere Theil des Gebirges frei war, so brach ich wieder auf, um wenigstens sagen zu können, daß ich auf dem höchstem Gipfel des Monserrats gewesen sei. Dieser ist blos noch eine halbe Viertelstunde von der Eremitage des heiligen Hieronymus entfernt, stellt eine kolossale abgerundete Pyramide dar und trägt einen alten verfallenen Thurm auf seinem Scheitel. Der Weg windet sich an einer steilen, kurz begrasten Lehne empor, auf welche ein blos wenige Fuß breiter Sattel von etwa zwanzig Schritt Länge folgt. Rechts und links gähnen schauerliche, von senkrechten Felswänden umgürtete Abgründe von ungeheuerer Tiefe, weshalb einiger Muth dazu gehört, diesen Sattel zu überschreiten. Während ich im Thurme ausruhte, hob sich der Wolkenmantel wieder und breitete seine grauen feuchten Schwingen nochmals über mich und den Monserrat. Bald aber zerriß er an einzelnen Stellen, wonnige Blicke auf die fernen, hell von der Sonne beschienenen Gebirge des westlichen Cataloniens eröffnend, und in Kurzem löste er sich vollkommen von dem Gebirge und zerflatterte in ein=

zelne Wolken. Jetzt entrollte sich ein Panorama vor meinen Augen, dessen Pracht sich schwer schildern läßt. Ganz Catalonien lag in Vogelperspective vor mir, umsäumt im Osten und Süden von dem Meer, im Westen von den hohen Gebirgen Valencias und Arragoniens und im Norden von der langen silberweißen Kette der Pyrenäen, die man bis zur Maladetta überschaut. Leider steckten die meisten ihrer Gipfel in den Wolken, nur im Osten strahlte vollkommen hell die riesige Pyramide des Canigou. Wenn die Luft recht durchsichtig ist, soll man sogar die Gebirge von Mallorca sehen; damals konnte ich nichts erkennen, so sehr ich auch meine Augen anstrengte. Geraume Zeit verharrte ich auf dieser luftigen Höhe, schwelgte mich noch einmal recht satt in den Reizen des herrlichen Spanien, von dem ich binnen wenigen Tagen auf immer scheiden sollte, und kehrte sodann auf demselben Wege nach dem Kloster zurück. Gegen Abend ward mir noch ein großartiges Naturschauspiel, das sich nie aus meinem Gedächtniß verwischen wird, nämlich das eines heftig tobenden Gewitters. Den folgenden Tag prangte der Himmel im heiterstem Blau, die Pyrenäen, vollkommen hell, strahlten wie polirtes Silber, ein goldiger Duft flimmerte über den grünen Hügeln Cataloniens, hundert Arome stiegen aus den von blühenden Sträuchern erfüllten Schluchten empor, kurz, Alles verband sich, um mir den Abschied von den poetischstem Gebirge der pyrenäischen Halbinsel zu erschweren! — Gegen Abend kehrte ich auf dem gewöhnlichen Wege über Collbato nach Esparraguera zurück, von wo mich ein Omnibus Tags darauf wieder nach Barcelona brachte. —

Dieser Ausflug nach dem Monserrat war der letzte Act meiner Forschungen auf dem Boden Spaniens. Nur wenige Tage weilte ich noch in der Hauptstadt Cataloniens, um meine Angelegenheiten zu ordnen und Abschied von meinen Freunden

zu nehmen, unter denen ich mich dem Professor Don Miguel Colmeiro am meisten zu innigem Dank verpflichtet fühle. Montags, den 20. April, Nachts 11 Uhr bestieg ich die Diligence, welche mich den Pyrenäen entgegenführen sollte, und bald verschwanden die gaserleuchteten Straßen Barcelonas hinter der finstern Wölbung und den hohen Bastionen der Puerta de Francia. Die Nacht war hell und still, aber der entsetzliche Staub zwang, die Fenster des Wagens zu schließen, weshalb ich so viel wie nichts von der Gegend gesehen habe, die wegen ihrer prächtigen Bebauung außerordentlich reizend sein soll. Von der großen Fabrikstadt Mataro an läuft die Straße lange Zeit dicht an den Gestaden des Meeres hin, die sich von dem durch seine Ankerschmieden berühmten Flecken Arenys del Mar an von malerischen Felsen umgürtet zeigen. Einer der schönsten Puncte dieser baumreichen, auf das Sorgfältigste cultivirten und von Landhäusern wimmelnden Küste ist die Stadt Calella. Diese thront auf hohen Felsen dicht am Meer und bietet eine herrliche Aussicht auf die malerischen, immer näher rückenden Gebirge des Innern dar, zwischen deren waldbedeckten Kuppen der hohe felsige Wall des Monseni und hier und da einzelne Schneegipfel der Pyrenäen hervorleuchten. Jenseits des weiten, baumerfüllten und äußerst fruchtbaren Thales des Rio Tordera, wo das durch eine schöne, hochgethürmte, gothische Kirche ausgezeichnete Städtchen gleiches Namens liegt, biegt die Straße landeinwärts in das Gebirge, welches gänzlich von einem ziemlich dichten, aus verschiedenen immergrünen Bäumen zusammengesetzten Laubwald bekleidet ist. Nach Ueberschreitung dieses Gebirges erblickt man die berühmte, inmitten einer weiten, rings von malerischen Hügeln umarmten Ebene gelegene Stadt Gerona, woselbst wir bis um 1 Uhr Nachmittags rasteten. Die Beschränktheit der Zeit erlaubte mir nicht, die prächtige, im reinstem gothischem Styl

erbaute Cathedrale, in welcher die Gebeine des heldenmüthigen Commandanten Alvarez ruhen, noch die mit einem imposanten Thurme gezierte Kirche San Feliu, wo der Körper des heiligen Narcissus, Schutzpatrons von Gerona, der noch in der neuesten Geschichte dieser Stadt eine große Rolle gespielt hat, aufbewahrt wird, zu besuchen, denn das einzige halbe Stündchen, das nach dem Mittagsmahle übrig blieb, verstrich während der Besichtigung einer großen Dampf-Papierfabrik, die ich in Gesellschaft der Mitreisenden unternahm. Die Stadt ist gut gebaut, von ziemlich modernem Ansehen und ungemein lebhaft. Ueberall sah ich Weiber und Mädchen auf den Schwellen der Hausthüren sitzen, beschäftigt, Spitzen zu klöppeln oder Fischernetze zu stricken, in allen Häusern klappern Webstühle und Hämmer und ein buntes Gewühl von Karren, Lastthieren und Menschen erfüllt die Gassen.

Gerona liegt auf dem südlichen Ufer des Ter am Fuß eines steilen, durch zwei Forts vertheidigten Hügels und gilt für eine Festung, obwohl seine Werke blos aus einer alten befestigten Mauer und einigen halbzerstörten Erdwällen bestehen. Trotz dem hat diese Stadt zu jeder Zeit einen viel hartnäckigeren Widerstand geleistet als mancher durch Natur und Kunst auf das Stärkste vertheidigte Platz, was blos durch den kriegerischen Muth, die Ausdauer und den Unabhängigkeitssinn der Catalonier erklärlich wird. Gerona hat binnen einem Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten nicht weniger als acht langwierige Belagerungen erlitten. Zu den berühmtesten gehört die im Jahre 1653 durch den französischen Marschall Hoquisicourt, welcher Gerona 62 Tage lang berennte, hierauf aber die Belagerung aufhob, weil sein Heer von einem entsetzlichen Mückenschwarm überfallen wurde, ein Phänomen, das die frommen Bewohner der Stadt der Intercession ihres Schutzheiligen zuschrieben.

Ferner die im Jahre 1684, wo Gerona Monate lang durch den Marschall Belfond belagert ward. Dieser mußte die Belagerung ebenfalls aufheben, nachdem er bereits bis in die Stadt hineingedrungen war. Zehn Jahre später zwang der Marschall Noailles den Platz, nach langer Vertheidigung zu capituliren. Dasselbe wiederholte sich im Jahre 1710, wo die Franzosen unter den Fahnen desselben Marschalls nochmals Besitz von Gerona nahmen. Damals hatte sich die Stadt so heldenmüthig vertheidigt, daß sie eine höchst ehrenvolle Capitulation erhielt, der gemäß ihre Besatzung unter klingendem Spiel mit ihrer gesammten Artillerie, Munition, Gepäck und mit Lebensmitteln auf fünf Tage frei nach Barcelona abziehen durfte. Bei allen diesen Belagerungen fochten die Gerundenser auf das Hartnäckigste; die größten Lorbeeren ärndteten sie aber während des napoleonischen Krieges, wo Gerona bekanntlich dreimal binnen zwei Jahren (1808 und 1809) belagert wurde. Gleich den Bewohnern von Zaragoza kämpften die Gerundenser damals mit einem Heroismus, vor dem die Thaten Sagunts und Numantias erblinden, und als endlich die Franzosen nach der dritten Belagerung, welche neun Monate dauerte, triumphirten, war der größte Theil der Stadt nichts mehr als ein ungeheuerer Schutt- und Leichenhaufen.

Von Gerona aus windet sich die Straße sanft ansteigend zum Coll de Oriols hinauf, auf dessen Höhe man von dem plötzlichem Anblick der ganzen Ostpyrenäenkette, die damals noch bis zur Hälfte hinab mit Schnee bedeckt war, angenehm überrascht wird. Diese Hügelreihe trennt die Thäler des Ter und Fluviá von einander. Der letztgenannte Fluß bewässert eine breite fruchtbare Ebene, die unter dem Namen el Ampurdán bekannt ist. Hier liegt unweit des Fußes der Vorberge der Pyrenäen das Städtchen Figueras, woselbst die Diligence über-

nachtete. Auf einer benachbarten Anhöhe befindet sich die berühmte, auf Befehl Ferdinands VI. erbaute Citadelle des Castillo de San Fernando, eine der größten und stärksten Festungen der Halbinsel und ganz Europas. Diese Citadelle ist ganz aus Werkstücken aufgeführt, bildet ein regelmäßiges Fünfeck und enthält so geräumige Casernen und Magazine, daß sie bequem eine Besatzung von 16,000 Mann fassen kann.

Heiter wie an jenem Tage, wo ich den Boden der Halbinsel zum erstem Male betrat, lächelte mir der Himmel auch an dem letztem Morgen, den ich in Spanien erlebte. Eben begannen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Eispyramide des Canigou zu vergolden, als die Thürme von Figueras hinter den Wällen der Citadelle verschwanden und unsere Diligence in die ausgebreiteten Olivenwälder hineinrollte, welche die Ebene des Ampurdan von Figueras an bis an den Saum der Pyrenäen bedecken. Hier liegt der Flecken Hostal-Nou, durchrauscht von dem Llobregat, einem wilden, von den Pyrenäen herabbrausenden Bache. In dem malerischen, hüben und drüben von prächtigen Granitfelsen eingefaßten Thale desselben steigt die Straße allmälig zu dem Städtchen la Junquera empor, dem letztem spanischem Orte, woselbst die Reisenden ihre Pässe noch einmal von den spanischen Behörden visiren lassen müssen. La Junquera ruht im Schooße eines romantischen Kessels eichenbewaldeter Felsberge, über deren Gipfel im Norden und Westen bereits einzelne Schneekämme des Hochgebirgs herüberblicken. Immer höher wölben sich nun die Berge und gestatten nur noch an einzelnen Stellen flüchtige Blicke auf die fernen Gebirgsketten Cataloniens. Es dauert nicht lange, so zeigt sich links ein stark befestigtes Castell auf hohem kahlem Berge, auf dessen

stolzen Wällen der französische Tricolor flattert. Es ist das Fort Bellegarde, welches den Eingang zu dem Pyrenäenpaß vertheidigt, der den Namen Coll de Perthus führt. Am Fuße des Castellberges liegt der blos aus einer einzigen Gasse bestehende, halb spanische, halb französische Weiler Perthus, an dessen Eingange eine Brücke mit zwei Säulen, die über einen kleinen Bach geschlagen ist, die Gränze zwischen Spanien und Frankreich bezeichnet. Während die französischen Douaniers sich mit der Besichtigung der Effecten meiner Mitreisenden amüsirten, trat ich in eine neben dem Zollhause gelegene Barake, wo eine junge schwarzäugige Schöne, die dürftig, aber sehr sauber gekleidet ging und sich an ihrer unförmlichen weißen Linnenhaube für eine Tochter Languedocs zu erkennen gab, Früchte, Wein und Erfrischungen verkaufte. Französische und spanische Gendarmen, Zollsoldaten und Bauern saßen in bunter Reihe zechend und rauchend um die Tische und verkehrten friedlich in heiterm Gespräch mit einander, das in einem mir unverständlichem Idiom geführt ward. Ob es Catalonisch oder Perpignanisch war, will ich unentschieden lassen; so viel ist sicher, daß diese Art von Sprache weder mit Spanisch noch Französisch die geringste Verwandtschaft hatte. Ich ließ mir von der niedlichen Kleinen, die dasselbe Jargon sprach, sich jedoch auch spanisch und französisch sehr geläufig auszudrücken verstand, einen Teller Oliven und eine halbe Flasche dunkelrothen Rivesaltes geben, setzte mich auf eine Bank vor die Thür der Hütte und starrte lange schmerzlich bewegt gen Süden, wo die blauen Gebirge von Gerona zwischen den dunkelbewaldeten Granitkuppen der Pyrenäen hindurchschimmerten. Ein französischer Gendarm, der mich höflichst ersuchte, ihm in das Haus des Commissärs zu folgen, um meinen Paß zu ver-

dollmetschen, störte mich in dieser stillen Abschiedsfeier. Eine Viertelstunde später reisten wir wieder ab und erreichten Punct 9 Uhr die Höhe des Coll de Perthus. Zur Linken entrollte sich prachtvoll von der Morgensonne beleuchtet die Nordseite der Pyrenäen, die letzten Berge Spaniens versanken bald hinter ihren Granithäuptern und rasch rollte unsere Diligence die herrlich gebaute Chaussee hinab in die fruchtbare reichbevölkerte Ebene von Roussillon.

Ende des dritten Buchs.

Schluß.

Reise durch Westfrankreich. Aufenthalt in Paris. Rückkehr nach Deutschland.

Wie die Alpen im Centrum von Europa, so sind die Pyrenäen in seiner westlichen Extremität die Pforten zu den Gärten der Hesperiden! Zwar contrastiren Catalonien und Languedoc nicht so grell, wie z. B. Bayern und die Lombardei, immer aber ist der Unterschied zwischen jenen beiden Ländern ein bedeutender. Catalonien hat, obwohl es volle fünf Breitengrade nördlicher liegt als Andalusien, noch einen entschieden südlichen Charakter. Längs der ganzen Küste sieht man noch Einfriedigungen von großer Aloe und indianischer Feige, der Johannisbrod-, Oel- und Feigenbaum gedeihen allenthalben noch ebenso gut wie im Süden der Halbinsel, in den Gärten blüht und fruchtet der Orangenbaum noch im freiem Lande, ja in zwei Klosterhöfen zu Barcelona stehen sogar einige ziemlich hohe Palmen. Selbst die dicht am Saum der Pyrenäen gelegene Ebene des Ampurdan ist noch von großen Hainen riesiger Oliven bedeckt und reich an allen Producten südlicher Agricultur. Ganz anders sieht es jenseits der Pyrenäen aus. Die Ebene von Perpignan, obwohl blos acht Leguas nördlicher gelegen als das Ampurdan, erinnert mehr an die Gegenden der französischen Schweiz

oder der Bourgogne als an das benachbarte Spanien. Zwar gewahrt man sowohl um Perpignan als weiter nordwärts bis Toulouse hier und da noch einzelne Plantagen von Oel-, Feigen- und Mandelbäumen, allein der krüppliche ärmliche Wuchs dieser Bäume verräth, daß hier nicht ihre Heimath ist. Die vielen Tausende von Maulbeerbäumen, die es in der Ebene von Roussillon giebt, riefen mir im erstem Moment die Huerta von Valencia ins Gedächtniß zurück; ein forschender Blick genügte jedoch, um mich zu überzeugen, daß ich bereits weit, weit von Hesperiens Gefilden entfernt sei. Die Vegetation war eine völlig veränderte, zwar noch bedeutend mit Gewächsen des Südens vermengt, dem größeren Theil nach aber aus Pflanzen der mitteleuropäischen Flora zusammengesetzt. Auch gab es hier Wiesen, natürliche Wiesen, so frisch und grün wie in Norddeutschland, und diese einzige Bemerkung bewies mir zur Genüge, daß ich mich dem Norden genähert habe; denn im Süden giebt es keine Wiesen! Diese halb nordische Physiognomie der Grafschaft Roussillon könnte befremden, wenn man bedenkt, daß diese Provinz mehr als einen halben Grad südlicher liegt als die Provence, wo, wie ich früher bemerkt habe, die Natur des Südens sich bereits auf das Entschiedenste geltend macht. Bei einer genaueren Betrachtung der geographischen Lage beider Provinzen erklärt sich jedoch dieser Contrast von selbst. Die Provence ist im Süden vom Meer begränzt und wird daher unausgesetzt von dem warmen Hauch der africanischen Winde berührt, Roussillon dagegen und ganz Languedoc von dem hohem Walle der Pyrenäen, deren Schneemassen die warme Luft des Südens rasch abkühlen. Die Provence besitzt in den Seealpen eine natürliche Schutzmauer gegen den kalten feuchten Nordwind, Languedoc dagegen ist ihm völlig preisgegeben, denn die Seven-

nen und die Gebirge der Auvergne haben eine zu unbedeutende Höhe, als daß sie hinlänglichen Schutz gegen die Stürme des Nordens gewähren könnten. Gerade dieser scheinbar ungünstigen Lage verdankt Languedoc seine üppige Frische und Fruchtbarkeit, welche es zu einer der anmuthigsten Provincen des südlichen Frankreichs machen. Wegen der Nähe der Pyrenäen, die hier viel schroffer abstürzen als auf der spanischen Seite und die Nord- und Ostwinde zurückwerfen, ist die Atmosphäre fortwährend feucht, die milde Luft des Languedoc im Osten umsäumenden Meeres aber verhindert, daß je ein bedeutender Kältegrad eintreten kann. Dadurch wird eine ziemlich gleichmäßige, im Winter weder zu niedrige, noch im Sommer zu hohe Temperatur erzeugt, die der Entwicklung aller Gewächse der mittlern gemäßigten Zone äußerst günstig ist. Aus diesem Grunde ist Languedoc den ganzen Sommer hindurch grün, während die Provence oft schon im Mai theilweis von dem sengendem Hauch des „Mistral," wie man dort den von Africa herüberwehenden Wind zu nennen pflegt, verbrannt, dürr, braun und staubig daliegt. —

Der Weg vom Coll de Perthus bis Perpignan, den die Diligence in zwei Stunden zurücklegt, ist sehr angenehm und unterhaltend. So lange man die vielfach gewundene Montée hinabfährt, hat man das Meer zur Rechten und vor sich die blühende, mit Dörfern und Städten besäte Ebene von Roussillon, während sich zur Linken die Ostpyrenäen, überragt von dem silbernen Riesenkegel des Canigon, immer malerischer und majestätischer entfalten. Letztere bleiben bis Perpignan sichtbar; das Meer dagegen entzieht sich nach Ueberschreitung der Höhen von Boulon den Blicken des Reisenden auf immer, denn um Perpignan ist es nicht mehr zu sehen. An dem Thore dieser Festung werden die Pässe

sämmtlicher Reisenden in Beschlag genommen und auf die Präfectur gebracht. Dort erhält der Ausländer einen Interimspaß für die Dauer seines Aufenthalts innerhalb der Gränzen Frankreichs, während sein Nationalpaß unverweilt nach Paris gesendet wird. Perpignan liegt ganz eben, ist ziemlich schmutzig und besitzt wenig Sehenswürdigkeiten. Die Häuser haben noch meist Balcons wie jenseits der Pyrenäen und auch das Volk, namentlich die Männer, ist, was Physiognomie und Sprache anlangt, den Cataloniern noch sehr verwandt. Die Landleute tragen fast durchgängig noch die catalonische Sackmütze; die Manta und die Schärpe aber sind der blauen Bluse gewichen, deren Herrschaft sich bekanntlich über ganz Frankreich verbreitet und ein gut Stück nach Deutschland hineinreicht. Den catalonischen „Gorro“ sieht man noch bis in die Gegend von Toulouse; weiter gen Nordwesten, nach Bordeaux zu, tritt die viel kürzere, aber weitere, faltenreiche, blutrothe Baskenmütze an ihre Stelle, welche namentlich jungen Leuten, die recht reiches schwarzes Lockenhaar haben, prächtig steht und ihnen ein höchst verwegenes Ansehen giebt. Erst nördlich von Bordeaux beginnt die Herrschaft des niedrigen, rundköpfigen, breitkrämpigen, grauen Filzhutes, dessen sich die Bauern des gesammten übrigen Frankreichs zu bedienen pflegen.

Punkt 7 Uhr fuhr ich zur Porte de Notre Dame, einem schönen, hochgethürmten, in normannisch-gothischem Styl erbauten, mit vielen Zinnen und Schießscharten versehenen Thore hinaus in die fruchtbaren Gefilde von Roussillon und gelangte bald zwischen die Rebenhügel des seines Weines halber berühmten Städtchens Rivesaltes. Der Himmel war bewölkt und die Nacht deshalb sehr finster, was mich verhinderte, mehr als unbestimmte Umrisse von der Gegend zu se-

hen. Ich machte es mir daher möglichst bequem, worin mich Niemand störte, da ich der einzige Passagier im „Interieur“ war, und versuchte zu schlafen; allein der mit jeder Stunde immer kälter werdende Luftzug, welcher durch die schlecht schließenden Fenster hereindrang, ließ keinen Schlaf in meine Augen kommen. An dem langsamen Fahren merkte ich, daß die Straße ziemlich steil ansteigen müsse, denn, wo es nur irgend möglich ist, fahren die Franzosen im Trab oder am liebsten im Galopp, unbekümmert darum, ob es die Pferde ermachen können oder nicht. Als ich bei Tagesanbruch die Fenster öffnete, befand sich die Diligence in einem tiefen engen Thale. Schwarze Tannenwaldung bekleidete die mit großen Granitblöcken bestreuten Abhänge, im Grunde rauschte ein Bach zwischen hochbegrasten Wiesen, der Himmel war trüb, der Wind wehte eisig aus den Schluchten des Gebirges, dicker Reif überzog alle Blätter und Grashalme, kurz, ich hatte eine rein nordische Landschaft vor mir. „Leb' wohl, schöner Süden!“ brummte ich ärgerlich, drückte mich fester in die weichen Eckkissen und schloß die Augen. Das Rasseln der Räder auf einem holprigem Gassenpflaster nöthigte mich bald, sie wieder zu öffnen. Wir befanden uns in Quillan, einem tief in deu Pyrenäen an der brausenden Aude höchst romantisch gelegenen Städtchen. In vielen kleinen malerischen Wasserfällen tobt der wilde Bergstrom unter einer hochgespannten Brücke hinweg bei dem auf steilen Felsen thronenden Orte vorbei; grandiose Granitberge schließen einen engen Kessel um seine Gassen und über ihren tannenbewaldeten Kuppen schauen einzelne Schneepyramiden drohend in das friedliche Thal herein. Rasch flogen wir nun auf der prächtigen, höchst sorgsam unterhaltenen Chaussee durch das malerische, volkreiche und schön bebaute Thal der wasserreichen

Aude, auf welcher viel Holz geflößt wird, hinab nach der lebhaften, eleganten und von hübschen Promenaden umgebenen Stadt Limoux, wo eben Jahrmarkt war. Von hier an verflacht sich die Gegend allmälig, die Pyrenäen rücken in weite Ferne zurück und verschwinden bald gänzlich. Carcassonne, eine große Fabrikstadt, wo wir zu Mittag speisten, liegt bereits ganz eben zwischen der dem Meer in zahllosen Krümmungen entgegeneilenden Aude und dem Canal du Midi, welcher das mittelländische Meer mit der Garonne und durch diese mit dem atlantischem Ocean verbindet. Das ganze westliche Frankreich von Carcassonne bis Bordeaux ist theils ganz eben, theils ein hügliges Gelände, aber ein höchst anmuthiges, brillant cultivirtes und ungeheuer zahlreich bevölkertes Land. Damals, wo diese Gefilde eben im vollstem üppigem Schmucke des Frühlings prangten, glich dieser ganze Theil von Frankreich einem prachtvollem englischem Park. Der Anblick dieser saftigen blumigen Wiesen, dieser hochrothen Kleefelder*), dieser herrlichen hellgrünen Pappel-, Ulmen- und Eichengehölze, dieser mit Blüthenschnee bedeckten Aepfel- und Birnbäume, dieser ganzen nordischen Frühlingspracht, die ich seit drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, berauschte mich ordentlich und ließ mich den sonnigen, duftenden, farbenreichen Süden auf Augenblicke vergessen. —

*) In ganz Westfrankreich und schon in Catalonien wird anstatt unsers gemeinen Wiesenklees der hochrothe Klee (Trifolium incarnatum L.) gebaut, welcher drei bis vier Zoll lange Blüthenähren vom brennendstem Purpur entwickelt. Solche Felder machen sich schon in weiter Ferne bemerklich und gewähren einen prächtigen Anblick. Desgleichen cultivirt man die rosenroth blühende Esparsette (Onobrychis sativa Lamk.) in jenen Gegenden allgemein als Viehfutter.

Von Carcassonne aus folgt die Straße fortwährend den Ufern des Canal du Midi, welcher durch ungemein liebliche Gegenden fließt und wegen des buntbewegten Lebens, das ununterbrochen auf ihm herrscht, dem Reisenden stets eine angenehme Unterhaltung darbietet. Nachts gegen 11 Uhr rollten wir in die breiten, von Gas taghell erleuchteten Straßen von Toulouse hinein, dem mich bereits am folgendem Morgen eine andere Diligence wieder entführte. Daher weiß ich wenig mehr von der Residenz der Troubadours zu sagen, als daß sie eine schöne weitläufige Stadt von ziemlich modernem Ansehen ist und fast ganz eben am rechtem Ufer der hier noch unbedeutenden Garonne in einer äußerst fruchtbaren, besonders an Maulbeerbäumen sehr reichen Gegend liegt. Bei Moissac, welches wir um 4 Uhr Nachmittags erreichten, wird das Land wieder hüglig; das Thal des Tarn, den man am Eingange der Stadt auf einer langen Steinbrücke überschreitet, ist sogar ziemlich romantisch, indem die Thalabhänge zum Theil felsig und von prächtiger Laubwaldung auf das Malerischste bekleidet sind. Besonders schön ist die Einmündung jenes Flusses in die hier bereits schiffbare Garonne, welche sich ein Paar Lieus unterhalb Moissacs befindet. Garonne und Tarn bilden zusammen ein weites seeartiges Bassin, in welchem mehrere Inseln liegen, und sowohl diese als die Ufer sind von der üppigsten Ulmen- und Pappelwaldung bedeckt. Fortwährend der Garonne folgend erreichten wir nach Einbruch der Nacht die große und freundliche Stadt Agen, Hauptort des zur ehemaligen Guienne gehörenden Departements „Lot et Garonne," die ebenfalls mit Gas erleuchtet ist, und passirten am frühem Morgen die Garonne auf einer langen Kettenbrücke zwischen den einander gegenüberliegenden Dörfern St. Macaire und Langon. Bald darauf begannen malerische Rebenhügel die Ufer des Stroms zu garniren, auf dem zahlreiche kleine Dampf-

schiffe auf und niederflogen. In Kurzem zeigte sich eine Menge eleganter Villen zu beiden Seiten der Chaussee, welche die Nähe einer großen und opulenten Stadt verkündigten, und Punkt 10 Uhr hielt die Diligence an der Barriere von Bordeaux.

Ein blos eintägiger Aufenthalt in der Hauptstadt der Gironde reicht kaum hin, um nur die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten derselben flüchtig in Augenschein zu nehmen, geschweige denn, sich ein Urtheil über ihre Bewohner und ihr Volksleben zu bilden. Bordeaux vereinigt die Reize des Südens und des Nordens, des Alterthums und der Neuzeit, der Geschichte und Kunst und mag daher ein sehr angenehmer Aufenthalt sein. Wenigstens habe ich Bordeaux von allen Fremden, namentlich von Deutschen, die längere Zeit daselbst verweilt hatten, ausnehmend rühmen hören. Reisende, welche auch Spanien kannten, wußten es hinsichtlich der Lebensweise, der Ungezwungenheit der Sitten, der Zuvorkommenheit der Bewohner mit keiner andern Stadt besser zu vergleichen als mit Cadiz. Bordeaux ist von allen Städten Frankreichs, welche ich gesehen habe, die schönste und prächtigste. Selbst Paris kann sich nicht solcher Prachtstraßen und Privatpaläste rühmen wie Bordeaux. Die Hauptstraßen, unter denen besonders die Allée d'Orleans, die Allée de Tourny, der Cours du Jardin public und die Stromquais eine namentliche Erwähnung verdienen, sind meist schnurgerade, sehr breit, prächtig gepflastert, durchgängig mit eleganten schattigen Promenaden geschmückt und auf beiden Seiten von vier bis fünf Stockwerke hohen, mit platten Dächern und mehrfachen Balconreihen versehenen Palästen eingefaßt. Die Pracht der Kaufhallen, insbesondere der Silber-, Gold- und Juwelenläden, welche an Größe und Reichthum die pariser noch übertreffen, ist geradezu mährchenhaft, zumal des Abends, wo Hunderte von Gascandelabern

diese mit fürstlichem Luxus decorirten Räume in ein blendendes Lichtmeer hüllen. Die Stadt ist rings von reizenden Promenaden und luxuriösen Villen umgeben, in deren Gärten die Cypresse noch zu hohen Bäumen aufschießt und der Feigen- und Mandelbaum gedeiht, und eine breite Riesenbrücke von siebzehn weitgespannten Bogen verbindet sie mit dem gegenüberliegenden, rebenbedeckten Ufer der majestätischen Garonne, wo immer mehrere Hunderte der größten Seeschiffe vor Anker liegen. Von hier imponirt Bordeaux ungemein, weil man mit einem Blick den ganzen langen, von hohen Gebäuden garnirten Quai überschaut, hinter dem die schöngeformten Thürme vieler Kirchen und öffentlichen Gebäude emporsteigen. Zu den bedeutendsten Denkmälern der Architektur gehören die beiden Kirchen St. André und St. Dominique und das große Theater. Die erstgenannte Kirche ist die Cathedrale, ein prächtiger Riesenbau vom reinsten gothischem Styl mit zwei ganz vollendeten Pyramidenthürmen von der zierlichsten Arbeit, die zweite ist in römischem Styl erbaut und das Theater ein ungeheurer, auf einer Terrasse ruhender griechischer Tempel mit korinthischen Säulen.

Am 26. April früh um 8 Uhr verließ ich Bordeaux wieder und überschritt in flüchtiger Diligence die Garonne zum zweiten Male, um ohne ferneren Aufenthalt der Hauptstadt Frankreichs entgegenzueilen. Es war ein Sonntag, die Luft still und warm, aber der Himmel bewölkt, wie er es schon seit meiner Abreise von Perpignan gewesen war und es bis Paris blieb, wo ich, als er sich aufheiterte, vor seinem blassen nordischen Blau beinahe erschrak. Geputzte Landleute, die Männer in saubere blaue Baumwollenblusen gekleidet, die blutrothe baskische Mütze keck auf dem schwarzlockigem Haupte, die Weiber umhüllt von buntkattunenen Mänteln, das feingeschnittene frische Gesicht umrahmt von einer weißen langbebänderten Linnenhaube mit un-

förmlichem, von einer halbfußbreiten Spitzenkante radartig eingefaßtem Kopfe, zogen schaarenweis an uns vorüber, uns mit vertraulichem Kopfnicken ein freundliches „Bon voyage, Messieurs!“ zurufend. Schwerfällige zweiräderige Karren, von Ochsen gezogen, mit Grünzeug und Milch beladen, rollten knarrend der Stadt entgegen und Gruppen von Winzern und anderm Volk saßen zechend und rauchend vor den Thüren der zahlreichen Weinkneipen, die an der Straße stehen, und unterhielten sich laut schreiend in einem mir unverständlichem Idiom. Noch um Bordeaux nämlich spricht der Landmann für's Gewöhnliche nicht französisch, sondern ein Patois, das vielleicht mit dem der östlichen Pyrenäenprovinzen identisch ist, vielleicht auch Verwandschaft mit der baskischen Sprache hat. Das gute Französisch beginnt erst im Herzogthum Angoulème. Nach Ueberschreitung der schiffbaren Dordogne, über welche eine lange, höchst elegante, von zehn riesigen, hohlen, gußeisernen Pyramiden von durchbrochener Arbeit getragene Drathbrücke führt, gelangt man in eine hüglige, ziemlich spärlich bevölkerte und wenig ergiebige Gegend, die ein etwas ödes Ansehen besitzt. Die Bewohner scheinen arm zu sein, denn überall, wo die Diligence hielt, umringte uns ein Schwarm zudringlicher Bettler; ja die Kinder liefen oft Viertelstunden weit neben dem Wagen her, uns unaufhörlich mit den langsam im kläglichstem Tone gewimmerten Worten: „Donnez moi un sou, bon monsieur, si vous plait!“ belästigend, ohne weder auf die abschlägigen Antworten noch auf die Peitschenhiebe des Postillons im Geringsten zu achten. Nachmittags um 4 Uhr gelangten wir nach der alten Stadt Angoulème, die ganz in Promenaden versteckt reizend auf einem Hügel am linkem Ufer der ebenfalls schiffbaren Charente liegt, welche sich in anmuthiger Hufeisenbiegung um sie herumschlingt. Von hier an wird die Gegend wieder sehr unterhaltend;

leider verhinderte die einbrechende Nacht bald, sich an ihren Reizen zu erlaben. Noch vor Sonnenuntergang erreichten wir das alterthümliche Poitiers und fuhren nun nach kurzem Aufenthalt daselbst durch lachende Gefilde dem flachem Thale der Loire entgegen. Halb 2 Uhr kamen wir nach Tours, eine große, schöne, moderne, auf einer Halbinsel zwischen der Loire und dem Cher gelegene Stadt, berühmt durch den Sieg, den Carl Martell im Jahre 732 über die Araber erfocht. Bis hierher ist die Eisenbahn vollendet, welche Paris mit Nantes und Bordeaux verbinden soll. Diese führt bis Orleans auf vielen Viaducten an der Loire aufwärts, deren Thal sehr weit, blos von niedrigen Höhenzügen eingefaßt ist, und windet sich sodann nordwärts über eine hüglige Fläche dem weiten Becken der Seine entgegen. Punct 4 Uhr ging der Zug von Tours ab, raste in wahnsinniger Eile bei Blois und Orleans vorüber und brauste sechs Stunden später bei dunkler kalter Nacht in den ungeheueren Bahnhof von Paris hinein. Von hier brachte mich dieselbe Diligence, die ich in Bordeaux bestiegen hatte (in Tours war sie auf einen Eisenbahnwagen gesetzt worden) rasch durch die menschenerfüllten Gassen der Riesenstadt über den Pont-Neuf, wo mich die Millionen Gasflammen, welche die vielen Brücken und beide Ufer der Seine in mährchenhafter Verschwendung bedecken, wahrhaft blendeten, nach dem Quartier St. Honoré, woselbst ich in der Nähe des Palais-Royal meine Wohnung nahm.

Meine Leser werden mir gewiß nicht zumuthen, eine Schilderung von Paris zu entwerfen. Hunderte, denen es vergönnt war, Jahre lang in diesem modernen Babylon zu leben, haben alle Seiten desselben hinreichend beleuchtet; was könnte ich da Neues hinzufügen, da ich noch nicht volle vier

Wochen daselbst weilte? — Alte liebe Freunde, die ich unvermuthet traf, und neue Bekanntschaften, welche ich mit Deutschen und Franzosen anknüpfte, verkürzten mir diesen kurzen, von dem prächtigsten Frühlingswetter begünstigten Aufenthalt mannigfach und trugen viel dazu bei, daß ich in kürzerer Zeit, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, mit Paris und mit dem pariser Leben bekannt wurde. Ich sah Ibrahim Pascha und Louis Philipp, war Augenzeuge von den berauschenden Festlichkeiten der Fête du Roi, vernahm den Jubel des pariser Volkes über die wunderbare Rettung ihres Bürgerkönigs aus den Mörderhänden Lecomtes, bewunderte das Spiel der Rachel und Déjazet, verträumte süße Stunden in den Laubgängen des Jardin des Plantes und auf den idyllischen Höhen des Père Lachaise, stand an Napoleons Sarge im Dom der Invaliden, besuchte Versailles und Trianon und nahm endlich auf der luftigen Kuppel des Pantheon Abschied von Frankreich und seiner riesigen Metropole.

Am Himmelfahrtstage, den 21. Mai, gegen 11 Uhr Morgens schied ich von diesem letzten Ruhepunkte meiner Reise und gelangte zwanzig Stunden später bei Sonnenaufgang nach der Festung Valenciennes. Die Gegenden, durch welche die Chaussee führt, sind sehr eben, ziemlich öde und langweilig; die interessantesten Punkte, wie Peronne und Cambray, passirte ich bei Nacht. Um 7 Uhr erreichten wir die belgische Gränze, von wo mich ein Dampfwagen binnen dritthalb Stunden über das Schlachtfeld von Waterloo nach Brüssel brachte. Diese schöne, alterthümlich moderne Stadt konnte mich wenig fesseln, denn ich kannte hier Niemanden, war außerdem verstimmt und hatte offen gestanden das Reisen herzlich satt. Daher blieb ich blos einen Tag daselbst und begnügte mich mit dem flüchtigem Besuch der prächtigen

St. Gudulakirche, des königlichen Museums und einer der hauptsächlichsten Spitzenfabriken. Schon den folgenden Morgen reiste ich auf der Eisenbahn nach Aachen und betrat um 12 Uhr Mittags nach mehr als zweijähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder den Boden des deutschen Vaterlandes.

Anhang.

I.

Maurische Romanzen.

Die „Moresken" oder maurischen Romanzen zerfallen ihrem Gegenstande nach in zwei Classen, nämlich heroische und erotische. Die ersteren besingen historisch begründete Ereignisse aus den Zeiten der Maurenkriege, letztere galante Abentheuer der Mauren und spanischen Ritter, die wohl größtentheils erdichtet sein mögen. In diesen ergeht sich die Phantasie der Dichter gewöhnlich in bombastischen, zum Theil lächerlichen Schilderungen des Waffenschmucks der Ritter und der Schönheit der Damen, in höchst gesuchten Bildern und faden Wortspielen, weshalb die erotischen Moresken der Mehrzahl nach einen nur sehr geringen poetischen Werth besitzen. Aus diesem Grunde will ich hier kein Beispiel von dieser Romanzengattung anführen, um so mehr, als sich die erotischen Moresken im Munde des Volkes wenig oder gar nicht erhalten haben. Anders ist es mit den heroischen. Diese sind zum Theil Meisterwerke der Volkspoesie zu nennen und viele derselben noch heut zu Tage unter dem Volke verbreitet. Ich selbst habe drei der hier mitgetheilten Balladen (No. 3 — 5) zu verschiedenen Zeiten recitiren und singen hören. Ich gebe sie hier so, wie sie in den spanischen Schriftstellern verzeichnet stehen, denn das Volk recitirt

ein und dieselbe Romanze oft in sehr verschiedener Weise, wie es mit allen Volksgesängen zu gehen pflegt. Die beiden ersten, welche ich der „Geschichte der Moriscos" vom Grafen Albert de Circourt entnommen habe, stehen in einem alten historischen Werke des sechzehnten Jahrhunderts von Argote de Molina, betitelt: „Nobleza del Andalucia," die übrigen vier in der Chronik von Ginez Perez de Hyta.

Die „Romances moriscos" sind anmuthiger, eleganter und wohlklingender als die „Romances historicos" oder ältern Romanzen, zu denen die Romanzensammlung gehört, welche die Thaten des Cid besingt. Wie diese bestehen sie fast durchgängig aus vierfüßigen trochäischen Versen und besitzen keine Reime, sondern Assonanzen. Die Assonanz befindet sich immer im zweitem Verse, ist vom Anfang bis zum Ende gleich und bald ein-, bald zweisilbig. Bei der Uebersetzung ist es in den meisten Fällen unmöglich, dieselbe Assonanz wiederzugeben, welche das Original enthält. Auch ist es mir nicht immer gelungen, ein und dieselbe Assonanz vom Anfang bis zum Ende beizubehalten. —

1.

El asalto de Baëza.

„Moricos, los mis Moricos,
Los que ganays mi soldada,
Derribádeame á Baëza,
Essa villa torreada.
Y á los viejos y los niños
Los traed en cavalgada,
Y á los mozos y varones
Los meted todos á esspada.
Y á esse viejo Pero Diaz

Der Angriff auf Baëza.

„Mauren, meine lieben Mauren*),
Die Ihr lebt von meinem Solde,
Reißt mir nieder doch Baëza,
Jene Stadt mit Thurmeskrone.
Und die Greise und die Kinder
Bringt sie an dem Schweif der Rosse,
Doch die Bursche und die Männer
Mögt Ihr allesammt ermorden.
Und den alten Pero Diaz

*) Es spricht Mohammed VII., König von Granada.

Prendedmelo por la barba,	Greift mir ihn bei seinem Barte,
Y aquessa linda Leonor	Als Geliebte soll mir dienen
Será mi enamorada.	Seine schöne Leonore.
Ydvos, capitan Vanegas,	Auf, geht, Capitän Vanegas,
Porqué venga mas honrada,	Damit sie geehrter komme,
Que, si vos soys mandadero,	Denn gewiß ist mir das Schicksal
Cierta será la jornada.“	Dieses Tags, seid Ihr der Bote.“

Hier ist die Assonanz zweisilbig auf a — a lautend. In der Uebersetzung habe ich eine Assonanz auf o — e versucht. Das Ereigniß, auf welches sich diese Romanze bezieht, fand im Jahr 1407 vom 17. zum 20. August statt. Siehe oben p. 120.

2.

La prision del obispo Don Gonzalo.	Die Gefangennahme des Bischofs Don Gonzalo. (S. Band II, p. 84.)
Dia era de San Anton,	Festtag war's von San Anton,
Esse sancto señalado,	Jenem Heiligen hochgelobet,
Cuando salen de Jaen	Als zur Stadt Jaen hinaus
Quatrocientos hijosdalgo [1]),	Viermalhundert Ritter zogen.
Y de Ubeda y Baëza	Und von Ubeda und Baeza
Se salian otros tantos,	Sah man ebenso viel kommen,
Mozos deseosos de honra	Alle sehr verliebte Bursche,
Y los mas enamorados.	Dürstend heiß nach Ruhm und Lobe.
En brazos de sus amigas	In den Armen ihrer Liebchen
Van todos juramentados	Hatten all sich hoch verschworen,
De no volver á Jaen,	Nicht zu kehren nach Jaen,
Sin dar Moro en aguinaldo.	Ohn' Geschenk gefang'ner Mohren.
La seña que ellas llecaban	Eines Hahnes Federstutz
Es pendon rabo de gallo,	Hatten sie zur Fahn erkoren,
Por capitan se lo llevan	Und der Bischof Don Gonzalo
Al obispo Don Gonzalo,	War ihr Capitän geworden.
Armado de todas armas	Dieser reitet einen Schweißfuchs,

1) Alt, für hidalgos.

En un cavallo alazano;
Todos se visten de verde,
El obispo azul y blanco.
Al castillo de la Guárdia
El obispo avia llegado;
Saléselo á recibir
Mexia, el noble hidalgo.
„Por dios, os ruego, el obispo,
Que no passedes el vado,
Porqué los Moros son muchos,
A la Guardia avian llegado.
Muerto me han tres cavalleros,
De que mucho me ha pesado:
El uno era tio mio
Y el otro mi primo hermano,
Elotro es un pajecito
De los mios mas preciado.
Demos la vuelta, Señores,
Demos la vuelta á enterrallos [1]),
Haremos á Dios servicio,
Honraremos los cristianos.“
Ellos estando en aquesto [2])
Llegó Don Diego de Haro:
„Adelante, cavalleros,
Que me llevan el ganado;
Si de algun villano fuera,
Ya lo huvierades quitado.
Empero alguno está aqui,
Que le plaze de mi daño;
Non cale decir quien es,
Que es el del roquete blanco.“
El obispo que lo oyera
Dió de espuelas al cavallo;

Ist gewaffnet aller Orten;
Alle gehen grün, der Bischof
Prangt in blau und weißem Rocke.
Beim Castell von La Guardia
War der Bischof angekommen,
Als er sah den edlen Ritter
Mexia entgegenkommen.
„Ach, um Gott, ich bitt' Euch, Bischof,
Geht nicht weiter, denn der Mohren
Sind gar viele, sind vor Kurzem
Bis la Guardia gekommen.
Drei der besten Ritter haben
Mir zum Leide sie ermordet:
Einer war mein nächster Vetter
Und der andere mein Onkel,
Und der dritt' ein tapfrer Degen
Von der allerbesten Sorte.
Kehren wir zurück, ihr Herren,
Dreh'n wir um, sie zu bestatten,
Wenn wir Gott 'nen Dienst erweisen
Und die Christen ehren wollen.“
Während sie noch sprachen, sah'n sie
Don Diego de Haro kommen:
„Vorwärts, edle Herrn, die Feinde
Mir das Vieh entführen wollen;
Ja, wenn's Bauern angehörte,
Hättet Ihr's schon weggenommen.
Aber einer stehet hier,
Der sich freut ob meines Schadens,
Nicht verschweig' ich, wer es ist,
'S ist der dort im weißem Rocke.“
Als der Bischof solches hörte,
Gab er seinem Pferd die Sporen

---

1) Alt für enterrarlos.
2) Alt für aquello.

El cavallo era ligero,	Und sprang von des Walles Böschung
Saltado avia de un vallado,	Rasch hinab mit seinem Rosse,
Mas al salir de una cuesta,	Doch als Ansicht einer Ebene
A la asomada de un llane,	Er von einer Lehn' bekommen,
Vidó [1]) mucha adarga blanca,	Sah er viele rothe Burnus,
Mucho albornoz colorado,	Viele weiße Schild' der Mohren
Y muchos hierros de lanzas	Und viel Lanzenspitzen glänzten
Que relucian en el campo.	Auf dem Feld im Schein der Sonne.
Metido se avia por ellos	Wie ein kühner Löwe war er
Como leon denodado;	Mitten unter sie gekommen
De tres batallas de Moros	Und von drei Schlachtreihn der Mauren
La una ha desbaratado,	Hatt' die ein' er bald gebrochen,
Mediante la buena ayuda	Unterstützet von den Seinen,
Que en los suyos ha hallado.	Die zu seinem Schutz gekommen.
Aunque algunoe dellos mueren,	Wer von diesen ward erschlagen,
Eterna fama han ganado.	Hat doch ew'gen Ruhm gewonnen.
Los Moros son infinitos,	Zahllos sind die Feind', sie hatten
Al obispo avian cercado;	Bald den Bischof ganz umschlossen,
Cansado de pelear	Rissen drauf vom Kampf ermüdet
Lo derriban del cavallo,	Ihn herab von seinem Rosse,
Y los Moros victoriosos	Und zu ihrem König brachten
A su rey lo han presentado.	Ihn die siegestrunk'nen Mohren.

Hier ist die Assonanz ebenfalls zweisilbig, auf a — o lautend. In der Uebersetzung habe ich mich der Assonanz auf o — e bedient.

3.

¡Ay de mi, Alhama!	Wehe mir, Alhama!
Passeábase el rey Moro	Der Maurenkönig ritt spazieren
Por la ciudad de Granada,	Durch die Straßen von Granada,
Desde las puertas de Elvira	Von dem Thore von Elviren
Hasta las de Vivarrambla.	Bis zu dem der Vivarrambla.
¡Ay de mi, Alhama!	Wehe mir, Alhama!

1) Alt für vió.

Cartas le fueron venidas,
Que Alhama era ganada;
Las cartas echó en el fuego
Y al mensagero matava.
¡Ay de mi, Alhama!

Hombres, niños y mugeres
Lloran tan grande perdida,
Lloraban todas las damas
Cuantas en Granada avia.
¡Ay de mi, Alhama!

Por las calles y ventanas
Mucho luto parecia,
Llora el rey como fembra,
Que es mucho lo que perdia.
¡Ay de mi, Alhama!

„Este romance se hizo en arábigo en aquella occasion de la pérdida de Alhama, el que era muy doloroso y tanto, que vino á vedarse en Granada que ne le cantasen, porqué cada vez, que le cantavan, en cualquiera parte provocaba á dolor.“

Hyta.

Daß Alhama sei gefallen,
War die Kunde ihm geworden;
In die Gluth warf er die Briefe
Und den Boten ließ er morden.
Wehe mir, Alhama!

Alles, Männer, Kinder, Frauen,
Weinet ob des großen Schadens,
Weinend standen alle Damen,
So da lebten in Granada.
Wehe mir, Alhama!

In den Gassen, in den Fenstern
Zeigten sich viel Trauerleute,
Wie ein Weib weint auch der König,
Denn sehr viel verlor er heute.
Wehe mir, Alhama!

„Diese Romanze ward in arabischer Sprache gedichtet bei Gelegenheit des Verlustes von Alhama und war so kläglich, daß man sie (nach der Eroberung) in Granada zu singen verbot, weil sie jedes Mal, wenn sie gesungen wurde, aller Orten den größten Schmerz hervorrief.“

Hyta.

Diese nach dem eben angeführtem Zeugniß Hytas wirklich von den Mauren herrührende und wahrscheinlich unvollständige Dichtung ist nicht sowohl eine Romanze als ein Lied. Daher wechselt hier die Assonanz. In den beiden ersten Strophen lautet sie auf a — a, in der dritten und vierten auf i — a. Ueber den Gegenstand dieses Liedes siehe Band II, p. 43.

La salida de Boabdil para Lucena.	Der Auszug Boabdil's gegen Lucena.
	(Siehe Band II, p. 45.)
Por esa puerta de Elvira	Durch jenes Thor von Elvira
Sale muy gran cabalgada:	Zieh'n aus viel Reiterschaaren;
Cuanto del hidalgo moro,	Wie viel giebt's der Maurenritter,
Cuanto de la yegua baya,	Wie viel Stuten, braun von Farbe,
Cuanta pluma y gentileza,	Wie viel Edelleut' mit Federn
Cuanto capellar de grana,	Und mit Scharlachmänteln prangend,
Cuanto bayo borcegui [1]),	Wie viel braune Stiefeletten,
Cuanto raso, que se esmalta,	Wie viel Atlas schillerfarben,
Cuanto de espuela de oro,	Wie viel silberne Steigbügel,
Cuanta estribera de plata!	Wie viel Sporn' mit goldnem Rade!
Toda es gente valerosa	Alle sind sie tapfre Leute,
Y esperta para batalla.	Heiß begehrend blut'ge Schlachten.
En medio de todos ellos	Und inmitten Aller reitet
Va el rey Chico de Granada,	König Chico von Granada,
Mirando las damas moras	Während schau'n die Maurendamen
De las torres del Alhambra,	Von den Thürmen der Alhambra.
La reyna mora su madre	Doch die Kön'gin, seine Mutter,
De esta manera le habla:	Redet also, ihn entlassend:
„Alá te guarde, mi hijo,	„Allah bewache, o Sohn, Dich,
Mahoma váya en tu guarda!“	Mahomet sei Deine Wache!“

Auch hier ist die Assonanz zweisilbig und zwar a — a. In der Uebersetzung habe ich sie in a — e verwandelt.

5.

La batalla del Rio Verde.	Die Schlacht am Rio Verde.
	(Siehe Band II, p. 332 u. 333.)
Rio verde, Rio verde,	Rio Verde, Rio Verde,
Tinto vas en sangre viva,	Roth gefärbt sind Deine Fluthen

---

1) Borcegui, arabisches Wort, eine eigenthümliche Art von Halbstiefeln oder Gamaschen von orangefarbenem Leder, deren sich die Mauren zu bedienen pflegten.

En sangre de los cristianos
Y no de la Moreria:
Entre ti é Sierra Bermeja
Murió gran caballeria,
Murieron duques y condes,
Señores de gran valia.
Alli murió Urdiales,
Hombre de valor y estima.
Huyendo va Saavedra
Por una ladera arriba,
Tras el iba un renegado,
Que muy bien le conocia.
Con algazara muy grande
Desta manera decia:
„Date, date, Saavedra,
Que muy bien te conocia;
Bien te vidé [1]) jugar cañas
En la plaza de Sevilla
Y bien conoci á tus padres
Y á tu muger doña Clara.
Siete años fui tu cautivo
Y me diste mala vida,
Y ahora lo serás mio
O me costará la vida."
Saavedra que lo oyera
Como un leon revolvia;
Tirole el Moro un cuadrillo
Y por alto hizo la via.
Saavedra con su lanza
Duramente le heria,
Cayó muerto el renegado
De aquella grande herida.
Cercaron á Saavedra
Mas que mil Moros que havia,

Vom lebend'gem Blut der Christen
Und nicht von der Mauren Blute:
Zwischen Dir und Sierra Bermeja
Starben viele brav' und gute
Ritter, Grafen und Herzöge,
Herren von gar großem Muthe.
Dort verschied auch Urdiales,
Mann von Tapferkeit und Ruhme.
Fliehend eilet Saavedra
Aufwärts an des Berges Runde,
Ihn verfolgt' ein Renegate,
Der ihn kannte, sonder Ruhe
Und brach aus in diese Worte
Mit laut schall'ndem Hohnesrufe:
„Auf, ergieb Dich, Saavedra,
Denn sehr wohl muß ich Dich kennen;
Oft sah ich Dich in Sevilla
Auf dem Platz bei'm Lanzenrennen,
Gut auch kannt' ich Deine Aeltern,
Deine Gattin Doña Clara.
Sieben Jahr war ich Dein Sclave,
Hatte ein gar schlechtes Leben,
Und jetzt sollst Du sein der meine
Oder es koste mir das Leben."
Saavedra, der dies hörte,
Wand sich um mit Löwenmuthe;
Einen Pfeil sandt' ihm der Maure,
Doch er streift' ihn kaum am Hute.
Saavedra mit der Lanze
Hierauf tödtlich ihn verwundet,
Niederstürzt der Renegate,
Sterbend an der schweren Wunde.
Jetzt umringten Saavedra
Mehr als tausend Maurenkrieger,

1) Alt für ví.

Hicieronle mil pedazos
Con saña que le tenian.
Don Alonso en este tiempo
Muy gran batalla hacia,
El caballo le habian muerto,
Por muralla le tenia,
Y arrimado á un gran peñon
Con valor se defendia.
Muchos Moros tiene muertos,
Pero poco le valia,
Porqué sobre el cargan muchos
Y le dan grandes heridas,
Tantas que cayó alli muerto
Entre la gente enemiga.
Tambien el conde de Ureña
Mal herido en demasia
Se sale de la batalla
Llevado por una guia,
Que sabia bien la senda,
Que de la sierra salia.
Muchos Moros deja muertos
Por su grande valentia.
Tambien algunos se escapan
Que al buen conde le seguian.
Don Alonso quedó muerto
Recobrando nueva vida
Con una fama immortal
De su esfuerzo y valentia.

Hieben ihn in tausend Stücken
In der Wuth, die sie erfüllte.
Furchtbar focht der edle Feldherr
Don Alphons zu dieser Stunde,
Hingemordet lag sein Schlachtroß,
Er als Mauer es benutzte
Und gelehnt an einen Felsen
Kämpfte er mit tapferm Muthe.
Viele Feind' hatt' er erschlagen,
Aber wenig es ihm nutzte,
Denn ihn überfallen viele,
Ihm versetzend tiefe Wunden,
So daß in der Feinde Mitte
Er hinsank in seinem Blute.
Auch der tapfre Graf Ureña
Flieht im Uebermaß verwundet
Aus der Schlacht, geführt von einem,
Der besaß genaue Kunde
Von den Wegen, welche führten
Aus der Berge dunkeln Schlunde.
Viele Feind' läßt er erschlagen,
Opfer seines Heldenmuthes.
Noch entkommen ein'ge Andre,
Die gefolget seinen Spuren.
Don Alphons, er war gestorben,
Doch umstrahlt von ew'gem Ruhme
Nahm ihn auf ein neues Leben
Als Belohnung seines Muthes.

Die ebenfalls zweisilbige Assonanz dieser Romanze, einer der schönsten Moresken, lautet auf i — a. In der Uebersetzung habe ich eine auf u — e versucht, doch ist es mir nicht gelungen, sie constant durchzuführen. —

6.

El sitio de Galera.

Mastredaxes marineros
De Huescar y otro lugar
Han armado una galera
Que no la hay tal en la mar.
No tiene velas ni remos
Y navega y hace mal.
El castillo de la popa
Tiene muy bien que mirar.
La carena es una peña
Muy fuerte para espantar,
Quien supo galafatarla,
Bien sabe galafatar.
No lleva estopa ni brea
Y el agua no puede entrar,
Sino por escotillon
Hecho á costa principal.
Marinero que la rige
Sarracino es natural,
Criado acá en nuestra España
Por su mal y nuestro mal.
Abenhozmin ha por nombre
Y es hombre de gran caudal,
Confiado en su galera
Va diciendo este cantar:
„Galera, la mi galera,
Dios te me guarde de mal,
De los pèligros del mundo
Y del principe Don Juan
Y de su gente española,
Que te viene á conquistar;
Si deste golfo me sacas

Die Belagerung von Galera.

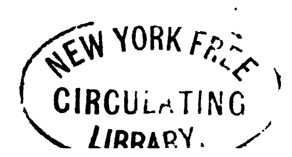
(Siehe Band III, p. 89.)

Wohlerprobte Schiffebauer
Von Huescar und anderm Land
Bauten einstmals 'ne Galeere,
Wie's zur See noch keine gab.
Segel hat sie nicht, noch Ruder,
Fährt und raubt doch allerhand.
Wohl ist würdig der Betrachtung
Ihr Castell am Sternenrand.
Statt des Kiels dient ihr ein Felsen,
Als gar furchtbar fest bekannt,
Wer sie zu kalfatern wußte,
Zu kalfatern wohl verstand.
Werg giebt's nicht, noch Theer, doch dringet
Nie das Wasser durch die Wand,
Wenn's nicht ist durch eine große
Luke an des Sternes Rand.
Seemann, so das Ruder führt, ist
Ein geborner Muselmann,
Auferwachsen hier in Spanien
Ihm und uns zur bösen Qual.
Abenhozmin heißt sein Name,
Ist ein gar geschickter Mann,
Fest vertrauend seinem Schiffe
Hebt er dieses Loblied an:
„Allah schütze Dich, mein Schifflein,
Stets vor Uebeln aller Art,
Schütz' Dich vor der Welt Gefahren
Und vor'm Prinzen Don Juan
Und vor seinem span'schem Volke,
Das da kommt, um Dich zu fahn;
Wenn aus diesem Golf Du führst mich,

Delante pienso pasar
A la vuelta de Toledo.
Madrid y el Escorial,
El Pardo y Aranjuez
Los presumo visitar
Y llegar á las Asturias,
Do [1]) otra vez pudo llegar
Abenhozmin mi pasado,
Que vino de allende el mar
Y posseyó las Españas
Casi mil años y mas."
Estas palabras diciendo
La galera fué á encallar;
No puede ir adelante
Ni puede volver atras.
Cristianos la rodearon,
Para haberla de tomar;
Toda es gente belicosa
Y con ellos el gran Don Juan.
Comienzan de combatirla
Y ella quiere pelear,
Sin darse á ningun partido,
Antes quiere alli acabar.
Fuertemente la combate
El de Austria, sin la dejar,
Con cañones esforzados
Comienza á cañonear.
Poco vale combatirla,
Que es fuerte para espantar,
Hasta que le arrojan dentro
Pólvora, fuego, alquitran,
Con que le dan cruda guerra
Y al fin la hacen volar: —

Denk' ich, daß ich segeln kann
Weit hinein jenseits Toledo.
Madrid und den Escorial,
Den Pardo und Aranjuez
Hoff' ich zu besuchen dann
Und zu gehn bis nach Asturien,
Bis wohin mein großer Ahn
Abenhozmin drang, der einstmals
Ueber's Meer herüber kam
Und an tausend Jahr und länger
Spanien als Herr besaß."
Noch stand redend so der Maure,
Als das Schiff gescheitert war;
Nicht kann's fernerhin mehr vorwärts
Segeln, noch es rückwärts kann,
Denn es ist umringt von Christen,
Die gewillt sind, es zu fahn;
Tapfre Krieger sind sie alle
Und mit ihnen ist Don Juan.
Man beginnt es zu berennen,
Doch das Schiff kämpft wie ein Mann,
Will nichts hören von Ergebung,
Sieht den Tod viel lieber nah'n.
Heftig stürmt, ohn' es zu lassen,
Der von Oestreich, was er kann,
Mit Geschütz von schwer Kaliber
Fängt er's zu beschießen an.
Wenig frommet all das Schießen,
Denn fest ist des Schiffes Wall,
Bis in seinen Bauch sie werfen
Pulver, Feuer, Oel und Thran.
Grausam sprengt man nun das Schiff-lein
In die Luft und stürmt hinan: —

1) Alt für adonde.



Asi acabó esta galera	Solches End' nahm die Galeere,
Sin poder mas navegar.	Die nun nicht mehr segeln kann.

Hier ist die Assonanz einsilbig, auf a lautend. Diese läßt sich im Deutschen wiedergeben. —

II.

Andalusische Volkslieder.

Die Andalusier besitzen eine große Menge von „Canciones" oder Volksliedern, welche theils unter dem Volke selbst enstanden, theils von lyrischen Dichtern für das Volk gedichtet worden sind und sich später allgemein verbreitet haben. Ich theile hier diejenigen mit, welche während meines Aufenthalts in Andalusien am meisten en vogue waren. Die Melodieen dieser Lieder, besonders der neueren, sind zum Theil sehr hübsch, gar nicht so eintönig und melancholisch wie die der Romanzen. Sie sind nämlich nicht vom Volke selbst gemacht, wie es bei denen der Romanzen der Fall ist, sondern Schöpfungen tüchtiger Componisten. Das Metrum der Canciones ist sehr verschieden, doch herrscht auch bei ihnen das vierfüßig-trochäische vor. Sie sind theils gereimt, theils blos assonirend; oft sind Reime und Assonanzen durch einander gemengt. Ihr hauptsächlichster Werth besteht in dem Wohlklang der Verse, denn ihr Inhalt ist häufig nichts weniger als poetisch. Deshalb verlieren sie bei der Uebersetzung ungeheuer. Dazu kommt, daß sie von volksthümlichen Redensarten und Ausdrücken wimmeln, die in einer andern Sprache wiederzugeben rein unmöglich ist. Die

beliebtesten Gegenstände der andalusischen Canciones sind die Stiergefechte, die Majos, das Contrebandistenhandwerk und die Geschlechtsliebe. Die erotischen Lieder athmen häufig eine so glühende Sinnlichkeit, daß man es kaum wagen kann, sie wörtlich in die Sprache eines Volkes zu übertragen, welches weniger heiß und leidenschaftlich fühlt als die Söhne des Südens. Bei der Uebersetzung der folgenden Canciones habe ich mich vorzugsweis bemüht, das Metrum möglichst getreu wiederzugeben. Wo es mir möglich war, habe ich auch den Reim oder wenigstens die Assonanz angewendet; doch ist mir dies nicht überall gelungen. Da diese Lieder zum Theil in andalusischer Mundart gedichtet sind, so erlaube ich mir einige erläuternde grammaticalische Anmerkungen, um denjenigen meiner Leser, welche einige Kenntniß der castilianischen Sprache besitzen, das Verständniß der Originale zu erleichtern.

1.

El Potrito.	Das Füllen.
Tengo yo un potrito bayo,	Mein ist ein braunes Füllen,
Que se muere por las yeguas,	Welches stirbt für die Stuten,
Y yo, como zoy [1]) su amo,	Ich aber, der ich sein Herr bin,
Me muero por las doncellas.	Sterbe aus Lieb' zu den Jungfern.
¡Ay, potrito,	Ach, liebes Füllen,
Que bien galopeas,	Wie schön galoppirst Du,
Que bien te meneas!	Wie eilig entfliehst Du!
¡Ay, potrito,	Ach, liebes Füllen,
Yevame [2]) á ver mi morena!	Trag' mich zu meiner Brünette!
A las doce de la noche	Nachts um die zwölfte Stunde,
Cuando el gallo cacarea,	Wenn fängt der Hahn an zu krähen,

1) Zoy, andalusisch für soy.

2) Yevame, and. für llevame. Die Andalusier, besonders die Bewohner Niederandalusiens, verwandeln das doppelte l zu Anfang der Wörter fast regelmäßig in y.

Pide mi potrito un pienso	Fordert mein Füllen sein Futter
Y su amo se lo echa.	Und ich, sein Herr, es ihm gebe.
¡Ay, potrito,	Ach, liebes Füllen,
Que bien galopeas,	Wie schön galoppirst Du,
Que bien te meneas!	Wie eilig entfliehst Du!
¡Ay, potrito,	Ach, liebes Füllen,
Yevame á ver mi morena!	Trag' mich zu meiner Brünette!
Este potrito, ceñores [1]),	Eine Bäck'rin kaufte,
Lo compró una panadera,	Meine Herren, das Füllen,
Lo compró para su gusto	Kaufte es, um's zu besteigen,
Y montallo [2]) cuando quiera.	Wann es ihr immer gefiele.
¡Ay, potrito,	Ach, liebes Füllen,
Que bien galopeas,	Wie schön galoppirst Du,
Que bien te meneas!	Wie eilig entfliehst Du!
¡Ay, potrito,	Ach, liebes Füllen,
Yevame á ver mi morena!	Trag' mich zu meiner Brünette!

Hier ist nur der Refrain, dessen kein andalusisches Volkslied entbehren darf, gereimt. Die Strophe selbst besitzt blos eine Assonanz auf e — a, die wie bei den Romanzen im zweitem Verse liegt und durch das ganze Gedicht dieselbe bleibt.

2.

El Preso.	Der Gefangene.
En la carcel estoy preso,	In dem Kerker sitz ich feste
Porqué di una puñalá [3]),	Wegen eines Messerstichs,
Que la jembra [4]) que tenia	Denn das Mädchen, das ich liebte,
Me la querian quitar.	Wollte man entführen mir.
¡Carcelero,	Kerkermeister,

1) Cenores, and. für senores.
2) Montallo für montarlo.
3) Punalá, and. für punalada.
4) Jembra, and. für hembra. Die Andalusier pflegen das h im Anfange der Wörter gewöhnlich in den scharfen Kehllaut j zu verwandeln.

Venga usté [1]) acá!	Kommet her zu mir!
Que á mi jembra	Denn mein Mädchen
Quiero jablar [2]).	Sprechen ich will.
¡Oïga uzté, mozo,	Höret doch, Bursche,
Venga uzté acá!	Kommet her zu mir!
Que la jembra, que tenia	Denn das Mädchen, das ich liebte,
Me quieren maltratar,	Ach, sie woll'n mißhandeln sie!
Si, venga, vente para acá.	Ja, komm her, komm her zu mir.
La gracia de mi morena	Ach, die Anmuth meines Liebchens
Es del cielo, angelical,	Ist gar himmlisch, engelgleich,
Vale mas que toa [3]) España	Gilt mir mehr als wie ganz Spanien
Con su corona real.	Sammt der Kron' des Königreich.
¡Carcelero,	Kerkermeister,
Venga uzté acá! etc.	Kommet her zu mir! 2c.
Si yo la viera con otro	Säh' ich sie bei einem Anderm
O la oyera yo jablar,	Oder hört' sie sprechen blos,
Tirara de mi cuchillo,	Würde ich mein Messer ziehen,
Le diera de puñalá!	Ihr versetzen Stoß um Stoß.
¡Carcelero,	Kerkermeister,
Venga uzté acá! etc.	Kommet her zu mir! 2c.

Dieses Gedicht ist gar nicht gereimt, sondern besitzt blos eine einsilbige Assonanz auf a, die selbst im Refrain beibehalten ist.

3.

El Jaque [4]).	Das Contrebandistenpferd.
Cancion Rondena.	Volkslied von Ronda.
Tu, zandunga [5]) y un cigarro	Du, mein Mädchen, ein Cigarro,
Y una caña de Jerez,	Und 'ne Flasche Jerezwein,

1) Uzté, and. statt usted.

2) Jablar, and. für hablar.

3) Toa, and. für toda.

4) Jaque oder ahaca, arabisches Wort, einen mittelgroßen, kräftigen, schnellfüßigen Hengst bedeutend.

5) Zandunga, and. Wort, ein brünettes, verliebtes, leidenschaftliches Mädchen.

Mi jamelgo [1]) y mi trabuco,
¿Qué mas gloria puede haber?
¡Ay, manola, qué jaleo!
No ya tanto zarandeo [2]),
Que me turbo, me mareo
Solo á ver tu guardapies [3]).
¡Ay, meneate, gachona!

¡Ay, que me viene la ronda á prender!

Du, mein Pferd und mein Trabuco,
Kann die Lust noch größer sein?
Ach, Manola, welch Vergnügen
Wollst Dich nicht so sehr anschmiegen,
Denn ich möcht den Schwindel kriegen
Blos beim Anschaun Deines Rocks.
Auf, mach' schnell, heißblüt'ge Schöne!

Auf, schon kommt die Wache, mich zu fahn!

En tu traje no hay engrudos
Ni postizos ni almidon,
Que tu terre [4]) y pantorilla
De carne maciza son.
Los uzias [5]) gastan fraque
Y las damas meriñaque [6]),
Mas la maja de este jaque
Solo yeva guardapies.
¡Ay, meneate gachona! etc.

Ohne Watt' und falsche Hüften,
Ohne Pappe ist Dein Kleid,
Denn in üpp'ger Fülle schwellen
Deine Glieder und Dein Leib.
Gnäd'ge Herren gehn im Fracke
Und die Frau'n in Meriñaque,
Doch die Maja dieses Jaque
Trägt blos einen Spitzenrock.
Auf, mach' schnell, heißblüt'ge Schöne! 2c.

Cuando en ancas de mi potro
Yo te yevo á pasear,
Tos [7]) los guardas de las puertas
Se acercan de mi á fisgar.

Reitest Du mit mir spazieren
Sitzend hinter mir zu Roß,
Kommt heran, sich zu moquiren,
Stets der Pförtner ganzer Troß.

---

1) Jamelgo, gleichbedeutend mit jaque und ahaca.

2) Zarandeo, Substantivum, abgeleitet von dem Zeitwort zarandear, sich in heftiger Bewegung befinden.

3) Guardapies, mit Spitzen garnirter Unterrock der Majas.

4) Terre, Wort aus der Zigeunersprache, gleich culo, französisch cul.

5) Uzia, andalusische Zusammenziehung aus vuestra senoria, eure Herrlichkeit. Als Substantivum gebraucht, el uzia, bedeutet es einen vornehmen, modisch gekleideten Herrn, einen Stutzer.

6) Merinaque, wörtlich Merinobock; scherzhafte andalusische Bezeichnung des cul de Paris.

7) Tos, and. statt todos.

¡ Ay, qué gente tan ladina,
Tan curiosa y tan endina !
Mas yevando carabina
¿ Quien te toca al guardapies ?
¡ Ay, meneate, gachona ! etc.

Ach, wie schlau sind diese Leute,
Wie erfüllt von Schadenfreude !
Doch die Büchs' an meiner Seite,
Wer rührt an mir Deinen Rock ?
Auf, mach' schnell, heißblüt'ge Schöne! ꝛc.

Cuando sales á la calle,
Por cualquier' parte que vas,
Los hombres al ver tu talle
Se marchan tooz [1]) detras.
¡ Quién te ofende, cielo mio !
Que á tooz los desafio,
Porqué me entra el desvario
Solo al ver tu guardapies.
¡ Ay, meneate, gachona ! etc.

Wenn Du gehest auf die Straße,
Mögst Du gehn, wo Dir's gefällt,
Folgen Dir ob Deiner Taille
Alle Männer in der Welt.
Wer beleidigt Dich, mein Leben !
Allen würd' den Tod ich geben,
Denn mich faßt des Wahnsinns Beben
Seh' ich Deinen Spitzenrock.
Auf, mach' schnell, heißblüt'ge Schöne ! ꝛc.

Yo no la temo á la ronda
Aunque me venga á prender,
Con mi trabuco y tu garbo
Bien me puedo defender.
Que la soberbia me irrita
Y tu hermosura me escita
Y el corazon me palpita
Solo al ver tu guardapies.
¡ Ay, meneate, gachona ! etc.

Nein, ich fürchte nicht die Wache,
Komm' sie auch, um mich zu fahn,
Mit 'ner Flint' und Deiner Anmuth
Ich mich wohl vertheid'gen kann.
Denn Dein Reiz bringt mich von Sinnen,
Zornig möcht' ich gleich beginnen
Und das Herz will mir zerspringen,
Seh' ich Deinen Spitzenrock.
Auf, mach' schnell, heißblüt'ge Schöne ! ꝛc.

Si te mira algun uzia
Y te quiere requebrar,
Me rio que un lechuguino [2])
A ti te quiere gozar.

Wenn ein Stutzer nach Dir blicket,
Dir den Hof macht in der Still',
Lache ich, daß so ein Dummhut
Deine Reiz' genießen will.

---

1) Tooz, andalusisch für todos.

2) Lechuguino, verächtliches Schimpfwort, wörtlich einen Salatkopf bedeutend.

Zoy valiente sin segundó
Con genio tan iracundo
Que mientras yo esté en el mundo
¿Quién te toca al guardapies?
¡Ay, meneate, gachona! etc.

Tapfer bin ich wie kein zweiter
Und ein so jähzorn'ger Streiter,
Daß zu meines Lebens Zeiten
Niemand rührt an Deinen Rock.
Auf, mach' schnell, heißblüt'ge Schöne! ꝛc.

Con tu pierna y tu talle
Vas derramando la sal
Y á los hombres dejas muertos
Con tu modo de mirar.
¿Quién me disputa el derecho
De gozar tu blanco pecho,
Cuando me encuentro deshecho
Al mirar tu guardapies?
¡Ay, meneate, gachona! etc.

Ja, Dein Wuchs und Deine Glieder
Sind von Anmuth ganz umstrahlt,
Todeswunden schlägt Dein Auge
Jedem Mann, der sich Dir naht.
Wer doch wehrt mirs, Dich zu küssen,
Deine Reize zu genießen,
Wenn ich möcht' vor Lust zerfließen
Beim Erblicken Deines Rocks?
Auf, mach' schnell, heißblüt'ge Schöne! ꝛc.

Eres tan zaragatera
Cuando empiezas á bailar,
Que con ese cuerpecito
Me jaces [1]) desesperar.
Otro salto que me obligas,
Vuélme [2]) á enseñar las ligas,
Que estoy pasando fatigas
Por mirar tu guardapies.
¡Ay, meneate, gachona! etc.

So ätherisch ist Dein Wesen,
Wenn zu tanzen Du beginnst,
Daß mit diesem schönem Leibe
Du mich in Verzweiflung bringst.
Noch 'nen Sprung, mich zu berücken,
Laß mich Deine Strümpfe blicken,
Müde bin ich vor Entzücken
Bei'm Anschauen Deines Rocks.
Auf, mach' schnell, heißblüt'ge Schöne! ꝛc.

4.

El torero de Sevilla.
Cancion Sevillana.

Cuando yo euelo en la plaza
Con esta facha tan tuna,

Der Stierkämpfer von Sevilla.
Sevillanisches Volkslied.

Wenn mit dieser kecken Haltung
Auf dem Platze ich erscheine,

1) Jaces, andalusisch statt haces.
2) Vuélme, statt vuelve me.

No hay moza guena [1]) ninguna,	Giebt's von hübschen Dirnen keine,
Que no repare en mi sal.	Die nicht säh' auf meinen Reiz.
Por una jembra y un toro	Alle meine Launen gelten
Tengo too mi capricho.	Blos den Weibern und den Stieren.
Si, mucho me gusta el vicho —,	Ja, das Thier ist hübsch — zu spüren
Mas me pesquisa una já [2]).	Scheint es 'was und kommt herbei.
Con mi muleta [3]) y mi espá [4])	Mit dem Stab und Schwerte mein
Tengo el mundo alborotao [5]).	Bring' ich alle Welt zum Toben.
¡Vaya un drapo bien sacao [6]),	Ha, ein Tuch gut aufgehoben!
Vaya una linda estocá [7])!	Ha, ein Stoß gar nett und fein!
Curillo ve con cudiao [8])	Daß das Thier noch kaum verwundet
Que el vicho está muy entero.	Sieht der Treiber mit Bedenken.
Guardamelo con salero	Mußt' auf kluge Art es lenken,
Y arrimalo jácia [9]) acá,	Drängen es an meine Seit',
A los pies deste pimpollo,	Vor die Füße jenes Stierleins,
Que yo venia dar la muerte;	Das da starb durch meinen Degen;
Dios me dé guena suerte,	Gott mög' gutes Glück mir geben,
Que ni un solo paso ha de dar.	Daß es auf der Stelle bleib'.
Con mi muleta y mi espá etc.	Mit dem Stab und Schwerte mein rc.
¡Cuela, toro! — Ay, que me teme!	Spring'an, Stier! — O weh, er scheut mich!
No le yames [10]) maldecio [11]),	Lock' ihn nicht, verdammter Bube,

1) Guena, andalusisch statt buena.

2) Já, arabisches Wort, gleichbedeutend mit cosa, Sache, Ding.

3) Muleta. So heißt der Stab, über welchen das rothe Tuch des Espada geschlagen ist.

4) Espá, verkürzt aus espada.

5) Alboratao = alborotado.

6) Sacao = sacado.

7) Estocá = estocada.

8) Cudiao, and. statt cuidado.

9) Jácia, and. statt hácia.

10) Yames, and. statt llames.

11) Maldecio, statt maldecido = maldito.

Que ese vicho está juio [1]).
Dejalo, que él colara,
Y rinde por uzté, graciosa,
Carita de clavellina —
¡Que me toquen la clarina,
Que esto se remató ya!
Con mi muleta y mi espá etc.

Denn dies Thier ist wie ein Jude,
Laß ihn, er kommt schon herbei;
Und vor Euch, graziöse Kleine,
Nelkenantlitz, soll er fallen —
Auf, laßt die Trompet' erschallen,
Denn zu End' ist es bereits!
Mit dem Stab und Schwerte mein &c.

5.

El Majo de Triana.

Si me remango el escotache [1])
Y enristro la serdañi [3]),
No hay un majo en toa Triana,
Que se plante delante de mi.
Porqué si toso y me planto —
¡Puñalá!
Se mueve á puñaos [4]) la gente

Y en pensar tan solamente,
Que yo me voy á enfaar [5]).

Esos ojos zandungueros
Me jacen tieso y churrús,
Porqué eres la mas gitana
De too el suelo andalúz.
Y si te ronda un majito —
¡Puñalá!

Der Majo in Triana.

Wenn ich aufstreif' meine Jacke
Und den Dolch nehm' in die Hand,
Wagt's kein Majo in ganz Triana
Ferner mir zu halten Stand.
Hust' ich nämlich und stell hin mich —
Bei meinem Stahl!
Schaarenweis flieh'n sie aus den Schranken
Und das blos bei dem Gedanken,
Daß ich zornig werden kann.

Jene Augen voll von Feuer
Flößen Kraft mir ein und Muth,
Denn die Schönst' in Andalusien
Bist Du von Zigeunerblut.
Und wenn Dich umschleicht ein Majo —
Bei meinem Stahl!

---

1) Juio, statt judio, der Jude, in figürlichem Sinne ein verschlagenes schlaues Wesen bezeichnend.

2) Escotache, kurze Jacke der Majos.

3) Serdani, Wort aus der Zigeunersprache, den Dolch bedeutend. Enristrar la serdani, den Dolch, d. h. die Navaja, zum Wurf wie einen Wurfspieß in die Hand nehmen.

4) A punaos = á punados, handvollweis.

5) Enfaar = enfadar.

Lo entre cojo y Jesu-Cristo
Has de contar que le has visto
De cuerpo presente ya [1]).

Bald soll er als Krüppel gehen,
Sollst ihn selbst als Leiche sehen
In leibhaftiger Gestalt.

6.

Los toros del Puerto.

Cancion Gaditana.

¡ Que vivan los cuerpos guenos,
Que viva la gente crua [2]) !
¡ Avichucho [3]),
Atrácame ese falucho !
¿ Quién se viene ? Quién se mua [4]) ?
Aqui tengo el cielo abierto —
¡ Que se larga mi falua ! —
¿ Quién se embarca ? Quién se embarca ?
¿ Quién se embarca para el Puerto ?

De bolina, caballeros,
Viento fresco [5]) y á los toros !
Gloria mia,
Mas dulce que la arropia,
Vámonos á Matamoros,
Aunque sea en un desierto,
Hasta que callen los toros.
¿ Quién se embarca ? Quién se embarca ? etc.

Das Stiergefecht im Puerto de Santa Maria.

Volkslied von Cadiz.

Hoch soll'n alle frischen Dirnen
Und des Volkes Stände leben !
He, Du Schlingel,
Jenes Boot herbei mir bringe !
Wer kommt ? Will sich Niemand regen ?
Offen stehn des Himmels Pforten —
Auf, mein Boot wird gleich fortgehen !
Wer steigt ein ? Schifft ein sich Keiner ?
Wer schifft ein sich nach dem Puerto ?

Von der Seite, gnäd'ge Herren,
Weht der Wind, auf, nach den Stieren !
Meine Wonne,
Süßer als Gebäck von Honig,
Gehen wir nach Matamoros,
Sei es auch in einer Wüste,
Bis verstummet sind die Toros.
Wer steigt ein ? Schifft ein sich Keiner ? rc.

---

1) Wörtlich : Du kannst darauf rechnen, daß Du ihn als Lahmen oder als Christus, d. h. so zerschlagen und verwundet, wie der gekreuzigte Christus, bereits leibhaftig in Deiner Gegenwart gesehen hast.

2) Crua, andalusisch statt cruda. La gente crua, d. h., das rohe gemeine Volk.

3) Avichucho, andalusisches Schimpfwort, eigentlich ein verreckter Vogel.

4) Quién se mua, andalusisch statt quién se mueve, wer bewegt sich ?

5) Viento de bolina, halber Wind, Wind von der Seite.

¿Quién se embarca! Quién se viene?
Mira y jala, periquyio [1])!
Señorita,
Levante uzté la patita
Y salte uzté ese barquillo
No se le ponga á uzté tuerto
El molde de ese morrillo.
¿Quién se embarca? Quién se embarca? etc.

Wer steigt ein? Will Keiner kommen?
Blick auf und juble, Zuckerpüppchen!
Auf, mein Dämchen,
Springen Sie in dieses Kähnchen,
Und erheben Sie Ihr Füßchen,
Dürfen nicht verdrehn die Augen
Wegen jenes kleinen Kiesels.
Wer steigt ein? Schifft ein sich Keiner? 2c.

¡A los toros, que ya es tarde!
Vamos, niñas perezosas!
Que como esta
No se os presenta otra fiesta
En que podeis las hermosas
Lucir vuestro talle esbelto
Y vuestra cara de rosa.
¿Quién se embarca? etc.

Schon ist's späte, zum Gefechte!
Träge Mädchen, auf, von dannen!
Denn wie dieser
Kommt nicht leicht ein Festtag wieder,
Wo Ihr, Schöne, könnet prangen
Lassen Eure schlanken Glieder,
Eure rosengleichen Wangen.
Wer steigt ein? Schifft ein sich Keiner? 2c.

No tengas mieo [2]) á la barra,
Que ya sube la marea.
¡Alza, niña!
Que esos ojos pien [3]) riña
Y no hay hombre que te vea,
Que no diga por muy cierto,
Que en tu sal no se emplea.
¿Quién se embarca? etc.

Fürchte nicht der Barre Brandung,
Schon beginnt die Fluth zu schwellen.
Steig' ein, Liebchen!
Kampflust sieht aus jenen Blicken,
Denn Niemand, der Dich gesehen,
Giebt's, der ganz gewiß nicht spräche,
Daß nach Deinem Reiz er strebe!
Wer steigt ein? Schifft ein sich Keiner? 2c.

Toma el agrio del limon
Si temes el marearte.
Sal bendita,
Que el viento nos precipita,

Nimm die Säure der Citrone,
Wenn die Seekrankheit Du fürchtest.
Gebenedeite,
Auf, der Wind treibt uns in's Weite,

1) Periquyio, andalusisch statt periquillo, eine Art Zuckerwerk.
2) Mieo, andalusisch anstatt miedo.
3) Pien für piden.

Y yo pretendo obsequiarte
Y con tu estrella prometo
Que lleguemos al instante.
¿Quién se embarca? etc.

Und ich strebe, Dir zu dienen,
Und von Deinem Stern geleitet
Woll'n wir schnell hinüberfliegen.
Wer steigt ein? Schifft ein sich Keiner? rc.

¡Que va á salir el vapor!
Date prisa, sal del mundo.
Que mi intento
Es el de cederte un asiento
Y en este mar tan profundo,
Si no te embarcas, voy muerto,
Porqué te amo sin segundo.
¿Quién se embarca? Quién se embarca?
Quién se embarca para el Puerto?

Auf, schon geht in See das Dampfschiff,
Eile Dich, Gewürz der Erde,
Denn mein Streben
Ist, Dir einen Sitz zu geben,
Und auf diesem tiefem Meere
Segl' ich todt, so Du nicht einsteigst,
Ich allein ja Dich verehre.
Wer steigt ein? Schifft ein sich Keiner,
Wer schifft ein sich nach dem Puerto?

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Berichtigungen.

Erster Band.

Seite 7 Zeile 1: eben lies aber.
— 12 — 16: Dir — die
— 29 — 2: blickten — blinkten.
— 60 — 30: Wällen — Willen.
— 88 — 6: ausgestellt — aufgestellt.
— 217 — 4: 70 Fuß — 34 Fuß.
— 223 — 6: descsnhan — descansan.
— 271 — 14: Ageute — Agente.
— 282 — 1: Reuter — Reiter.

Zweiter Band.

— 37 — 24: Zalara — Zalaca.
— 58 — 11: Lanjur — Laujar.
— 123 — 24: Wenn — Wann.
— 129 — 1 der zweiten Strophe: der, lies den.
— 140 — 4: zeugten lies zeigten.
— 173 — 15: berannt — berennt.
— 175 — 21: Dest. — Desf.
— 202 — 9: Hochsculptur — Holzsculptur.
— 221 — 29: von wohlbewaffneten — vor den wohlbewaffneten.
— 231 — 3: Um 2 Uhr — Um 1 Uhr.
— 249 — 21: eben — oben.
— 261 — 25: verkehrcen — verkehrten.
— 267 — 9: bi — die.
— 300 — 21: appetitlichem — appetitliche.
— 310 — 2: wogt — wogte.

Dritter Band.

— 20 — 7: Pfanzorts — Pflanzorts.
— 26 — 23: Beuanballa — Benauballa.
— 68 — 18: Richtung — Schichtung.
— 74 — 24: zur Einführung eignet — zur Einführung dieser Thiere eignet.
— 91 — 21: Beza — Baza.
— 107 — 29: gepflasterten — gepflegten.
— 149 — 20: an die wunderbare — an der wunderbaren.
— 189 — 20: von dem — vor dem.
— 195 — 13: Elalegnus — Elaeagnus.
— 254 — 28: Moguar — Moguer.
— 293 — 22: aufgegeben — aufgegraben.

Wigwam und Hütte.

Erzählungen aus dem Westen Amerikas.

von

W. G. Simms.

Aus dem Englischen

von

Fr. Gerstäcker.

12. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erinnerungen an Napoleon

während der ersten drei Jahre seiner Gefangenschaft auf St. Helena.

Von

Lucie Elisabeth Abell.

Aus dem Englischen

von

W. A. Lindau.

Mit zwei Ansichten.

8. broch. 1 Thlr.

Die Verfasserin, die Tochter des Kaufmanns Balcombe, in dessen Landhause Napoleon vom October bis zum December 1815 wohnte, giebt hier einen treuen Bericht von ihrem Verkehr mit dem Gefangenen und seinen Umgebungen. Einer der anziehendsten Beiträge zur Charakteristik des außerordentlichen Mannes.

A. v. Tromlitz,

sämmtliche Schriften.

Taschenausgabe in 108 Bände.

Herabgesetzter Preis 30 Thlr.



C. Fr. van der Velde,

sämmtliche Schriften.

Taschenausgabe in 27 Bändchen.

Herabgesetzter Preis 6 Thlr.

